744

The EDITH and LORNE PIERCE
COLLECTION of CANADIANA

Queen's University at Kingston

Reiſen
nach
Peru, Acadien
und
Egypten,

worin die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt in dieſen Ländern, nebſt den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner beſchrieben werden,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Mit Kupfertafeln und Landkarten.

Göttingen
Verlegts Abram Vandenhoeks ſeel. Wittwe
1751.

Mit Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſiſchem allergnäd. Privilegio.

LP G 475. R4

Vorrede des Ueberſetzers.

Ich habe, da nunmehr der dritte Theil der Sammlung neuer und merkwürdiger Reiſen erſcheinet, theils bey dem Geneigten Leſer etwas zu entſchuldigen, theils überhaupt wegen der darin enthaltenen Schriften etwas zu erinnern. Die Einrichtung dieſes Theils iſt von derjenigen etwas unterſchieden, welche man darin anfänglich zu beobachten Willens war. Man hatte verſprochen in demſelben nebſt Grangers Egyptiſcher Reiſe eine andere nach dem

January 1969

1020105

glückſeeligen Arabien zu liefern. Da aber inzwiſchen Herr Bouguer eine vollſtändige Nachricht von den Verrichtungen der Franzöſiſchen Mathematiker, welche im Jahre 1735 nach Peru geſchickt waren, um die Erdgrade in den Gegenden unter der Mittellinie auszumeſſen, in einem weitläuftigen Werke unter dem Titel: la Figure de la Terre determinée &c. zu Paris an das Licht geſtellet und demſelben eine kurze Beſchreibung dieſer Reiſe und der Merkwürdigkeiten des Landes, worin dieſe Mathematiker gearbeitet haben, vorangeſetzet hatte; ſo hat man ſich nicht enthalten können dieſe Reiſebeſchreibung, als ein neues und in ſeiner Art vortreffliches Werk, in den gegenwärtigen Theil mit einzurücken und denſelben damit anzufangen. Allein weil bereits ein kurzer Begriff derſelben als ein Anhang zu dem zweyten Theile dieſer Sammlung aus der Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences beygefüget worden iſt; ſo muß ich hier zum voraus gedenken, daß der Leſer in dem Werke, welches man ihm jetzo überliefert, verſchiedenes finden werde, was er in dem vorgemel-

gemeldeten Anhange ſchon geleſen hat. Dieſer Umſtand bedarf einer Entſchuldigung. Man hatte damahls von der gegenwärtigen vollſtändigern Reiſebeſchreibung noch keine Nachricht. Es kam alſo hernach darauf an dieſelbe entweder ganz wegzulaſſen oder einen Uebelſtand zu begehen und dem Leſer einige Blätter noch einmahl zu leſen zu geben.

Nach genauerer Ueberlegung hat man für beſſer erachtet das letztere zu erwehlen, als ſo viele nützliche Anmerkungen und gründliche und ſcharfſinnige Betrachtungen, wie man hier antrifft, von dieſer Sammlung auszuſchließen. Die Zuſätze, welche der Verfaſſer zu ſeinem erſten Entwurfe gemacht hat, ſind zu zahlreich und wichtig, als daß man den geneigten Leſer derſelben hätte berauben ſollen; und ich hoffe daher, daß derſelbe einen Fehler, zu welchem man gewiſſer Maßen gezwungen worden iſt, nicht ungütig bemerken, ſondern geneigt überſehen werde.

Nach dieſer gemachten Aenderung war die Reiſe nach dem glückſeeligen Arabien zu groß, als daß ſie in dieſem Lande einen Platz finden konnte. Man hat dieſelbe alſo in einen von den folgenden verſparet; ſtatt ſolcher aber liefert man hier eine andere nach Portroyal in Acadien oder Neu-Schottland, worin man Nachrichten von dieſem Lande antrifft, ſo wie es zu der Zeit, da es unter Franzöſiſcher Herrſchaft ſtund, ausgeſehen hat. Hierbey muß ich erinnern, daß dieſes eine etwas freye Ueberſetzung iſt. Der Verfaſſer hat ſein Buch halb in gebundener und halb in ungebundener Rede geſchrieben. Man hat ſich alſo, um ſo viel möglich eine gleiche Schreibart zu behalten, genöthiget geſehen manche Ausdrücke zu ändern und hie und da einige von ſeinen ſcherzhaften Einfällen wegzulaſſen oder zu mildern. Dieſe Freyheit war nothwendig; jedoch hat man ſich derſelben mit ſolcher Sorgfalt bedienet, daß kein Umſtand, der zum weſentlichen der Erzählung gehöret, weggeblieben iſt.

Die

Die Beſchreibung von Egypten, von deren Verfaſſer einige Umſtände in dem derſelben vorgeſetzten Vorberichte enthalten ſind, iſt zwar nur ſehr kurz und in einer von allen Zierraten der Kunſt entblößten Schreibart abgefaßt: allein man ſchmeichelt ſich dem ohngeachtet, daß der Leſer manches, das ihm gefallen dürfte, darin antreffen werde, und ſie verdienet meiner Meynung nach um deſto mehr einige Aufmerkſamkeit, als der Verfaſſer von den gemeinen Vorurtheilen, die man ſonſt in Anſehung dieſes Landes gehabt hat, weit entfernt zu ſeyn ſcheinet, und uns in vielen Dingen einen ganz andern Begriff davon giebt, als die vorigen Reiſebeſchreiber gethan haben.

Uebrigens wird man den Beyfall, den dieſe Sammlung bisher gefunden hat, auf alle Weiſe zu verdienen ſuchen. Von Sr. Hochwohlgebohrnen des Herrn Hofraths von Haller, der die Aufſicht dabey führt, weltbekannten Einſicht und großmüthigem Eifer das gemei-

Beſte in der gelehrten Republik zu befördern, kann man ſich gewiß verſprechen, daß Er es bey der Fortſetzung des Werks an nichts ermangeln laſſen werde, um daſſelbe fernerhin ſo wohl nützlich als angenehm zu machen. Der Ueberſetzer wünſchet indeſſen, daß er ſolchem Endzwecke auch in dieſem dritten Theile ein Genügen gethan haben möge, welchen er hiedurch der Gewogenheit des geneigten Leſers empfiehlet. Göttingen am 20ſten April 1751.

Kurze Beſchreibung der Reiſe

nach

PERU,

welche von einigen Mitgliedern der Königl. Franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchaften zu Ausmeſſung der Grade des Mittagszirkels in den Gegenden der Mittellinie verrichtet worden iſt,

aus dem Franzöſiſchen

des Herrn Bouguer

überſetzt.

ſe
gen
lun
Fr
All
Er
die
abn
geſt
nen
men
meſſ
gan
man
ein
turle
ohne
Es
und
tigke

Vorbericht des Verfaſſers.

Die Academie hat mit ſolcher Sorgfalt alles dasjenige, was ſie gethan, um die Größe und Geſtalt der Erde zu beſtimmen, bekannt gemacht, daß ich voraus ſetzen kann, die Verſammlung werde von demjenigen, worauf es bey der Frage ankommt, vollkommen unterrichtet ſeyn. Alles ſtimmte überein um uns zu lehren, daß die Erde nicht völlig kugelförmig wäre. So wohl die wegen der Schwere der Körper, welche immer abnimmt, je näher man der Mittellinie kommt, angeſtellte Unterſuchungen, als auch die verſchiedenen Arbeiten, die man in Frankreich unternommen hat, um die Grade der Breite und Länge zu meſſen, beſtättigen ſolches. Allein man ward zu ganz entgegen geſetzten Schlüſſen geleitet, wenn man fragte, wo ſich an der kugelförmigen Geſtalt ein Mangel befände. Die Geometrie und die Naturlehre ſchienen ſich einander zu wiederſprechen, ohne daß man ein Mittel ſahe ſie zu vergleichen. Es war ein unter den Weltweiſen erregter Streit und gehörte nicht zu den bloß theoretiſchen Streitigkeiten, welche in der Anwendung von keiner Erheb-

Erheblichkeit ſind. Die Academie ſelbſt war nicht im Stande etwas gewiſſes zu beſtimmen und ihre Zweifel konnten nicht anders als durch die nach dem Pol und der Mittellinie gethane Reiſen gänzlich gehoben werden. So lange man nur bloß die in einem nicht gar großen Raume ausgemeſſene Grade der Breite gegen einander hält, läſſet ſich deren allzu geringe Ungleichheit mitten unter den Irrthümern, welchen unſere Beobachtungen ausgeſetzet ſind, nicht ſo genau wahrnehmen. Ganz anders verhält es ſich, wenn man die Grade, die in weit von einander entfernten Gegenden, als z. E. um den Polar-Zirkel und die Mittellinie ausgemeſſen ſind, mit einander vergleicht. Der Unterſcheid, welcher aus allen kleinen von Grade zu Grade befundenen Unterſcheiden entſtehet, oder welcher die Summe derſelben iſt, muß, weil ſolcher weit größer iſt, auch viel eher von den ſonſt unvermeidlichen Irrthümern frey bleiben, und die Folgen, die man daraus ziehet, erlangen eine Gewißheit, die ſie ſonſt nicht hatten.

Wenn es zu Verbeſſerung der Schifffahrt nöthig geweſen iſt die Größe der Erde, oder der mittlern Größe ihrer Grade zu beſtimmen, ſo war

es

es nicht minder nützlich ihre Geſtalt mit einer Gewißheit zu erkennen. Man konnte nicht gehörig anzeigen, ob die Zufälle, die ſich auch noch jetzo nur gar zu oft auf der See ereignen, der Nachläßigkeit der Steuermänner, welche die Geſetze ihrer Kunſt nicht ſorgfältig genug beobachten, zugeſchrieben werden müſten, oder ob der Fehler nicht viel weiter herzuholen ſey, und daher rühre, daß die Kunſt ſelbſt zu unvollkommen iſt, wenn ſie den gröſten Theil ihrer Regeln auf die kugelförmige Geſtalt der Erde gründet. Dieſes muſte nothwendig mit Gewißheit ausgemacht werden; und wenn man lernen ſollte, daß die Unregelmäßigkeit der Geſtalt unmerklich wäre, ſo muſte man ſich davon nothwendig verſichern. Ich gedenke hier nichts von allen den andern Vortheilen, die beyläufig daraus entſtehen ſollten. Es war ganz natürlich, daß wir zugleich manche wichtige Unterſuchungen über verſchiedene Gegenſtände zu unſerer Abſicht erwehlten. Wir ſollten Beſchreibungen von den Ländern machen, durch welche wir reiſeten und dadurch die Karten von denſelben verbeſſern. Wir ſollten Beobachtungen über den Magnet anſtellen, und nächſtdem die Schwere der Luft, die Grade ihrer Verdickung, ihre ausdehnende Kraft, die Brechung

chung des Lichts und verſchiedene andere Sachen, welche die Gelegenheit uns zeigen würde, unterſuchen. Vielleicht würden alle dieſe Nebendinge, wenn ſie wohl betrachtet und zuſammen genommen werden, nicht minder wichtig ſeyn, als dasjenige, was wir als den Hauptvorwurf unſerer Abſchickung anſehen.

Die Reiſe der nach dem Polarzirkel abgeſchickten Academiſten ward erſt nach der unſrigen in Vorſchlag gebracht. Sie war viel kürzer, und die Welt hat davon ſchon glücklicher Weiſe die Früchte eingeerndtet; zum wenigſten, ſo weit es möglich war, bis daß man einen gemeinen Schluß machen könnte, als welcher der letzte Gegenſtand aller unſerer unternommenen Reiſen war. Was uns anbetrifft, die wir nach Süden gehen ſollten, und die wir beſtimmt waren alle nur erſinnliche Hinderniſſe auszuſtehen, muſten uns nach der Mittellinie begeben; und man ſiehet offenbar, daß wir nicht weiter gehen ſollten, weil die Grade des Mittagszirkels auf der andern Seite eben der Veränderung nothwendigerweiſe unterworfen ſeyn müſſen, und weil man dieſelben, wenn man weit genug herauf gienge, denen in Frankreich gleich befinden würde.

Man

Vorbericht des Verfaſſers.

Man darf nicht zweifeln, daß eine gewiſſe Gleichförmigkeit zwiſchen der ſüd- und nordlichen Halbkugel ſey. Wenn die Grade auf einer Seite zunehmen, ſo müſſen ſie es auf der andern auch thun, wenn ſie auch gleich nicht ganz genau eben denſelben Geſetzen folgeten. Wir muſten alſo in den Gegenden der Mittellininie bleiben, um, wie es nöthig war, die Ungleichheit entweder in dem Ueberfluſſe oder Mangel zu beſtimmen, wenn ſie am größeſten iſt.

Der Herr Graf von **Maurepas**, welcher nach ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften alle Mittel anwendet, die zu ihrer Beförderung etwas beytragen können, ließ keinen von den Vortheilen aus der Acht, welche mit unſerer Reiſe beſtehen konnten. Er hob alle Schwierigkeiten, und wir haben auf den äußerſten Grenzen der Erde empfunden, daß wir unter ſeinem Schutze reiſeten. Es waren unſer drey Academiſten, Herr **Godin**, Herr **de la Condamine** und ich, ohne den Herrn **de Jüßieu**, öffentlichen Lehrer der mediciniſchen Facultät zu **Paris** mit zu rechnen, welcher ein Bruder zweener Academiſten eben dieſes Namens iſt, und welchen die Academie erſt nach unſrer Abreiſe

zu ihrem Mitgliede bekommen hat. Er ſollte, ſo wie er es auch mit aller Sorgfalt gethan hat, an der Naturgeſchichte der Länder, durch welche wir reiſen würden, arbeiten. Der Herr **Seniergues**, ein Wundarzt, war ihm zum Gehülfen gegeben, und er konnte außerdem uns zuweilen ſehr nützlich ſeyn. Wir hatten viele Leute nöthig, theils um etwas abzuzeichnen, theils um die Rechnungen in Richtigkeit zu bringen, oder uns auch in Unterſuchung des Landes Beyſtand zu leiſten. Man gab uns zu dem Ende den Herrn **Verguin**, Kriegsbaumeiſtern der Marine und die Herrn **Couplet**, **Deſodonnais**, **de Morainville** und **Hugot** zu. Dieſer letztere, welcher ein Uhrmacher iſt, ſollte Sorge für unſere Werkzeuge tragen.

Herr **Godin** war aus mehr als einer Urſache berechtiget das Haupt unſerer Geſellſchaft zu ſeyn. Denn außerdem daß er ein älteres Mitglied als ich war, hatte er das Verdienſt die Reiſe in Vorſchlag gebracht zu haben. Ich meines Theils gedachte an derſelben keinesweges Theil zu nehmen. Allein da alles fertig war, und die Zeit zur Abreiſe herankam, ſo konnten verſchiedene Mathematiker oder Sternkundige, auf welche man Rechnung

machte

machte, den Trieben ihres Eifers kein Genügen thun, entweder weil ſie unpäßlich waren, oder weil die Beſorgung ihrer eigenen Angelegenheiten, die ſich inzwiſchen verändert hatten, ſie zu Paris zu bleiben nöthigte. Dieſe Betrachtung allein war hinlänglich den Wiederwillen zu überwinden, welchen meine ſchwache Geſundheit bey mir allezeit gegen die Seereiſen erwecket hatte. Indeſſen, obgleich unſre Abweſenheit wegen verſchiedener Zufälle, woran ich keinen Theil hatte, ungemein lange gedauret hat, ſo werde ich es mich doch nicht reuen laſſen, daß ich mich allzu leichtſinnig entſchloſſen habe, wenn ich ſo glücklich geweſen bin durch meine perſönliche Bemühungen etwas zu dem gemeinen Nutzen beyzutragen.

Man muß in Betrachtung ziehen, daß wir uns nicht begnüget haben einen einzigen Grad des Mittagszirkels auszumeſſen. Der Bogen, deſſen Größe wir beſtimmet haben, hält deren mehr als drey in ſich, daß alſo in dieſem Betracht allein unſre Arbeit dreymahl länger und mühſamer geweſen iſt, als diejenige, welche in Lappland verrichtet und mit ſo vielen gerechten Lobſprüchen beehret worden iſt. Hiernächſt hatten wir mit einer un-

endlichen Menge Hinderniſſe zu ſtreiten, und viele ſtelleten ſich uns dar, welche von dergleichen Unternehmungen gleichſam unzertrennlich waren, da man über den Ocean in ſo entfernte Länder reiſen muſte, worin die Unterhaltung der Gemeinſchaft mit Europa ungemein ſchwer ward, und da der glückliche Fortgang der Arbeit, zu der wir abgeſchickt waren, von einer großen Anzahl Umſtände abhieng und auf der vereinigten Bemühung vieler Perſonen beruhete. Die moraliſchen Schwierigkeiten haben ſich vermehret und mit den natürlichen und denen, welche die Beſchaffenheit der Oerter verurſachet, vereiniget. Jene waren ſo groß, daß es faſt unmöglich ſeyn würde ſie zu beſchreiben; und man wird von dem hohen Grade der leztern urtheilen können, wenn man wiſſen wird, daß die große Höhe der Gebirge, welche in Europa insgemein zur geſchwinden Verrichtung dergleichen Arbeiten etwas beyträgt, uns im Gegentheil daran ganz und gar hinderlich war, entweder weil wir uns auf einem allzu hohen Poſten und faſt allezeit mitten in den Wolken befanden, oder weil die Sturmwinde unſere aufgerichtete Zeichen wegführeten und uns oft in die verdrießliche Nothwendigkeit ſetzten nur auf unſere eigene Erhaltung bedacht

dacht zu ſeyn. Wir muſten zuweilen mit anderthalb Monaten Geduld eine einzige Viertelſtunde gut Wetter kaufen, und ein ſolcher Poſten hat uns länger aufgehalten, als in Europa durch die Ausmeſſung einer ganzen Mittagslinie geſchehen würde. Wir arbeiteten überdem in einem Lande, welches ſeine eigene Einwohner nicht kannten, und wir muſten faſt beſtändig durch Wüſteneyen uns einen Weg bahnen, wo wir nichts als die Spur des Rothwildes antrafen. Wir durften ohne Paß uns nicht in die Spaniſchen Länder wagen, welche jenſeit des Meeres zu betreten insgemein allen Fremden unterſaget iſt, und wir hatten ſo gar eine beſondere Erlaubniß nöthig. Seine Majeſtät, der Catholiſche König willigte nicht bloß darein, daß die Arbeit an dem Orte des Königreichs **Peru**, welchen wir dazu erwählen würden, verrichtet werden mögte, ſondern er erklärte ſich auch zum Beſchützer derſelben, indem er zu dem Ende ſeine Befehle an ſeine Unterkönige und an die Audienz zu **Quito** ergehen ließ. Er ernannte zugleich zweene Schiffs-Lieutenante, nämlich **Don George Juan**, Comthur zu Aliaga vom **Johanniter-Orden** zu **Jeruſalem** und **Don Antonio de Ulloa**, um von ſeiner Seite unſern

Arbeiten mit beyzuwohnen. Wir fanden ſie zu Carthagena in America, wohin ſie gerade von Cadix gegangen und daſelbſt vor etlichen Monaten angekommen waren. Beyde vereinigte Nationen können ſich darauf was einbilden, daß ſie zu einer Zeit an die Unterſuchung der Geſtalt der Erde denken konnten, da der glückliche Fortgang ihrer Waffen Europa in Erſtaunen ſetzte und deſſen Sorgfalt auf ganz andre Dinge richtete. Wenn wir indeſſen das Glück hatten die Sache zum Stande zu bringen, ſo muſte der Nutzen unſerer Reiſe allen Völkern gemein werden, und alle muſten davon auf gleiche Weiſe die Früchte genießen. Es iſt eine Eigenſchaft unſerer Könige, daß ſie die Vortheile, welche aus ihren glorreichen Unternehmungen entſtehen, nicht auf ein einziges Jahrhundert einſchränken. Indem ſie alſo ihre Wohlthaten auf eine ſo großmüthige Weiſe über das ganze menſchliche Geſchlecht ausbreiten, ſo bezeigen ſie ſich als die Könige oder als die Väter aller Völker. Alles, was der geliebte Monarch, unter deſſen Herrſchaft wir leben, anordnet, hat dieſe Merkmahle der Güte und Weisheit.

Vorbericht des Verfaſſers.

Ich werde dieſe Abhandlung in verſchiedene Hauptſtücke eintheilen, damit ich ein Land, das wir genau kennen zu lernen nur gar zu viele Gelegenheit hatten, deſto beſſer beſchreiben könne. Unſre **Franzöſiſchen** Reiſebeſchreiber ſind wenig dahin gekommen, und der Begriff, welchen man ſich davon macht, iſt insgemein nur auf den Nachrichten ſolcher Leute gegründet, welche nicht im Stande waren die Sachen in einer ordentlichen Folge zu unterſuchen. Dieſes läſſet mich hoffen, daß eine etwas umſtändliche Erzählung nicht unangenehm ſeyn werde, bis daß ich eine vollſtändige Beſchreibung der ganzen Reiſe werde an das Licht ſtellen können. Uebrigens kann dieſe Erzählung unſerer Arbeit bey Ausmeſſung der Erde, wovon ich Rechenſchaft abſtatten muß, einiges Licht geben.

Inhalt

Inhalt des Werks.

Erſtes Capitel.

Beſchreibung des Theils von Peru, welcher zwiſchen dem Meere und der großen unter dem Namen der Cordilleras bekannten Reihe Gebirge liegt. Seite 1

Beobachtungen, die zu Monte Chriſti angeſtellet ſind, und die Beſtimmung der Lage des weſtlichen Theils der Küſte von Peru. 4

Von der Geſtalt der Häuſer in dieſem Lande. 6

Beobachtung zwoer Sonnen am Horizonte. 10

Von der geringen Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe Länder ſo ſehr bevölkert geweſen ſey, als die mehreſten Geſchichtſchreiber berichten. 12

Wälder auf der nordlichen Seite des Meerbuſens von Guayaquil. 13

Vögel

Vögel, Thiere und Ungeziefer. Seite 22

Von der groſſen Hitze, welche man in dieſen Ländern empfindet. 22

Von der groſſen Feuchtigkeit des Landes. 23

Gänzliche Verſchiedenheit des Landes ſüdwärts von dem Meerbuſen bey Guayaquil. 24

Warum es ſo häufig nordwärts von dieſem Meerbuſen regnet, und warum das Gegentheil ſüdwärts ſtatt habe 25

Flüſſe, welche dieſe Länder durchſtrömen. 31

Zweytes Capitel.

Beſchreibung der Gebirge, Cordilleras genannt, in Peru und des Landes, welches zwiſchen denſelben um Quito liegt. [illegible]

Von der Schwierigkeit auf die Gebirge zu ſteigen. eb. daſ.

Von der Gegend um Quito und innerhalb der Cordilleras. 36

Gute Eigenſchaften des Landes. 41

Von der Höhe des Erdreichs in Quito über der Horizontallinie des Meers. Seite 44

Zufälle, welche die dünne Luft daſelbſt verurſacht. 45

Daß die Ohnmachten, welche die Reiſenden, wenn ſie noch weiter heraufſteigen, betreffen, nicht von eben derſelben Urſache, ſondern bloß von der Müdigkeit herrühren. 46

Beobachtungen, die mit dem Thermometer und Barometer auf dem Gipfel des Pichincha angeſtellet worden, welcher 2434 Klaftern über dem Meere erhaben iſt. 48

Eine Regel, um mit dem Barometer in den Cordilleras die Höhe der Berge in ihrer Verhältniß gegen einander zu finden. 49

Erklärung einer gewiſſen Veränderung, welche jeden Tag zu gewiſſen Stunden in dem Barometer zu Quito bemerket wird. 50

Urſachen, die man hatte, die Triangel unſrer Mittagslinie nicht ſo hoch zu ſetzen, als es möglich war. 51

Von den Donnerſchlagen, welche man höret, wenn man auf den höchſten Bergen iſt. 52

Von der verſchiedenen Farbe, welche die Wol-

ken

ken annehmen, nachdem man ſie von oben oder unten anſiehet. 54

Eine ſonderbare Lufterſcheinung, welche man ſiehet, wenn der Schatten des Beobachters auf eine Wolke fällt. 56

Von der Grenze der Kälte oder der untern beſtändigen Grenze des Schnees auf den Gebirgen in dem heißen Erdſtriche. 59

Von der Linie oder krummen Fläche, welche durch die untere Grenze des Schnees auf allen Bergen der Erdkugel gehet. 63

Anmerkungen über die Höhe des **Pico** auf der Inſel **Teneriffa**, wie dieſelbe von dem P. **Feuillee** beſtimmet worden. eb. daſ.

Von der obern Grenze des Schnees auf den Gebirgen. 65

Erklärung der Urſachen der Kälte, welche man auf den höchſten Gebirgen empfindet. 67

Warum die Abwechſelungen der Hitze und Kälte, welche das Thermometer anzeiget, oben weit größer, als unten ſind. 69

Von der Schwierigkeit wegen des Froſtes, welchem man in den engen Päſſen zwiſchen den Gebirgen bloß geſtellet iſt, aus den Cordille-

ras

ras zu gehen und der noch größern, ſich in dieſelbe zu begeben. Seite 72

Beſchreibung des Paſſes Guanacas. 74

Zweene von den Academiſten ſteigen über die untere beſtändige Grenze des Schnees. 76

Dicke des Schnees auf den höchſten Gebirgen. 78

Drittes Capitel.

Beſondere Anmerkungen über die Beſchaffenheit des Erdreichs, die feuerſpeyenden Berge ꝛc. 79

Daß die Cordilleras in einem ziemlich großen Raume zwiſchen Paſto und Popayan nur ungefähr den vierten Theil ſo hoch ſind, als um Quito. eb. daſ.

Daß der Goldſtaub insgemein nur an niedrigen Oertern gefunden werde. 80

Die Art und Weiſe die Erde zu waſchen, damit man daraus den Goldſtaub bekomme, deren man ſich zu Choco und um Popayan bedienet. 81

Daß man das Gold nicht ſo häufig um Quito findet, ſondern daß das Erdreich dieſer Stadt dagegen ſehr fruchtbar ſey. 84

Daß

Daß man nicht wiſſe, ob es nicht möglich ſey das Land daſelbſt noch einträglicher zu machen. Seite 86

Wie leicht man in den **Cordilleras** mittelſt der von dem Regen gemachten Graben die verſchiedenen Erd-Schichten bis zu einer großen Tiefe zu erkennen im Stande ſey. 88

Beſchreibung dieſer verſchiedenen Schichten an dem Fuße eines wirklich entzündeten Volcans **Cotopaxi** genannt. 89

Bimsſteinbruch, welcher 7 Meilen ſüdwärts von **Cotopaxi** in den **Cordilleras**, in der Gegend der kleinen Stadt **Latacunga** befindlich iſt. 93

Von zwoen Ueberſchwemmungen, welche der **Cotopaxi** den 24ſten des Brachmonats und den 9ten des Chriſtmonats, 1742. verurſachte. 94

Urſachen dieſer Ueberſchwemmungen und derjenigen, welche aus dem **Cargavirasso** den 20ſten des Brachmonats, 1698 entſtund. 96

Von dem Antheile, welchen die Flut an dem Erdbeben haben kann. 100

Unterſuchung der Jahreszeit, worin man

in

in Peru den Erdbeben am meiſten unterworfen iſt. Seite 101

Daß das Geheule der feuerſpeienden Berge und der ſtoßweiſe daraus gehende Rauch ſich mit merklich gleichen Abwechſelungen ereigne. 107

Gleiche Verhältniß zwiſchen dem Getöſe der feuerſpeienden Berge und den heftigſten Erſchütterungen in dem Erdbeben. 108

Viertes Capitel.

Zurückreiſe des Verfaſſers von Quito bis nach der Nordſee auf dem Magdalenenfluſſe; Anmerkungen über den Magnet ꝛc. 110

Wie leicht es in allen dieſen Ländern ſey Karten davon zu machen. 111

Verſchiedene geographiſche Beſtimmungen. 114

Anmerkungen über die Annäherung und Abweichung der Magnetnadel. 115

Unrichtigkeit in der Abweichung des Magnets, welche von Steinen, die auswendig ſchwarz ſind, und in dem Lande an verſchiedenen Orten zerſtreuet lagen, herrührete. 116

Von

Von einigen eben dieſer Steine, welche die **Spanier** gemahlte Steine nennen. 117

Anmerkung und Erklärung der gleichen Kraft, welche der magnetiſche Nord = und Südpol hat. 118

Daß die Berge in den Gegenden des **Magdalenenfluſſes** und des **Orenoks** aus Schichten beſtehen, die vollkommen horizontal ſind; und daß das Erdreich dort niedriger geworden zu ſeyn ſcheine. 126

Waſſerfall des **Bogota** unterhalb **Santa Fe**. 128

Verſchiedene Arten Brücken, die in dieſen Ländern gewöhnlich ſind. 129

Schieferſtein, und eine andere Gattung von Steinen, **Schite** genannt, die ſich in Marmor verwandeln. 132

Wahre oder ſo ſcheinende Verſteinerungen, welche man oft in dieſen Ländern antrifft. 133

Eine Spinne, namens **Coya**, welche man daſelbſt für überaus gefährlich hält. 134

Eine Schlange, **Tatacua** genannt. 137

Fünftes

Fünftes Capitel.

Von den Einwohnern in Peru und ihren Sitten.

Seite 138

Gute Eigenſchaften der Americaniſchen Spanier. 139

Gute Eigenſchaften der Indianer, welche unten außerhalb der Cordilleras wohnen. 140

Daß diejenigen Indianer, welche nicht der heftigen Sonnenhitze bloß geſtellet ſind, keine ſolche Kupferfarbe, als die andern haben. 143

Sitten der Indianer, welche oben in den Cordilleras wohnen. 144

Sitten der Meſtizen, welche aus der Vermiſchung der Spanier und Indianer ihren Urſprung haben. 146

Urſachen von dem ſchlechten Fortgange der Künſte in dieſen Ländern. 147

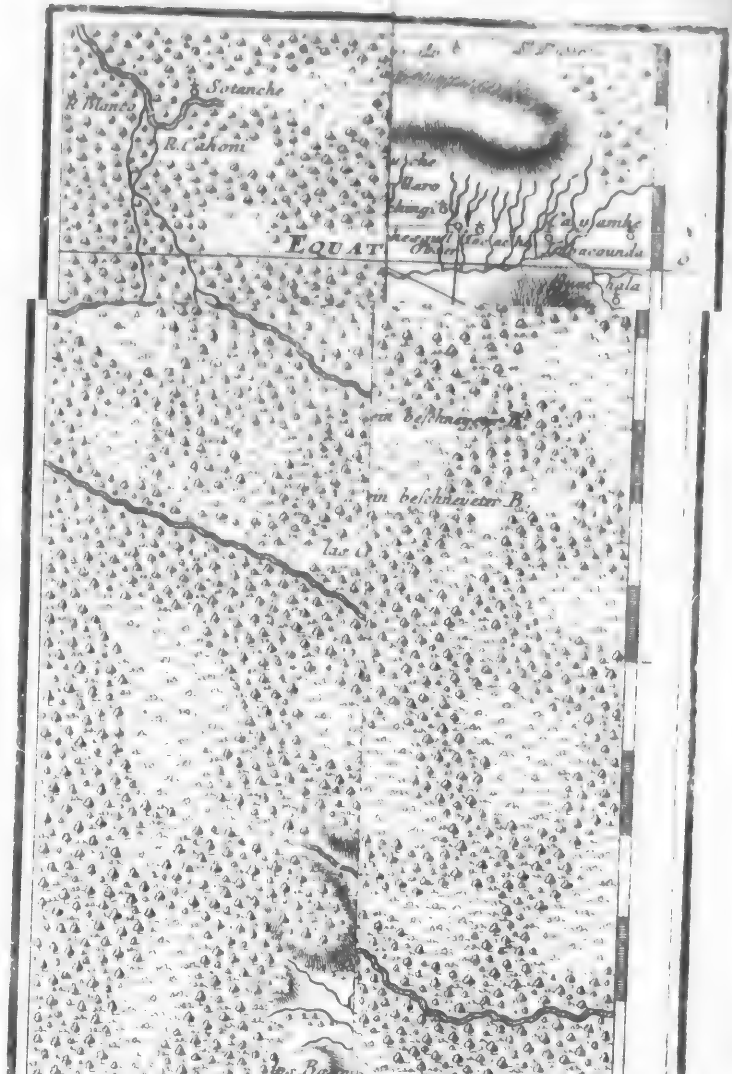
Von verſchiedenen Denkmahlen, welche die alten Indianer nachgelaſſen haben. 148

Verſchiedene andere Anmerkungen, welche über die vorigen und andere Vorwürfe gemacht werden können. 150

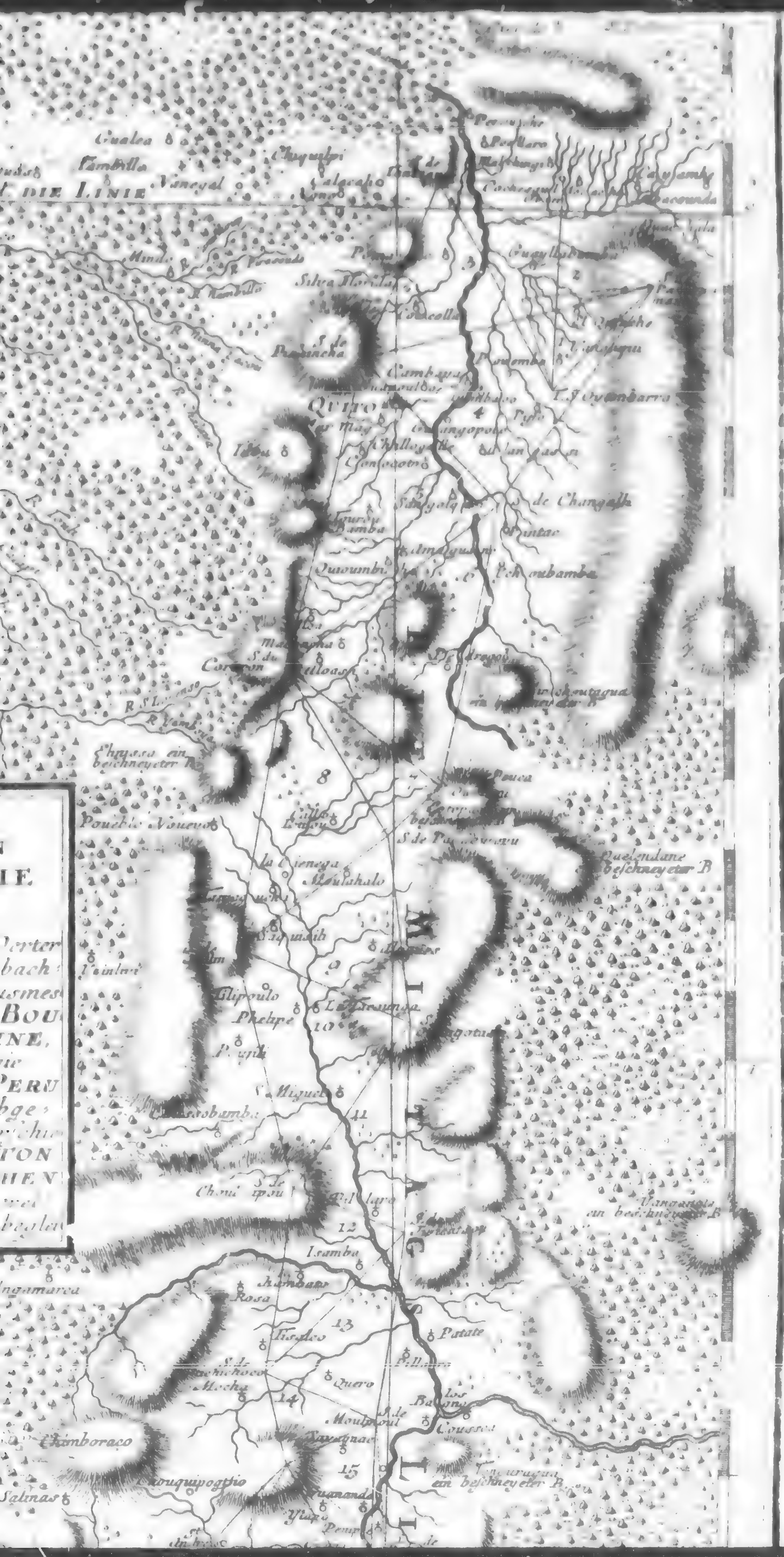
Erklärung des Seitenabriſſes und der Ausſicht der Cordilleras in Peru in den Gegenden von Quito. 152

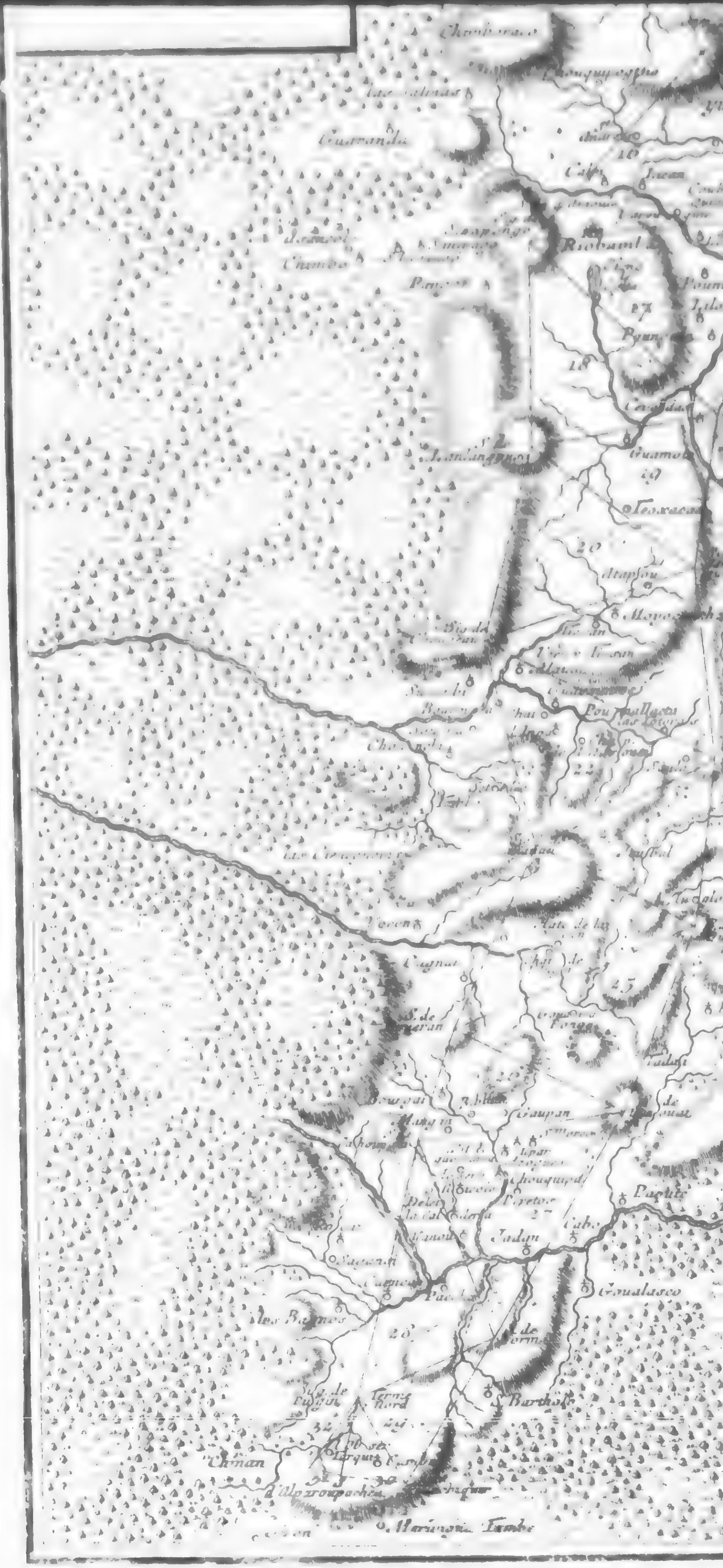
Reiſe

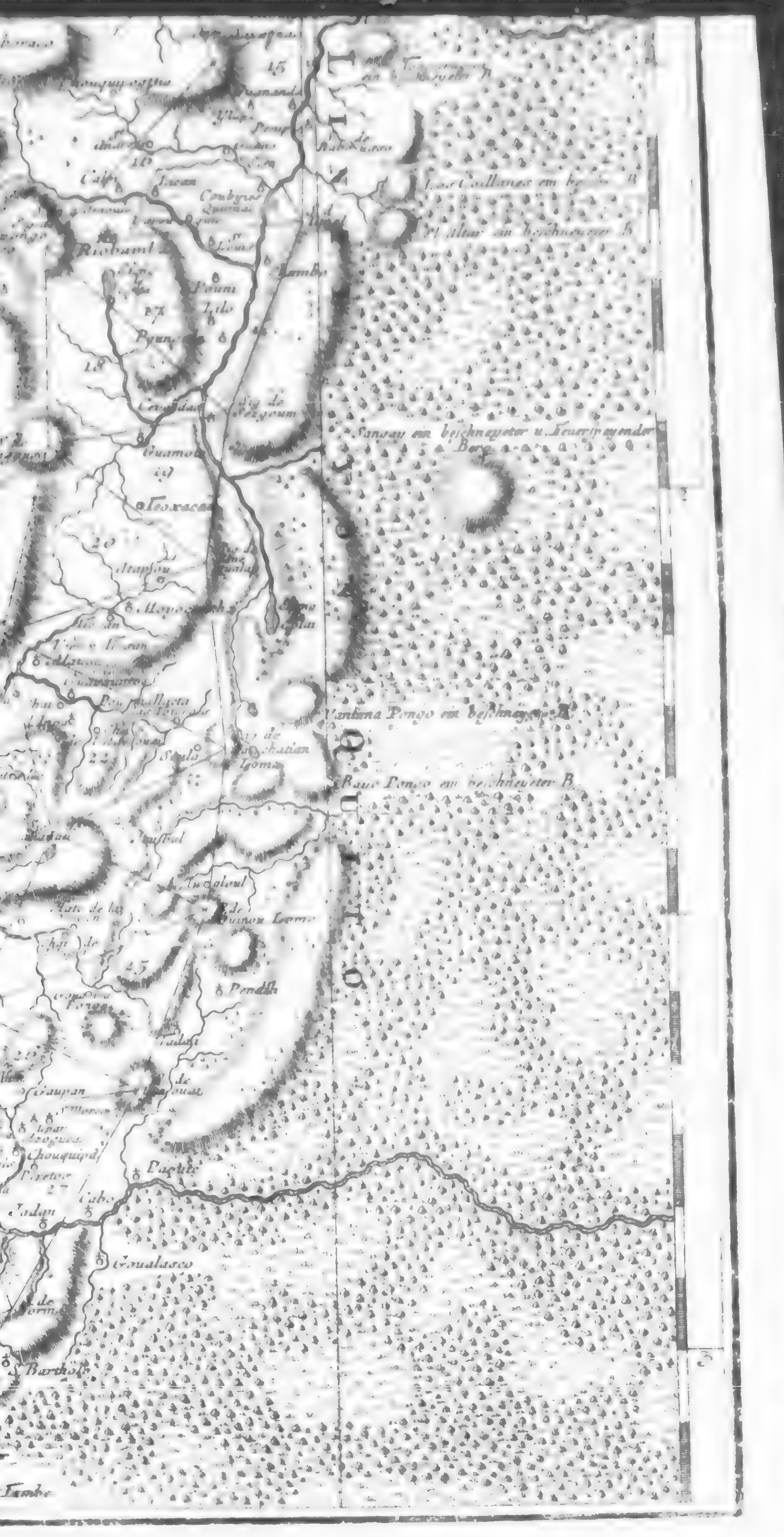
ru
Seite 138
hen
139
che
n. 140
cht
d,
n. 143
en
144
r
n
146
r
147
e
148
150
152
eiſe



EQUATOR od. DIE LINIE
R. Blanco
Gualea
Tambillo
Nanegal
Angamarca
Chimborazo
las Salinas
KARTE
VON DEN TRIANGELN
DER MITTAGS LINIE
ZU QUITO,
worin die Lage der meiſten Oerter
nach den aſtronomiſchen Beobach-
tungen und geometriſchen Ausmeſ-
ſungen der Herren GODIN BOU-
GUER und DE LA CONDAMINE,
Mitglieder der Königl. Academie
der Wiſſenſchafften, die nach PERU
zur Ausmeſſung der Erdgrade abge-
ſchicket worden, und nach verſchie-
denen durch den Herrn ANTON
ULLOA, Sr. CATHOLISCHEN
MAJESTÆT Schiffs-Lieutenant wel-
cher vorgemeldete Academiſten beglei-
tet hat, beobachteten Stand-
winckeln beſtimmet iſt, nebſt
der Geſtalt des Erdreichs
und dem Laufe der Flüſſe,
ſo von dem Herrn VER-
GUIN, Kriegsbaumeiſtern
der Marine beſonders an-
gemerkt ſind.
Maaſſtab


DIE LINIE
Gualea
Tambillo
Vanegal
Chaquilpi
Silva Florida
S. de Pichincha
QUITO
de Changalla
Pintac
Quoumbi
Corazon
Pouebl Nouevo
la Cienega
Moulahalo
Latacounga
Phelipe
S. Miguel
Isamba
Rosa
Tisaleo
Patate
Quero
Mocha
Chimboraco
Salinas
Quelendane beſchneyeter B
Vangaote an beſchneyeter B
an beſchneyeter Berg
PERU
BOU


Goualasco
Chinan
Jadan


Guamo
Teoxaca
Pendih
Pachi
Guadasco
Sangay ein beschneyeter u. Feuerspeyender Berg
Bau Pongo ein beschneyeter B.

B

Ma
blie
den
Den
Höh
in de
Wir
here

Reiſe
nach Peru.

Das erſte Capitel.

Beſchreibung des Theils von Peru, welcher zwiſchen der See und der großen Reihe unter dem Namen Cordilleras bekannter Gebürge lieget.

Wir begaben uns den 16ten May 1735. auf der Rheede bey Rochelle auf ein königliches Schiff, und kamen glücklich nach St. Domingo, nachdem wir zu Martinique angelandet waren, allwo wir etliche Tage blieben. Wir machten auf dieſen beyden Inſeln verſchiedene Beobachtungen, davon man bereits einige in den Denkſchriften der Academie geſehen hat. Wir maßen die Höhe verſchiedener Berge, auf welche wir geſtiegen waren, in der Abſicht einige beſondere Unterſuchungen anzuſtellen. Wir übten uns alſo, ohne es zu wiſſen, andere ungleich höhere Berge zu erſteigen, welche unter dem Namen Cordil-

leras bekannt ſind, und davon man in Europa wenig mehr, als den Namen weiß. Wir hielten uns ziemlich lange zu St Domingo auf, und reiſeten von da den 3ten October nach Carthagena. Sodann ſegelten wir nach Porto Bello, und nachdem wir über die Erdenge gegangen waren, begaben wir uns zu Panama an der Süd-See zu Schiffe. Den 9ten Merz 1736. berührten wir zum erſten mahl die Peruaniſche Küſte, und legten uns auf der Rheede bey Manta, wo wir anzulanden beſchloſſen hatten, vor Anker.

Man weiß allhier ſchon, daß der Herr de la Condamine und ich uns damahls von der übrigen Geſellſchaft trenneten, weil wir glaubten, daß wir unſere Zeit auf dieſem Theile der Küſte nützlich gebrauchen könnten, weil daſelbſt der große Regen ſchon aufgehöret hatte, welcher, wie man uns verſicherte, weiter von hier, oder mehr ſüdwärts noch lange anhalten, und den Weg nach Quito bis zu dem Brachmonat verſperren würde.

Wir ſahen den Herrn Godin mit der übrigen Geſellſchaft nach Guayaquil unter Segel gehen, und wir hatten nicht Urſache uns unſern gefaßten Entſchluß reuen zu laſſen. Unſer daſiger Aufenthalt brachte uns eine ziemlich vollſtändige Kenntniß dieſer Küſte zuwege, welche, weil ſie in dem ſüdlichen America am meiſten weſtwärts lieget, in Anſehung ihrer Lage mit beſonderer Sorgfalt beſtimmet

ſtimmet werden muſte. Wir unterſuchten die Länge des Perpendikels, und ich für meine Perſon machte mir mit den aſtronomiſchen Refractionen eine ſtarke Beſchäftigung.

Den andern Tag nach der Abreiſe des Herrn Godins begaben wir uns nach dem Dorfe Monte Chriſti an dem Fuße des Berges, der eben dieſen Namen führet. Er iſt in allen dieſen Gewäſſern berühmt, und dienet den von weitem kommenden Schiffahrenden dazu, daß ſie die Gegend, wo ſie ſich befinden, durch ihn zu erkennen im Stande ſind. Dieſer Ort iſt der Aufenthalt der alten Einwohner zu Manta, welche um ſich den Anfällen der Seeräuber zu entziehen, ſich von der Küſte, wo ſie ehemahls wohneten, weiter in das Land begeben haben. Wir nahmen unſere Wohnung in dem königlichen Hauſe,* welches man als ein Rathhaus anſehen muß; jedoch war es nur aus Schilfe, als die anderen Hütten gebauet. Es ſtund auf Pfählen, welche ſieben bis acht Fuß hoch waren, und man ſtieg mittelſt einer Treppe in daſſelbe hinauf. Dieſelbe beſtand aus nichts als zwoen Rohrſtangen, die viel dicker waren, und worin man Löcher gemacht hatte, um die Füſſe drin zu ſetzen. Den 15ten, welches ein Donnerſtag war, frühe morgens ſtatteten die Indianer ihren Beſuch bey uns ab. Sie wurden von ihren Alcalden oder obrigkeitlichen Perſonen angeführet, welche ihre Stäbe als ein vorzügliches Merkmahl ihrer Gewalt in der Hand

* La caſa real.

trugen. Sie beſchenkten uns mit einigen Früchten und meldeten, daß Don Joſeph de Olabes y Gamaroa, Commendant zu Puerto Viejo, ihnen ſchriftlich befohlen hätte für uns eben dieſelbe Achtung als für ihn ſelbſt zu haben. Wir ſuchten ungefähr ein drittel Meile von dem Dorfe einen bequemern Poſten aus, wo wir unſere Beobachtungen anſtellen könnten. Wir ſchlugen daſelbſt unſere Wohnung unter einem Dache auf, welches unſere guten Freunde, die Indianer, mit leichter Mühe errichteten, weil die in dem Lande gewöhnliche Bauart nicht die geringſte Kunſt erfordert.

Ich bemühete mich mit dem Herrn de la Condamine vergebens die in den Denkſchriften der Academie von 1735. von mir beſchriebene Methode, nach welcher der Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche am füglichſten beſtimmet werden kan, anzuwenden. Des Abends war die Sonne ſichtbar, allein des Morgens ſahe man ſie nicht. Und dieſes nebſt einigen andern Zufällen war Urſache, daß wir keine mit einander zu vergleichende Beobachtungen, deren wir nöthig hatten, anſtellen konnten. Der dunkle Himmel verhinderte uns auch einige Finſterniſſen der Jupitersstrabanten wahrzunehmen; allein wir konnten dem ohngeachtet das Ende der am 26ten Merz 1736. des Abends ſich ereignenden Mondfinſterniß beobachten. Eine Beobachtung, welche wegen ihrer Umſtände ungemein wichtig wird, weil ſie die Lage dieſer ganzen Küſte, welche in dem

ſüdlichen America am meiſten weſtwärts liegt, beſtimmet *. Sie lehret uns, daß Monte Chriſti, welches unter 1 Gr. 2 Min. ſüdlicher Breite liegt, 13 oder 14 Meilen abendwärts von dem Mittagszirkel zu Panama oder Porto Bello, und daß das Vorgebirge St. Lorenzo, welches beynahe 4 Meilen weiter weſtwärts liegt, ungefähr 54 Min. gegen Abend von eben demſelben Mittagszirkel entfernet iſt.

Für

* Ob gleich der Mond in dem Schatten ſtund, ſo war er dem ungeachtet ſichtbar. Man konnte nur den Austritt aus dem Schatten beobachten.

Wahre Zeit.			
7 St.	26′	40″	Erſter Augenblick des Austritts aus dem Schatten.
7	34	31	kam Ariſtarchus hervor.
7	47	0	kam Plato hervor.
7	52	17	Anfang, da Tycho hervor kam.
7	53	23	war Tycho ganz aus dem Schatten.
7	57	47	kam Manilius hervor.
8	6	24	war das helle Meer ganz aus dem Schatten.
8	13	25	war das Nectar-Meer ganz aus dem Schatten.
8	18	42	war das Kryſtallen-Meer ganz aus dem Schatten.
8	19	17	kam Petavius hervor.
8	20	18	kam Langrenus hervor.
8	23	27	Ende der Finſterniß.

Für meine Perſon war ich glücklicher in den Beobachtungen, die ich bey der Mündung des Fluſſes Jama, nordwärts von dem Cap paſſado, 9 Min. ſüdwärts von der Linie anſtellete. Wir begaben uns erſt dahin, nachdem wir einige Tage zu Puerto Viejo bey dem Commendanten Don Joſeph de Olabes zugebracht hatten, welcher uns ungemein wohl aufnahm. Puerto Viejo iſt eine von den älteſten Pflanzſtätten der Spanier in Peru. Dieſer Ort führet ſtets den Titel einer Stadt, welche er ſo wenig, als den Namen eines Hafens verdienet, weil er weit in das Land hinein liegt, und weil der dadurchgehende Fluß gar nicht groß iſt. Dem ohngeachtet findet man dort einen Haufen Spanier, die aber ſehr arm ſind. Sie haben Wachs und Baumwolle, und bauen ſo viel Cacao und Taback, daß ſie etwas davon auswärts verſchicken können. Allein die beſchwerlichen Wege und der Mangel der Schifffahrt ſind Urſache, daß die Handlung ſehr ſchläfrig getrieben wird, und es iſt ein bloßer Zufall, wenn ſich eine Gelegenheit zum Verkaufe darbietet.

Wir ſahen an dieſem Orte ſo wohl als in allen andern, wo wir durchreiſeten, einige ſehr feine Häuſer, welche unter einem mit Stroh oder Palmblättern bedeckten Dache ziemlich viele Gemächer enthielten, und welche außer ihren andern Zierrathen, wofern man ſich dieſes Worts bedienen kan, auch Bogengänge und Erker hatten. Das Rohr wird hiebey zu großen und kleinen Balken, ja auch zu

Brettern

Brettern gebraucht. Dieſes Rohr, welches man ſich auf ſo mancherley Weiſe zu nutze macht, iſt ſo dick als ein Bein. Man ſpaltet es die ganze Länge herunter nur auf einer Seite, wenn man Bretter daraus machen will. Man öffnet daſſelbe, indem man die inwendig befindlichen Scheidewände der Höhlen entzwey bricht, und breitet es von einander. Man bekommt auf dieſe Weiſe ganz fertige Bretter, die ſo lang als die unſrigen und zuweilen funfzehn Zolle breit ſind. Mau gebraucht dieſelben zu den Böden, den Abtheilungen der Gemächer und zu Thoren und Thüren. Alle Theile des Gebäudes werden durch Baumwurzeln oder Stricken, die aus Rinde gemacht ſind, mit einander verbunden, ſo daß nicht ein einziges Stück Eiſen dazu gebraucht wird. Nichts kan dem Wiederwillen beſſer zu ſtatten kommen, welchen alle Einwohner vor der Arbeit haben. Wenn dieſelben ſich etwas mehr Mühe geben wollten, ſo würden ſie in den Wäldern ſtärkern und dauerhaftern Bauzeug finden. Es iſt wahr, wenn ſie ihre Häuſer mit größerer Sorgfalt baueten, würden ſie auch weit mehr koſten; und übrigens kommt es bey ihnen allezeit bloß darauf an, daß ſie ſich gegen die gar zu große Sonnenhitze, oder den häufigen Regen beſchützen mögen. Wenn man in dieſen Häuſern nur ein wenig herum gehet oder ſich bewegt, ſo knarret das ganze Gebäude. Die Feuersgefahr iſt dabey auch ſehr zu befürchten: allein gleich wie die Auszierung eben ſo wenig koſtbar als das übrige iſt; alſo kann der Schade niemahls beträchtlich ſeyn.

Von Puerto viejo reiſeten wir nach Charapoto, einer andern Colonie, woſelbſt ſich ebenfals einige Spanier befunden. Von da begaben wir uns nach Canoa, und darauf nordwärts von Cap paſſado. Auf dem Wege nach Canoa kamen wir durch die Bay de Caracas, welches eine Art von Hafen iſt, zu dem die Natur al..n Vorſchub gethan hat. Dieſer Meerbuſen, zwiſchen welchem und Caracas an dem Nordmeere man allem Anſehen nach einige Aehnlichkeit zu finden glaubete, hat einen ſehr engen Eingang, und iſt dem ohngeachtet unge mein groß. Nahe dabey findet ſich eine unendliche Menge zum Schiffbau tüchtiges Holzes. Die Spanier, welche daſelbſt eine Stadt angelegt hatten, davon man die Schutthaufen nicht weit von dem Eingange des Hafens ſiehet, pflegen daher noch ietzo zuweilen Schiffswerfte aldort zu haben.

In allen Oertern, welche nicht ganz und gar wüſte waren, fanden wir Bananen nebſt etlichen andern Früchten, Milch, Eyer und einiges Geflügel zu unſern Lebensmitteln. In den andern Plätzen lebten wir von Reiß und dem Proviant, welchen wir mit uns brachten. Die Bananen nebſt den Mayzkuchen, welche keinen andern Fehler haben, als daß ſie überaus trocken ſind, dieneten uns ſtatt des Brodes.

Die Indianer gaben uns die Pferde, die wir nöthig hatten, und zeigten uns, wie wir uns die Ebbe und

Fluth

Fluth zu Nutze machen und unten auf dem Strande reiſen könnten, da oben auf der Küſte gar kein gebahnter Weg war. Dieſes Land hat man zu Vermehrung der Pferde ſehr geſchickt befunden. Sie ſind dorten in ziemlich großer Anzahl, ſeitdem die Spanier einige aus Europa dahin gebracht haben. Es iſt keiner beſondern Sorgfalt, die man für ſie trägt, zuzuſchreiben, daß ſie ſo gut gerathen. Man macht es daſelbſt faſt eben ſo als auf unſern Inſeln. Man läſſet ſie allezeit auch ſo gar während der Nacht drauſſen. Sie werden niemahls beſchlagen; und zuweilen ſind ſie ſo mager, daß es den Reuter jammert. Allein dem ohngeachtet thun ſie vortreffliche Dienſte. Wir hatten noch außerdem, als wir längſt der Küſte reiſen ſollten, ein anders Fuhrwerk. Wir fanden einige Pirogen, welche aus dem Stamme eines einzigen Baumes gemachte Kähne oder Fahrzeuge ſind. Inzwiſchen gehet man in denſelben ziemlich weit vom Lande und fähret zuweilen um Vorgebirge, wann die See nicht ungeſtüm iſt.

Unſere Abſicht bey allem unſern Herumreiſen war das Land beſſer kennen zu lernen. Aber immittelſt daß wir bedacht waren die Erdbeſchreibung vollkommener zu machen, ließen wir die andern zufälligen Anmerkungen nicht aus der Acht. Und damit wir deſto mehr Gelegenheit dazu bekommen möchten, ſo machten wir uns allmählich aus der ſüdlichen Halbkugel, wo wir waren, längſt der Küſte nordwärts auf den Weg. Ich ſuchte inſonderheit einen

bequemen Ort, um daſelbſt nahe an dem Horizont die aſtronomiſchen Refractionen zu beobachten. Ich fand endlich dieſen Ort bey der Mündung des Fluſſes Jama, und ich hielte mich daſelbſt faſt 14 Tage auf. Die Beobachtungen, welche ich daſelbſt machte, nebſt denen, die ich ſchon zu St. Domingo gemacht hatte, gaben mir Mittel an die Hand eine Vergleichung anzuſtellen, welches mir da ich zu Quito anlangte, zu einem ungemeinen Vortheil gereichte. Ich bemerkte, daß die Refractionen daſelbſt kleiner waren, uud daß dieſelben wieder die bisherige Meynung, ſo wie man ſich nach und nach über die Horizonttallienie des Meers erhebt, abnehmen. Inzwiſchen daß ich mich unten auf dieſe Weiſe beſchäftigte, ſahe ich den 13ten April 1736. eine ſeltene Lufterſcheinung, wovon man nur wenig Exempel hat. Zwo ganz deutlich von einander unterſchiedene Sonnen giengen am Abend nach einander unter, ſie berührten ſich, und ſtunden recht eine über der andern. Ich glaube nicht, daß ich dieſe Erſcheinung den von der Fläche des Meers zurükſchlagenden Strahlen dergeſtalt zuſchreiben darf, als ob ſie mir das andre Bild dargeſtellt hätten; denn in dieſem Falle würden die zwey Bilder eine wiedrige Bewegung gehabt haben, dahingegen dieſelben beyde zugleich untergiengen. Das unterſte, deſſen Licht nicht ſo ſtark war, an dem aber dennoch der Rand nicht weniger vollkommen war als an dem oberſten, war ſchon, als ich es erblickte, von dem Horizonte durchſchnitten, ſo daß es nicht einmahl einen rechten halben Zirkel

ausmachte.

ausmachte. Es gieng unter, und das andre folgte ihm unmittelbar nach. So wie es mir vorkam, hatte es keine andere Refraction, als diejenige, welche ich ſchon beobachtet hatte, und die ich die folgenden Tage zu beobachten fortfuhr.

Die meiſten Oerter, von denen wir geredet haben, ſind in der alten Peruaniſchen Hiſtorie berühmt. Manta war zu der Zeit der Incas die Hauptſtadt dieſes ganzen Landes, welches in einer groben Abgötterey ſteckte. Man erkannte daſelbſt eine Gottheit, welche niemanden was gutes, aber auch nichts böſes thun konnte. Es war ein Smaragd in der Größe eines Straußen-Eyes, welchem man einen Tempel gewidmet, und zu demſelben eine gewiſſe Anzahl Prieſter verordnet hatte, um darin den Gottesdienſt zu verrichten. Alle Smaragden von einer gemeinen Größe hatten auch einen kleinen Antheil an ſeiner Gottheit, weil ſie für ſeine Kinder gehalten wurden; und man brachte ſie zuweilen von weit entfernten Oertern her, um ſie an eben dem Orte zu verwahren, damit ſie dem Gotte, ihrem Vater huldigen mögten. Dieſer letzte verlohr ſich bey der Ankunft der Spanier, und vermuthlich haben ihn die Indianer verſteckt. Man hat hernach die Bergwerke woraus man dieſen Stein bekam, vergebens geſucht, und mit eben ſo ſchlechtem Erfolge iſt es in einer andern benachbarten Landſchaft geſchehen, welche weiter nordwärts liegt, und deren Name etwas gutes verſprechen konnte.

Man

Man will in dieſer Provinz, welche von den Smaragden ihren Namen hat, den Berg kennen, worin die reichſte Smaragden-Grube ſeyn ſoll. Er liegt nur fünf Meilen von der See, und an dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, welcher eben den Namen als die Provinz führet; aber außerdem, daß man in dem Lande wegen des dicken Gehölzes faſt nirgends durchkommen kan, ſind die Indianer auch ſo klug, daß ſie ſich ſehr wenig Mühe geben dergleichen Nachſuchungen zu befördern. Sie merken gar wohl, daß, wenn ſie das Unglück hätten, etwas zu entdecken, ſie ſich ein Feld von unendlich beſchwerlichen Arbeiten eröffnen würden, davon ſie allein die Laſt tragen müſten, und ſich von der Ausbeute doch nur einen ſehr geringen Antheil verſprechen könnten.

Es iſt nicht allzuwahrſcheinlich, daß dieſe Küſte, es mögen die erſten Reiſebeſchreiber, die ſich ſelbſt im Lande umgeſehen haben, davon auch melden was ſie wollen, jemahls ſehr bewohnt geweſen ſey. Die Dörfer liegen zehen bis zwölf Meilen von einander, und an vielen Orten zweymahl ſo weit. Ueberdem aber findet man deren keine, als nur nahe am Meer. Man kan ohne Verletzung der Wahrheit ſicher behaupten, daß es faſt allezeit damit ſo beſchaffen geweſen ſey. Ein Land, das mit ſo ungemein groſzen Wäldern angefüllet iſt, kan einer ſo ſtarken Anzahl Menſchen nicht den Unterhalt verſchaffen. Dies iſt ein Wiederſpruch, den einige ſonſt nicht ungeſchickte Schriftſteller nicht eingeſehen haben, welche ſich z. E. eingebildet,

daß

daß Gallien zu der Zeit der Römer weit bevölkerter geweſen, als Frankreich heutiges Tages iſt, obgleich faſt das ganze Land damahls voll Holz war. Ueberdem wiſſen wir, daß man die Wälder in dieſen entfernten Ländern, davon hier die Rede iſt, nicht als etwas anſehen müſſe, das erſt neulich aufgewachſen ſey. Die Handlung allein hätte zwar durch den Ueberfluß, welchen ſie zuweilen aus fremden Oertern in ein Land bringt, das nöthige zum Unterhalte eines großen Volks verſchaffen können: aber es iſt uns auch nicht unbekannt, daß zwiſchen dieſer Küſte und dem übrigen feſten Lande nur ſehr wenig Gemeinſchaft war; und eben dieſes wird auch durch die Betrachtung der Oerter ſehr wahrſcheinlich, wie man ſich davon mit leichter Mühe überzeugen kan.

Man muß in dieſen Wäldern weder unſre Eichen, noch Ulmen noch alle andere Bäume ſuchen, die man insgemein in unſern Gehölzen antrifft. Jedoch nimmt man einige wahr, welche die Spanier wegen einer kleinen Aehnlichkeit für die Steineiche angeſehen haben. Man würde daſelbſt auch wenige Pomeranzen- Citronen- und Oelbäume ſehen, wenn ſie nicht aus Europa dahin gebracht wären. Dieſe Bäume darf man in America eben ſo wie die Feigen- und Granaten-Bäume nur allein in angebaueten Oertern zu finden vermuthen. Ja in Betracht der Oelbäume muß man ſagen, daß der Himmelsſtrich für ſie etwas zu heiß iſt, und daß ſie jenſeit des andern Wendezirkels, in den Gegenden von Chili, welche dem hitzigen

Erdſtri-

Erdſtriche am nächſten liegen, weit beſſer fortkommen. Man trifft daſelbſt eine groſſe Menge Geſträuche und Pflanzen an, die wir in Europa nicht haben, und einige, welche in den dortigen Ländern weit beſſer, als in den hieſigen wachſen, und welche man wegen ihrer Gröſſe leicht für was anders anſehen würde. Dergleichen ſind die Acacia, Ginſt, Farrenkraut von ſehr vielen Gattungen, der Cereus, Spaniſche Feigen, verſchiedene Arten Aloe, ohne der Manglebäume zu gedenken, welche auch in der See wachſen, und welche ſich mittelſt ihrer Zweige, die ſich herunter ſenken und wieder zu Stämmen und Wurzeln werden, erſtaunlich vermehren. Man würde in allen dieſen Wäldern gar kein Holz antreffen, welches auf dem Waſſer ſchwimmet, wenn nicht gewiſſe Pflanzen ſich würklich wegen des guten Erdreichs in Bäume verwandelten. Die meiſten Gattungen des Ruthenkrauts z. E. wachſen in den ſüdlichen Theilen von Europa, inſonderheit in Apulien ſehr hoch: allein dieſes Gewächſe wird in den heißen Peruaniſchen Ländern noch weit größer, und giebt ein weißes Holz, welches, ob es gleich vier oder fünf mahl weniger wiegt, als die leichteſte Tanne, dennoch ungemein ſtark iſt. Man kan kein Holz finden, das ſich beſſer zu den Flößen ſchickt, welche man zuweilen nur gar zu nothwendig braucht, wann man in dieſen Wüſteneyen reiſet.*

Wenn man in das dickeſte Gehölze kommt, ſo findet man darin Cedern von zwoen oder dreyen Arten, Baum-

wol-

* Die Spanier nennen dieſes Holz Balſa = Holz.

wollenbäume, verſchiedene Gattungen von Eben- oder Eiſen- und Franzoſenholz, und verſchiedene andere Bäume, welche wegen ihres Gewürzes, ihrer Farbe und der vollkommen ſchönen Glätte, die man ihnen geben kan, koſtbar ſind. Man ſiehet daſelbſt unter andern gewiſſe wegen ihrer weißen Rinde und ungemeinen Höhe ſehr merkwürdige nnd ſehr gerade Bäume, welche man Marienbäume nennt. Dieſe allein kan man in Peru zu den Maſten der Schiffe gebrauchen. Sie ſind überaus biegſam, und überdem haben ſie die entſetzliche Schwere nicht, welche faſt allem andern Holze gemein iſt. Ich muß die Palmbäume nicht vergeſſen, von denen ich zehn bis zwölf Gattungen gezählet habe; und es giebt deren noch mehrere. Dieſer Baum hat was beſonderes, man mag ihn betrachten wie man will. Seine Zweige oder vielmehr ſeine Blätter, welche oben auf dem Stamme ſitzen, geben ihm ungeachtet ſeiner Höhe mehr die Geſtalt einer großen Pflanze, als eines Baums. Es iſt merkwürdig, daß in allen warmen Ländern des hitzigen Erdſtrichs die Bäume ihre Wurzeln nur in der Oberfläche des Erdreichs ausbreiten: aber die Wurzeln vieler Palmbäume gehen ſogar aus der Erde hervor, und der unterſte Theil des Stammes erhebt ſich immer höher, ſo wie der Baum älter wird. Man ſiehet ihn zuweilen 6 bis 7 Schuhe hoch in die Luft erhoben, und die davon gehende Wurzeln machen unten eine Art von einem Schirm oder Pyramide aus, in deren Höhlung man hinein gehen könnte.

Dieſe Wälder ſehen nahe an der See nur [illegible] immer als niedriges Geſträuche aus. So wie man w[illegible]r in das Land kommt, nimmt man wahr, daß die Bäume groſſer werden. Man kommt immer von hohen zu noch höhern, und ſieben oder acht Meilen von der Küſte findet man die höchſten. Dieſe gehen in ſolchem Grade fort und nehmen einen beträchtlichen Raum ein, der jedoch zufolge der verſchiedenen Oerter breiter oder ſchmaler iſt. Denn wenn man immer weiter geht, ſo werden die Bäume wieder niedriger, es ſey nun, daß das Erdreich ſeine Beſchaffenheit verändert, oder daß ſich der Boden, indem er den Cordilleras näher kommt, zu ſehr erhebt, und die gute Erde nicht mehr ſo tief iſt. Der Raum zwiſchen den Bäumen iſt mit einer erſtaunlichen Menge Pflanzen und ſolcher Gewächſe, die ſich an die Bäume hängen, erfüllet. Einige umſchlingen die Stämme und Zweige: andere gehen in einer geraden Linie, als oben feſtgebundene Seile herunter. Der geringſte leere Platz iſt mit Rohre von allerley Größen bewachſen. Einiges iſt zwanzig bis dreyßig Schuhe hoch, und das meiſte von dem dicken iſt dornicht. Wenn ich ſage, daß alle Bäume mit Pflanzen und Geſträuchen bewachſen ſind, ſo rede ich überhaupt. Man muß, wie ich dafür halte, die Acomas davon ausnehmen, welche weit größer als diejenigen ſind, welche man in unſern Inſeln findet, und welche mir ſo wohl als einige andere Bäume gar kein Moos zu haben ſchienen. Dem Anſehen nach rührt dieſer Vorzug von dem milchichten Safte her,

den eine Menge dieſer ſich an die Bäume hängender Gewächſe nicht wohl vertragen kann.

Wenn man in dieſe Wälder kommt, erkennet man die Wahrheit einer von andern Reiſebeſchreibern ſchon gemachten Anmerkung daß wenn die Vögel in America die unſrigen in der Farbe ihrer Federn weit übertreffen, dieſe dagegen einen angenehmen und mehr abwechſelnden Geſang haben. Anſtatt des Geſanges hört man faſt allezeit nur ein wüſtes Getöſe, welches einen betäubet. Das Geſchrey der Papageyen, welche man bey großen Haufen ſiehet, iſt recht beſchwerlich. Dieſe Vögel kommen insgemein nicht auf das Ufer des Meers, und man muß einige Meilen weit nach ihnen in das Land hinein gehen. Ich habe oft eine kleine Gattung derſelben, welche grün war, gegeſſen und ſehr gut befunden, außer, daß ihr Fleiſch allezeit ein wenig hart war. Die Affen halten ſich ebenfalls etwas ferne von der Küſte auf, und folgen den Flüſſen oder Bächen nach. Man ſiehet dort auch den Tucan, welchen man im Lande den Prediger nennet, ob er gleich kein Wort ſaget. Er hat mit keinem andern Vogel einige Aehnlichkeit wegen der ungeheuren Gröſſe ſeines Schnabels, welcher faſt ſo groß als ſein ganzer Leib iſt. Die wilden Tauben ſind daſelbſt ſehr gemein und ſehr gut, gleichwie auch die Enten, inſonderheit diejenigen, welche die Spanier patos reales d. i. königliche Enten nennen, welche mit einem Zopfe gezieret ſind. An verſchiedenen Oertern findet man den Galinaſſo, eine beſondere Art von Raben, deſ-

ſen Fleiſche man verſchiedene Eigenſchaften zuſchreibet, welches man aber wegen ſeines üblen Geruchs ſelten gebraucht. Er iſt von den unſrigen darin unterſchieden, daß ſein Kopf ſtatt der Federn mit einer bloßen ſchwarzen Haut bedeckt iſt, welche gleichſam eine Haube vorſtellet.

Die Anzahl der auf dem Lande lebenden ſchädlichen Thiere iſt ſehr groß, inſonderheit wenn man an diejenigen Oerter kommt, wo der Wald am dickeſten und die Bäume am höchſten ſind. Der Löwe, welchen man dort ſ[illegible], iſt eigentlich zu reden keiner; er hat mehr Aehnlichkeit mit dem Wolfe, und fällt die Menſchen nicht an. Allein die Tyger ſind groß und ſo grimmig als die Africaniſchen, wovon man dann und wann erſchreckliche Proben hat. Als ich im Jahr 1740. von Quito nach der See zurück reiſete, und ein wenig nordwärts meinen Weg nahm, um die überhaupt betrachtete Größe der Gebürge zu meſſen, wornach wir uns bey Ziehung unſrer Mittagslinie gerichtet hatten, gieng ich durch Niguas, welches gleichſam im Mittelpunct der Provinz de las Eſmeraldas liegt, und ſahe dort viele Leute, welche von dieſen erſchrecklichen Thieren zu Krüppeln waren gemacht worden. Zwey oder drey Jahr zuvor hatten ſie zehen oder zwölf Indianer zerriſſen. Ich reiſete weiter und nahm meinen Aufenthalt auf einer kleinen Inſul, welche da, wo der Smaragden- und Incafluß ſich vereinigen, entſtehet. Wir hielten uns hier vor allem Anfalle ſicher. Allein in den erſten Nächten ſchwammen die Tyger herüber und machten auf unſern

Proviant

Proviant Anſprüche; ſie trugen auch wirklich einen Theil deſſelben davon, und wir wurden genöthigt für unſre eigene Perſonen Vorſorge zu tragen, zu welchem Ende wir große Feuer anzündeten. Es iſt ein Glück, daß dieſe, ſo wie alle andre ſchädliche und reißende Thiere nicht ſehr fruchtbar ſind. In Peru ſiehet man nur eine kleine Anzahl Tyger: Allein ein oder zween ſind auch ſchon hinlänglich ein ganzes Land zu verwüſten. Die Indianer, welche ſich in dieſe Wüſteneyen niemahls ohne Lanze und einen Dolch wagen, verſammlen ſich von Zeit zu Zeit, um eine allgemeine Jagd wieder dieſe Thiere anzuſtellen; Aber dies thun ſie faſt allezeit, wenn verſchiedene Unglücksfälle ihnen die Nothwendigkeit davon gezeiget haben. Man hat ſich ebenfalls vor den Schlangen ſehr zu fürchten, welche dort ſehr gemein ſind, und deren es verſchiedene gefährliche Arten giebt, worunter auch die Klapperſchlange gehöret, welche nicht, wie die meiſten andern thun, vor den Menſchen fliehet. Man findet daſelbſt Eydechſen, die ſo dick als ein Arm, aber nicht ſchädlich ſind. Man kann zu ihrer Art verſchiedene andre Thiere rechnen, von denen einige beydes im Waſſer und auf dem Lande leben. Die Iguana hat auf dem Kopfe und längſt dem ganzen Rücken einen ſtachlichten Kamm; Ihre Geſtalt iſt abſcheulich, weil ſie ſo mager und runzlicht ausſiehet. Ich vermuthe, daß dieſes ihr dienet einen größern Raum einzunehmen oder ſich aufzublaſen, wenn ſie ſchwimmen will, und daß, weil ſie auf dieſe Weiſe leichter wird, man dadurch veranlaſſet

worden ſey zu glauben, daß ſie oben auf dem Waſſer, wie auf der Erde gienge. Man iſſet ſie und findet ihren Geſchmack vortrefflich. Eben dieſes muß man von einer Art wilder Schweine ſagen, welche nicht einen ſo langen Kopf als die unſrigen und etwas einem Nabel ähnliches auf dem Rücken haben. Ich glaube, daß dieſes Thier, welches ſich in den Wäldern aufhält, nur allein in America zu finden iſt; allein der Tatu oder Armadill iſt beyden Welten gemein. Dieſes iſt etwas beſonders an ihm, daß er Schuppen oder gleichſam einen Panzer hat, wodurch ſein Leib, ſein Kopf, ſein Schwanz und ſeine Beine, ein jedes abſonderlich bedeckt werden.

Die meiſten Ungeziefer, welche wir bey uns haben, finden ſich auch dort; an Größe aber übertreffen ſie dieſelben weit, und zuweilen dergeſtalt, daß ſie uns Europäern als Ungeheuer vorkommen. Man ſiehet dort z. E. Erdwürmer, welche den unſrigen vollkommen ähnlich, aber länger als ein Arm und dicker als ein Daumen ſind. Eine gewiſſe Art Spinnen iſt mit Haar bedeckt nnd kommt in der Dicke einem Taubeneye gleich. Man ſieht dort auch verſchiedene Gattungen Ameiſen, die ebenfalls größer als die unſrigen und davon einige giftig ſind. Ob man gleich viele Scorpionen in dem Lande findet, ſo thun ſie doch keinen großen Schaden. Man empfindet darnach nichts weiter als einen geringen Anſtoß vom Fieber. Inzwiſchen bekamen einige von meinen Bekannten ein Geſchwulſt an der Zunge, welches ihnen das Reden ſchwer machte. Ich habe

habe verſchiedene mahle einen kleinen Hund, welcher nur eben gebohren war, von ihnen ſtechen ſehen. Die Stiche waren vornehmlich an dem zarten Theile des Bauches, der nicht mit Haaren bedeckt iſt, und er hatte nicht den geringſten Schaden davon bekommen. Aber nichts fällt einem in dieſen Wäldern mehr zur Laſt, als die **Muſtiken** und **Maringoinen**, weil ſie eine Beſchwerlichkeit oder vielmehr einen Schmerz verurſachen, welcher nicht aufhöret, und wovor ſich zu hüten es gröſſere Mühe koſtet. Die erſtern ſind Mücken, die man faſt gar nicht ſiehet, und welche einem eben die Empfindung verurſachen, als ein glüendes Eiſen. Die andern ſind von zwo unterſchiedenen Arten, und zwiſchen den kleinſten und unſern Mücken befindet ſich kein merklicher Unterſcheid. Man kennt in **Europa** die Wirkung, welche ihr Stich nach ſich ziehet; das Gift der **Maringoinen** iſt inzwiſchen noch ſtärker. Es verurſacht gröſſere Beulen, inſonderheit bey Leuten, welche erſt neulich aus **Europa** angekommen ſind, und deren Blut dem Anſehen nach flüſſiger iſt. Man kan nicht genug beſchreiben, wie heftig ſolches Ungeziefer eben dieſe Fremden verfolget, und man iſt genöthiget in beſtändiger Bewegung zu ſeyn, um ſich ihrer zu erwehren. Wenn ſie nur eine kleine Oeffnung in den Kleidern finden, ſo kriechen ſie gewiß hinein, und es iſt ſchlechterdings unmöglich in der Nacht zu ſchlafen, wofern man ſich nicht in ein recht zu dem Ende gemachtes Gezelt eingeſchloſſen hat. Dieſes Gezelt iſt insgemein aus baumwollener Leinwand gemacht,

und hat die Geſtalt eines Grabes. Man bindet es an den beyden Enden oder an den vier Ecken an einige Bäume, wenn man in den Wäldern ſchläſt; und es iſt ein ſo nothwendiges Geräthe, daß der ärmſte Indianer allezeit damit verſehen iſt, und niemahls ermangelt es, wenn er reiſet, mit ſich zu führen. Weil die Maringoinen den Wind und die Sonne nicht ertragen können, ſo kommen ſie nicht gern an freye und von Holz entblößte Oerter, und es ſind verſchiedene Gegenden, wo man ſie gar nicht antrifft. Die Beſchwerlichkeit iſt in den Dörfern und allen angebaueten Plätzen allezeit geringer.

Es wird niemanden befremden, daß das Land, welches ich beſchreibe, ſehr warm iſt, weil es mit dem Meere eben und mitten in dem hitzigen Erdſtriche liegt. Inzwiſchen ſtieg doch das Wetterglas des Herrn von Reaumur des Nachmittags nur auf ſechs und zwanzig, ſieben und zwanzig oder acht und zwanzig Grade; des Morgens ein wenig vor Sonnen Aufgang ſtund es gemeiniglich auf neunzehen, zwanzig oder ein und zwanzig Graden. Daß uns die Hitze in dem heißen Erdſtriche ſo groß vorkommt, rühret ohne Zweifel daher, daß ſie immer anhält, weil wir in Frankreich eben daſſelbe Wetterglas öfters merklich höher ſteigen ſehen. Die Kraft der Hitze erſchöpft ſich durch die gewaltige Ausdämpfung und durch den Schweiß. Weil ſie die Nacht hindurch wenig nachläſſet, iſt man auch des Morgens wenn man aufſtehet, eben ſo matt. Selbſt die Kräfte der Seelen werden davon angegriffen, indem die Trägheit des

Leibes

Leibes auch in das Gemüth dringt, und man geräth in eine Unempfindlichkeit, die einen nicht nur hindert einige Arbeit vorzunehmen, ſondern die auch nicht einmahl erlaubt ſich mit ſolchen Sachen zu beſchäfftigen, die einiges Nachdenken erfordern. Dem Anſehen nach empfinden nicht alle Reiſenden, welche in den hitzigen Erdſtrich kommen, dieſe Wirkung der groſſen Hitze auf gleiche Weiſe. Es iſt auch glaublich, daß man mit der Länge der Zeit gröſtentheils wieder zu ſeinem erſten Zuſtande gelanget, im Fall einer ſich bald erholet, und keine andre Urſachen, die ſolches hindern könnten, dazu kommen.

Aber hierüber wird man ſich ohne Zweifel verwundern, daß eben dieſe Länder, worin die Hitze allezeit ſo groß iſt, zugleich überaus feuchte ſind, und es hat mit allen zwiſchen den zweenen Wendezirkeln liegenden Ländern, worin Holz iſt, eben die Bewandtniß. So gar oben auf den Höhen, wo dem Anſehen nach das Waſſer ſich geſchwinder verlaufen ſollte, kommt man bis an die Waden in den Koth zu ſtecken. Ich habe ſchon angemerkt daß die Häuſer daſelbſt auf Pfählen ſtehen; allein dem ohngeachtet wird darin alles von der durch die Wärme beſtändig erzeugten Feuchtigkeit verdorben. In gewiſſen Jahrszeiten hat man alle Mühe von der Welt das Papier und die Felleiſen genugſam zu verwahren, daß ſie nicht verfaulen. Man wird ſich vergeblich bemühen eine Flinte abzuſchießen, wenn ſie nur drey oder vier Stunden geladen iſt, und man hat kein ander Mittel das Pulver vor der Feuchtigkeit in Acht zu

 nehmen

nehmen, als daß man es von einer Zeit zur andern am Feuer trocknet.

Dieſes Land, deſſen Länge ich weiter unten anzeigen werde, hat vierzig oder fünf und vierzig Meilen von Oſten nach Weſten in der Länge, und erſtreckt ſich von der Küſte bis zu den **Cordilleras**, deren Lage beynahe gerade von Norden nach Süden gehet. Zuweilen verändert die Küſte auf einmahl ihre Richtung, und es ſcheinet, als ob die Reihen der Gebirge, ob ſie gleich ſo weit entfernet ſind, dieſe Abweichung gemerkt und ſich darnach gerichtet hätten; insgemein aber gehen ſie mehr in einer geraden Linie fort, ſo daß ſie nicht ſo weit von der See entfernet ſind, wenn ein Meerbuſen als z. E. der bey Guaiaquil ziemlich weit in das Land hineingehet. Jenſeit dieſes Meerbuſens ſüdwärts gegen **Lima** hat das Land eine ganz verſchiedene Beſchaffenheit. Es beſtehet aus lauter Sande, welchen das Meer dahin geworfen zu haben ſcheinet; wiewohl man demſelben auch einen dieſem ganz entgegen geſetzten Urſprung geben und wahrſcheinlicher Weiſe urtheilen könnte, daß er von den **Cordilleras** ſelbſt herunter gefallen ſey. In dem Lande iſt gar kein Holz, welches man doch dieſſeit des Meerbuſens antrifft. Allein dies iſt noch eine größere Merkwürdigkeit dieſes jenſeit Guajaquil liegenden Theiles von **Peru**, daß es darin niemahls regnet, obgleich der Himmel öfters wölkigt iſt. Dieſer Umſtand veranlaſſet eine Frage in der Naturlehre, welche einem um ſo viel mehr zu ſchaffen macht, als ihre Auflöſung auf einer etwas vollkom-

menern

menern Erkenntniß des Weſens der Wolken beruhet. Es iſt nicht zu verwundern, daß Auguſtin von Zarate, welcher, wie ich glaube, ſich dieſe Schwierigkeit am erſten gemacht hat, davon keine gute Erklärung gegeben habe; allein ſo viel ich weiß, hat es niemand beſſer gemacht, obgleich die Sache die Aufmerkſamkeit vieler Naturkündiger erregt hat.

Es iſt von einer Naturbegebenheit die Frage, deren ordentliche und beſtändige Wirkungen nicht in dem Umfange eines kleinen Raums eingeſchloſſen ſind. Das Land in welchem es regnet, erſtreckt ſich bis gegen Panama, und hat über dreyhundert Meilen in der Länge. Der Regen ſelbſt iſt ſo ſtark, und dauret ſo beſtändig fort, inſonderheit in der Landſchaft Choco, welche um die Mitte dieſes Raums lieget, daß ſich die gewinnſüchtigſten Leute daſelbſt nicht anders als mit dem gröſten Wiederwillen niederlaſſen, ob es gleich ein Land iſt, wo die Natur ſo zu reden, ihre gröſte Verſchwendung gezeigt und Goldkörner in dem Schooß der Erde ausgeſtreuet hat. Man iſt gleichſam gewiß verſichert daſelbſt ſein Glück in kurzer Zeit zu machen; aber es iſt noch gewiſſer, daß man in der daſigen ungeſunden Luft ſein Leben zuſetzen werde. Dieſes kommt ſonder Zweifel daher, daß die beſtändige Feuchtigkeit die Ausdämpfung verhindert, und den Schweiß zurücke hält, welcher durch die erſtickende Hitze unaufhörlich verurſacht wird. Das andre Land worin es niemahls regnet, und welches ſüdwärts von dem Meerbuſen bey Gua-

jaquil liegt, erſtreckt ſich jenſeit Arica gegen die Wüſteney Atacama, oder gegen die Grenzen des heißen Erdſtriches und des gemäßigten ſüdlichen Erdſtrichs; es iſt aber vierhundert Meilen lang und zwanzig bis dreyßig breit. Man hört dort niemahls den Donner, und man hat niemahls Stürme zu befürchten. Die Erde iſt daſelbſt allzeit trocken, oder vielmehr man ſiehet da nichts als dürren Sand. Es iſt dort nichts grünes, als allein auf den Ufern der Flüſſe, welche aus den Gebirgen kommen und das Land mit einem überaus geſchwinden Laufe durchſtreichen. Man weiß ſo gewiß, daß man keinen Regen bekommen werde, daß man die Häuſer ſo wohl zu Arica als Lima ohne Dächer bauet. Man begnügt ſich dieſelben mit einigen Matten zu bedecken, auf welche man eine kleine Lage von Aſche macht, damit der Thau und die Feuchtigkeit der Nacht darin ziehen möge.

Man kann es nicht in Zweiſel ziehen, daß dieſer ungemeine Unterſcheid, den man ſo wohl in der Beſchaffenheit der Luft als in den Eigenſchaften des Erdreichs in dieſen zweyen Ländern wahrnimmt, einer in dem andern ſeinen Grund habe. Die Natur des Erdreichs hat ihren Einfluß in die niedrige Luftgegend. Die Wälder in den heißen Ländern ſind faſt allezeit mit einer dicken Luft angefüllet, obgleich außer denſelben der Himmel heiter und die Luft rein iſt. Die Sache hat ihre Richtigkeit, weil man ſie ſehen kam, und es überdem nicht ſchwer fällt davon eine Urſache zu geben. Bey den Bäumen muß eine beſtändige

Aus-

Ausdämpfung ſtatt haben, eben ſo als bey dem Erdreich, welches mit verfauleten Gewächſen oder auch Thieren bedeckt iſt, die allezeit einer groſſen Hitze ausgeſetzet ſind. Die Ausdünſtung iſt wie ein Nebel anzuſehen, welcher nicht ſehr hoch ſteiget und ſich wenig über den Wald erhebet, wenn man nur ſeinen dickeſten Theil betrachtet, der aber auf eine nicht ſo merkliche Weiſe ſehr hoch ſteigen muß. Dieſes iſt genug um eine gewiſſe Gemeinſchaft zwiſchen dem Walde und den darüber gehenden Wolken zu errichten, und es ſcheinet, als wenn der Wald eine anziehende Kraft hätte. Die ausgedämpften Theile hängen ſich an die Dünſte, woraus die Wolken beſtehen, und machen ſie auf einmahl ſchwerer, ſo daß ſie das Gleichgewicht mit der Lage der Luft, worin ſie hängen, auf einmahl aufheben. Man iſt unten in dem Nebel, und es regnet zu gleicher Zeit, d. i. der Regen fällt insgemein nicht ſo als hier, wo er aus einer Wolke, die hoch zu ſeyn ſcheinet, herab tröpfelt. In den Wäldern des heißen Erdſtrichs ſind oben und unten alle Theile des Dunſtkreiſes mehrentheils gleich angefüllet.

Alles was zu der Aufnahme der Naturlehre etwas beytragen kan, verdienet mit Rechte einen Platz in der Beſchreibung einer Reiſe, welche, um ſie vollkommener zu machen, unternommen worden. Ich trage alſo kein Bedenken zu der Erzählung der Begebenheiten einige Betrachtungen hinzuzufügen, ſo oft daraus ein Vortheil entſtehen kann. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind die kleinen Waſſertheilchen, woraus die Nebel und Wolken beſtehen, nicht

dichte

dichte Kügelchen, ſondern vielmehr bloße mit Luft erfüllte Blaſen. Ohne dieſes würde es nicht möglich ſeyn, daß ſich die Wolken erheben und höher im Sommer als im Winter ſteigen könnten, wenn die Luft nicht ſo dicke und alſo weniger im Stande iſt ſie zu tragen. Wenn man auf alle andere Umſtande und auf die Art und Weiſe, nach welcher die Ausdünſtung der flüſſigen Sachen geſchieht, Achtung giebt, ſo wird meine Meinung dadurch beſtättiget. In der That, was für eine innerliche Bewegung man auch bey etwas flüſſigem, welches ausdünſtet, voraus ſetzet, ſo würden die kleinen Theile, welche herausgeflogen ſind, bald ihre ganze Bewégung durch den Wiederſtand der Luft verlieren, wenn ſie nur bloß herausgeflogen und nicht zugleich ſo leichte wären, daß ſie in der Luft ſchweben, und in die Höhe ſteigen könnten.

Dieſe in der Luft ſchwebende kleine Blaſen können ſich auf verſchiedene Art in einen Regen verwandeln. Wenn ſie der Wind gegen einander treibt, ſo gerathen ſie dadurch in Unordnung und zerplatzen. Es kan auch die Hitze ſo hoch ſteigen, daß die Blaſen, indem ſie ſich allzu ſtark ausdehnen, zuletzt zerſpringen müſſen. Eine ganz wiedrige Urſache wird eine ihr gleichförmige Wirkung hervorbringen, wenn die in den hohlen Kügelchen enthaltene Luft allzu ſehr verdicket wird; denn auf dieſe Weiſe wird es geſchehen, daß die Kügelchen, deren Größe vermindert wird, ſich nicht mehr in der Luft halten können. Wenn der aus der See kommende Wind eine Wolke mit ſich bringt, und ſie über

eine

eine mit Holz bedeckte Küſte treibt, ſo muß durch die Hitze eben keine Veränderung entſtehen. Ein Wald bricht die Strahlen der Sonnen nur ein wenig, und es iſt gewiß, daß in einer gewiſſen Höhe über demſelben die Hitze nicht größer als über dem Meere ſeyn könne. Allein die beſtändige Ausdünſtung des Holzes iſt, wie wir geſagt haben, Urſache, daß die Wolken ſincken und zerfließen. Dahingegen nichts dergleichen um Lima und ſüdwärts von Guajaquil geſchehen kann. Der Wind, welcher auf dieſem Theile der Küſte wehet, kommet insgemein aus der See und von Südweſten. Allein, wenn eine von dieſem Winde getriebene Wolke über die Erde kommt, ſo iſt ſie einer neuen Hitze bloß geſtellet, welche ſie auf dem Meere nicht empfand, und welche von der Brechung der Sonnenſtrahlen und aus der Nachbarſchaft eines ganz aus Sande beſtehenden Erdreichs herkommt. Daher iſt die Wolke weniger im Stande durch ihr eigenes Gewicht zu ſincken, weil alle ihre kleine Blaſen größer werden müſſen. Es iſt wahr, daß, wenn die Ausdehnung ſchon zu groß wäre, welches daher geſchehen kann, weil die wenige in den Blaſen eingeſchloſſene Luft leicht die Wärme anzunehmen fähig iſt, die Nachbarſchaft einer heißen Küſte die Blaſen nur deſto geſchwinder zerſprengen und den Regen nur gewiſſer machen würde. Es regnet auch in dem Lande, wovon hier die Rede iſt, zuweilen ſtark genug, um die Erde zu befeuchten. Aber insgemein wird man befinden, daß die Wolke weiter gehet und erſt in einer Entfernung von fünf und zwanzig o-

der

der dreyßig Meilen einen Regen verurſachet, [illegible] zu den Cordilleras kommt, welche als eine hohe Mauer alles dasjenige aufhält, was nicht hoch genug [illegible] darüber wegzugehen. Wir waren in dieſer Wüſteneyen anderthalb Monate geweſen; Wir muſten daher auf unſere Reiſe nach Quito denken, weil, da der Regen aufgehöret hatte, die Wege wieder anfiengen gut zu werden. Der Herr de la Condamine und ich faſſete den Entſchluß uns zu trennen und verſchiedene Wege zu nehmen. Wir befanden uns damahls bey der Mündung des Fluſſes Jama, welche faſt unter einem Parallelzirkel mit Quito liegt. Der Herr de la Condamine folgte der Küſte und ſuchte nordwärts den Schmaragdenfluß, auf welchem er herauf fuhr und an der Karte, die er von dem Lande, welches er durchreiſete, zu machen angefangen hatte, beſtändig fort arbeitete. Was mich betrifft, ſo gieng ich einen Theil des Weges wieder zurück, auf welchem ich gekommen war, und reiſete darauf ſüdwärts nach Guaiaquil. Ich arbeitete mich durch Wälder hindurch, worin das Erdreich noch ſo naß war, daß man oft Waſſer bis an die Knie hatte, wenn man auf dem höchſten Pferde ritte. Es war ein Moraſt oder Pfütze, die in einem fort gieng. Und weil die Mauleſel ſich daraus mit ſo großer Heftigkeit heraus zu arbeiten ſuchten, ſo gerieth man alle Augenblick in Gefahr ſich an einem Baume in Stücken zu ſtoßen.

Ich hielte mich nicht lange zu Guajaquil auf, ſondern reiſete denſelben Tag, da ich daſelbſt ankam, wieder

ab.

ab. Alſo konnte ich ſelbſt von dieſer Stadt, welche anſehnlich und eine von den in dem gröſten Flor ſtehenden in dem ganzen Lande iſt, keine rechte Kenntniß erlangen. Ihre vortheilhafte Lage macht ſie zum Stapel der Handlung zu **Panama** und **Lima**, und ſie iſt eigentlich der Hafen von **Quito**, ob ſie gleich ſehr weit davon liegt. Sie iſt ziemlich groß, und wird in die alte und neue Stadt eingetheilet. Ihre Häuſer ſind durch eine bretterne Wand von einander abgeſondert und alle von Holz gebauet. Sie liegt fünf Meilen von der See an dem weſtlichen Ufer eines breiten und tiefen Fluſſes gleich unter dem Orte, wo ſich der Fluß **Daule**, der auch ſehr ſchön iſt, in denſelben ergießet. Faſt alle Ströme, welche von den **Cordilleras** in das ſtille Meer fließen, ſind ungeachtet der großen Menge Waſſers, die ſie mit ſich führen, nichts anders als ſchnelle Regenbäche. Sie kommen von einer gar zu großen Höhe und können ſich nicht ſehr aufſchwellen, weil ſie gar zu geſchwinde die See erreichen. Einige ſind in ſehr enge Betten eingeſchloſſen, und dahin gehören die meiſten unter denjenigen, welche Land durchſtreichen müſſen, und die jenſeit des Meerbuſens bey Guajaquil herunter fließen; die andern, welche ihren Lauf durch einen ſandigten Grund nehmen, haben ſich etwas mehr ausgebreitet. Sie machen zuweilen große Teiche, wiewohl ſie allezeit ihre erſte Geſchwindigkeit behalten, die ſie von dem Falle aus den Gebirgen bekommen haben. Allein der Fluß Guajaquil hat, da er ſich in den Meerbuſen dieſes Namens ergießet,

einen

einen langſamern Lauf. Dieſes kommt daher, daß er mit den Cordilleras faſt parallel fließt. Er hat keinen ſo groſſen Abſchuß; er iſt der Ebbe und Flut unterworfen und nimmt eine große Anzahl anderer Flüſſe zu ſich. Daher iſt er ſchiffbar und ſehr fiſchreich; allein er ſteckt zugleich voller Caymans oder Crocodillen, die in America ſo ſehr gemein ſind.

Auf dieſem Fluſſe begab ich mich zu Schiffe, und fuhr denſelben herauf. Den 19ten May 1736. kam ich zu Caracol, welches an dem Fuße der Cordilleras liegt, drey Tage hernach an, als Herr Godin von da abgereiſet war. Ob er gleich alle Mauleſel des Landes in ſeinen Dienſten hatte, ſo hatte er doch an eben dieſem Orte beynahe den fünften Theil unſerer Geräthſchaft zurück laſſen müſſen, weil man wegen der beſchwerlichen Wege die Thiere nur ſehr leicht beladen muß. Er kam den 29ten May, ein Jahr und etliche Tage nach unſerer Abreiſe aus Europa zu Quito an. Man weiß allhier ſchon, wie unſre Geſellſchaft in dieſer Hauptſtadt aufgenommen worden iſt. Alle verſchiedene Collegien der Stadt, ſtatteten bey derſelben ihren Glückwunſch ab, und man wies ihr das Schloß ſo lange zur Wohnung an, bis daß man bequeme Häuſer für ſie ausfündig machen konnte.

Das

Das zweyte Capitel.

Beſchreibung der großen Gebirge, oder Cordilleras in dem Königreiche Peru und des Landes, welches innerhalb denſelben um Quito liegt.

Ich konnte vor dem 10ten des Brachmonats nicht zu Quito ankommen. Ich war wegen Mangel des Fuhrwerks genöthigt geweſen zu Caracol ſtille zu liegen, und meine Geſundheit hatte durch das Ungemach ſehr gelitten, welches ich auf der Reiſe von Rio Jama und insonderheit von Puerto vieſo nach Guaſaquil ausgeſtanden hatte. Inzwiſchen machte ich mich doch auf den Weg, um gleichfalls über die Reihe Gebirge, die ich vor mir ſahe, zu gehen. Ich brachte darauf ſieben Tage zu, obgleich meiner Rechnung nach der Weg nur neun bis zehen Meilen lang iſt. Allein es iſt ungemein ſchwer berg heran zu gehen, und man trifft dort eine große Menge verſchiedener ſteiler Felſen an, über deren Rand man öfters zu gehen genöthigt wird. Man muß verſchiedene mahle über einen Fluß namens Ojiva ſetzen, worin alle Jahre viele Leute umkommen. Dies iſt ein Regenbach, deſſen ſchneller Lauf einen in Schrecken ſetzt, ob er gleich ziemlich breit iſt. Wenn man zum letzten mahle darüber gegangen iſt und ſich davon ſchon entfernt, ſo fürchtet man ſich noch davor; es ſcheinet, daß er durch ſein Geräuſch noch den reiſenden drohet, welche ihn bereits weit hinter ſich gelaſſen haben. Zuweilen gehet man berg herunter, und findet einen tiefen von

dem Regenwaſſer gemachten Graben, durch welchen man mit großer Beſchwerlichkeit gehet. Die übrige Zeit des Tages bringet man zu, um auf der andern Seite wieder herauf zu klettern, und ſiehet, daß man von dem Orte, wo man des morgens abreiſete, ſehr wenig weiter gekommen iſt. Die Mauleſel ermüden dergeſtalt, daß wenn ſie ſieben oder acht Schritte herauf gethan haben, man ihnen ein wenig Zeit laſſen muß, um ſich auszuruhen und Luft zu ſchöpfen. Auf dem ganzen Wege thut man alſo nichts anders, als daß man wechſelsweiſe ſich ausruhet und ſehr langſam fortgehet, obgleich dieſes nichts deſtoweniger mit der gröſten Beſchwerlichkeit geſchiehet.

Der Regen war ſo ſtark, und alles war in den erſten Tagen dergeſtalt naß geworden, daß es uns unmöglich fiel Feuer anzuzünden. Wir muſten uns mit ſehr ſchlechtem Käſe und Zwiebacke, der zum Theil aus Mayz oder Indianiſchem Korne gemacht war, behelfen. Man machte mir jeden Abend das bequemſte Lager, welches man konnte, von den Zweigen und Blättern der Bäume, wenn man keine von einem andern reiſenden ſchon gemachte Hütte antraf. So wie wir weiter vorwärts giengen, verminderte ſich die Hitze des heißen Erdſtrichs, und wir empfanden bald die Kälte. Wenn ich ſage, daß ich ſieben Tage auf dieſer Reiſe zubrachte, ſo rechne ich die Zeit nicht mit, welche ich mich in einem Flecken, namens Guaranda aufhielte, der in dem Gebirge liegt und einem die Bequemlichkeit giebt ſich auszuruhen, deren ſich auch jedermann zu bedienen pflegt.

Der

Der ganze Weg war in Gehölzen zurück gelegt worden, welche, wie ich nachher ſahe, in einer Gegend, die vierzehen- oder funfzehenhundert Klaftern hoch iſt, aufhören; und wenn ich von einem nicht ſo ſehr bewachſenen Flecke hinter mich ſahe, ſo erblickte ich nichts als dieſe überaus großen Wälder, aus welchen ich gekommen war, und welche ſich bis an die See erſtrecken. Ich erſtieg endlich die Höhe, und befand mich an dem Fuße eines ungemein hohen Berges, namens Chimboraſſo, der beſtändig voll Schnee iſt, und das ganze Land war gefroren und mit Eiſe bedeckt. Weil die Cordilleras nichts anders als eine lange Reihe Gebirge ſind, welche überaus viele Spitzen haben, die ſich in den Wolken verlieren, ſo kann man nur durch die zwiſchen denſelben befindlichen engen Päſſe durchkommen; allein auf demjenigen, durch welchen ich gieng, konnte man ſchon wahrnehmen, wie hoch er über die Horizontallinie des Meers erhaben war. Ich befand mich am Fuße des Chimboraſſo und war dem ohngeachtet ſchon in einer Gegend, wo es niemahls regnet. Ich ſahe bis zu einer ſehr großen Weite nichts als Schnee oder Reif um mich.

Ich war bisher eben demſelben Wege genau gefolget, den ein Haufen Spanier, deren Andenken uns die Hiſtorie erhalten hat, genommen hatte. Dieſe wurden von Don Pedro Alvarado geführt, als er in den erſten Jahren nach der Eroberung von Peru und gerade zweyhundert Jahr vor mir eben dieſen Marſch that, um dem Franciſco Pizarro eine beträchtliche Verſtärkung zu brin-

gen. Er begab ſich von Puerto viejo nach Guajaquil, und gieng durch Jipijapa, gleichwie ich gethan hatte. Von Guajaquil marſchirte er zu dem Fuße des Chimboraſſo, und nahm ſeinen Weg auf der ſüdlichen Seite dieſes Gebirges nach Riobamba, welches damahls Rivecpampa hieß. Allein da er über einen Hügel gieng, welcher nothwendig der heutiges Tags ſo genannte Arenal ſeyn muß, ſo kamen ſiebenzig von ſeinen Leuten, welche Peru nur bloß aus dem Gerüchte von ſeinen Reichthümern kannten, und nicht die geringſte Vorſorge zu ihrer Erhaltung beobachtet hatten, vor Froſt und Mattigkeit um. Unter andern befanden ſich auch darunter die zwey oder drey erſten Spaniſchen Weiber, welche ſich in dieſes Land gewaget hatten. Nachdem ich die Höhe erſtiegen hatte, muſte ich wieder herunter gehen; allein ich ward durch den neuen Anblick in Erſtaunen geſetzt. Ich glaubte, daß, nachdem ich die brennende Hitze des heißen Erdſtrichs und den erſchrecklichen Froſt des kalten nach einander empfunden hatte, ich auf einmahl in einen der gemäßigten verſetzt worden wäre. Es kam mir vor, als wenn ich Frankreich und die Felder in dem Zuſtande, worin ſie während der ſchönſten Jahrszeit ſind, vor mir ſähe.

Ich entdeckte von weitem ziemlich wohlangebaute Länder, einen großen Haufen Flecken und Dörfer, die von Spaniern und Indianern bewohnt waren, kleine Städte, die ganz artig ausſahen, und ein von Holze entblößtes Land, welches, wie einige von unſern Provinzen bewohnt

war.

war. Die Häuſer ſind nicht mehr von Rohr gebauet, gleichwie unten; Sie ſind dauerhaft und zuweilen von Steinen, meiſtentheils aber von großen Ziegelſteinen aufgeführet, die in dem Schatten getrocknet ſind. Jedes Dorf hat allezeit einen großen Marktplatz, auf welchem an einer Seite die Kirche ſtehet. Dieſer Platz, der ein länglichtes Viereck iſt, wird immer nach den vier Weltgegenden angelegt, und es gehen von da Straßen oder ſchnurgerade Wege, welche ſich weit in den Feldern verlieren. Zuweilen ſind ſo gar die Felder durch dieſe Wege mit geraden Winkeln abgetheilt, welches ihnen die Geſtalt eines großen Gartens giebt. So ſiehet der Theil der Provinz Quito aus, welcher in den Cordilleras nord- und ſüdwärts von der Hauptſtadt lieget, die übrigens dieſen Titel durch ihre Größe, ihre Gebäude und die Menge ihrer Einwohner mit Rechte verdienet. Die Länge dieſer Stadt beträgt acht- oder neun hundert und die Breite fünf- bis ſechs hundert Klaftern. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs und des Gerichtspräſidenten, der zugleich Statthalter der Provinz iſt. Es ſind ſehr viele Klöſter darinn, nebſt zweyen Collegien, welche eine Art von hohen Schulen vorſtellen. Das eine gehört den Jeſuiten und das andre den Dominicanern. Man zählt in dieſer Stadt dreyßig- bis vierzigtauſend Einwohner, von denen über ein Drittel Spanier oder doch von Spaniſcher Abkunft ſind. Die Lebensmittel ſind daſelbſt nicht übermäßig theuer, nur die ausländiſchen Waaren, die man nicht anders als mit der gröſten Schwierigkeit hinein brin-

gen kam, ſind da in außerordentlich hohem Preiſe, als z. E. unſre Leinwand, wollene Tücher und ſeidene Zeuge. Ich habe öfters etwas Eiſen, deſſen ich zur Verfertigung einiger Inſtrumente nöthig hatte, das Pfund zu ſechs Realen, welches mehr als ein Thaler iſt, bezahlen müſſen; und ein Trinkglas koſtet achtzehen bis zwanzig Franken: Jedoch iſt alles dasjenige, was man zum Leben unumgänglich bedarf, in dieſem Lande überflüßig anzutreffen.

Man muß geſtehen, daß, wenn man in den außer den **Cordilleras** liegenden Wüſteneyen iſt, und man dieſe Reihe rauher und ſpitziger Gebirge anſiehet, man ſich nichts von allem dem, was dazwiſchen verborgen liegt, vorſtellen ſollte. Wenn man dieſe Berge, deren Anblick ſo fürchterlich iſt, heran klettert, ſo ſollte man eher glauben, daß man ſich oben wegen des unfreundlichen Himmels genöthiget ſehen werde auf der andern Seite wieder herunter zu ſteigen, und aufs neue in andere den vorigen ähnliche Wälder zu gerathen. Keiner kann ſich einbilden, daß hinter dieſen erſten Gebirgen andere, die eben ſo hoch ſind, liegen, und daß beyde nur dienen dieſes glückſelige Land zu verbergen, wo die Natur durch ihre Freygebigkeit oder vielmehr Verſchwendung das Bild des irdiſchen Paradieſes erneuret.

Dieſes kommt daher, daß das Land zwiſchen den doppelten Gebirgen eingeſchloſſen iſt, welche daſſelbe als zwo Mauren auf der oſt- und weſtlichen Seite von dem übrigen America abſondern. Die erſte dieſer beyden Reihen Gebirge

birge iſt vierzig bis fünf und vierzig Meilen, wie ich ſchon angezeiget habe, von dem Meer entfernet; ſie liegen ſich einander zur Seite, ſieben oder acht Meilen von einander, ſo viel nämlich ihre Spitzen betrifft. Bald entfernen ſie ſich etwas weiter und bald kommen ſie näher zuſammen; allein ſie gehen allezeit beynahe in einer Richtung fort, welche von dem Mittagszirkel wenig unterſchieden iſt. Weil ſie ſo ſehr nahe an einander liegen, ſo iſt dieſes Urſache, daß das Erdreich, welches ſie von einander ſcheidet, und fünf oder ſechs Meilen in der Breite hat, überaus hoch iſt, und daß die zwo Reihen, welche in Betrachtung der zwiſchen ihnen lebenden Einwohner ganz deutlich unterſchieden ſind, in Anſehung derer, die ſich außerhalb denenſelben befinden, nur ein einziger Klumpen zu ſeyn ſcheinen. Quito und der große Theil der Landſchaft dieſes Namens liegen demnach in einem langen Thale, welches allein deswegen für kein Gebirge gehalten wird, weil es zwiſchen noch höheren Gebirgen liegt, die meiſtentheils mit Schnee bedeckt ſind. Die Cordilleras ſind nicht in ihrer ganzen Länge ſo gedoppelt; jedoch ſind ſie es über ein hundert und ſiebenzig Meilen, welche ich ſüdwärts von Cuenca bis nordwärts von Popayan durchgereiſet bin; und ich weiß, daß ſie noch viel weiter gegen Norden doppelt ſind, obgleich das Land, indem es allzu niedrig wird, die guten Eigenſchaften allmählig verlieret, die es um Quito beſitzet.

Alles was ich von den Umſtänden dieſes Landes eben geſagt habe, wird viel deutlicher werden, wenn man die

Augen auf die Kupfertafel wirſt, welche ich anfänglich hier nicht einrücken wollte, die ich aber, nach reiferer Ueberlegung, mit ihrer Erklärung dem Ende dieſer Abhandlung beyzufügen für nöthig erachtet habe. Man wird darauf dieſe Gebirge gerade nach ihrer Länge durchſchnitten und eine Ausſicht finden, welche ohngefähr ein Viertel desjenigen Theils enthält, welcher uns zu Beſtimmung unſerer Mittagslinie diente. Ich habe mich begnüget nur dieſes Stück mitzutheilen, weil ich daſſelbe am beſten kenne, ſo viel nämlich das Anſehen betrifft, das es in Betracht eines draußen überaus weit davon befindlichen Zuſchauers haben würde, der es von einem eben ſo hohen Punkte, als daſſelbe iſt, in Augenſchein nimmt. Ich hätte den Plan, welcher die Gebirge im Seitenabriſſe vorſtellet, durch andre Oerter der Länge gehen laſſen können; allein ich hatte verſchiedene Gründe die Gegend von Quito vorzuziehen. Dieſer Seitenabriß zeiget die Ausmeſſung der zwoen Reihen Gebirge an. Man ſiehet in dem Thale, welches ſie ausmachen, oder in dem zwiſchen ihnen befindlichen Raume die Stadt Quito ſelbſt, und man würde in der Weite noch andere Städte entdecken, wenn dieſer inwendige Zwiſchenraum nicht von andern Bergen unterbrochen würde, die nicht ſo hoch aber ohne Ordnung zerſtreuet und gleichſam in Anſehung der erſteren Außenwerke ſind.

Die ziemliche Breite des Thales und ſeine Lage gegen die Sonne ſollten die Hitze daſelbſt unerträglich machen; allein dagegen muß die groſſe Höhe des Erdreichs und die Nachbarſchaft des Schnees auch die Hitze mäßigen.

Dieſe zwey wiedrigen Dinge ſind, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, mit einander vermählet, und dieſe Verbindung muß nicht weniger einen beſtändigen Herbſt als Frühling hervorbringen. Man weiß dort nichts von den ſchädlichen Thieren, den Tygern und den Schlangen, welche man unten in den Wäldern findet. Die Wärme iſt oben für ſie nicht groß genug. Das Wetterglas des Herrn de Reaumur ſtehet dort beſtändig auf vierzehn oder funfzehen Graden; die Felder ſind allezeit grün. Man hat daſelbſt die Früchte des heißen Erdſtrichs nebſt denjenigen, welche man aus Europa dahin gebracht hat, als Aepfel, Birnen, Pfirſchen. Die Bäume ſtehen faſt beſtändig im Safte, und alle verſchiedene Arten von Getreyde, inſonderheit aber der Weizen, gerathen dort vollkommen gut. Man könnte daſelbſt auch Wein machen, wenn die Stadt Lima nicht einen Freyheitsbrief erhalten hätte damit allein zu handeln, da indeſſen die Provinz Quito von ihren natürlichen und gearbeiteten Waaren, als Tüchern und baumwollener Leinwand, ihre Nahrung hat.

Der Miswachs und die Theurung können insgemein keinen Beweis von der Güte des Landes geben, worin man ſie verſpüret. Inzwiſchen iſt dieſes dennoch durch eine beſondere Ausnahme von Peru wahr. Ein ganzes Jahrhundert würde nicht ein Exempel von einem ſo regnichten Jahre, als das 1741te war, geben. Die Erndte blieb aus, und das Getreyde gab kaum den ſiebenden oder achten Theil von demjenigen, was es in mittelmäßigen oder

ſchlechten Jahren zu geben pflegte. Alles ſtieg im Preiſe, wie man leicht urtheilen kann. Denn Peru iſt nicht ein Land, wo die Einwohner etwas auf künftige Zeiten aufzuheben und Vorrathshäuſer, zu welchen man im Fall der Noth ſeine Zuflucht nehmen könne, anzulegen wiſſen. Ob man gleich durch eine mäßige Arbeit von der Erde, die dort ſehr fruchtbar iſt, reichliche Früchte erhalten kann, ſo iſt doch das Brodt ſehr theuer und koſtet zwey- oder dreymahl mehr als hier; weil man in der Provinz Quito ſeine Abſichten nur auf die gegenwärtige Nothdurft richtet, und vieles Land ungebauet liegen läſſet. Dieſe Theurung erhöhete den Preis des Weizens, des Mayz und alles andern Getreydes, imgleichen der Erdäpfel, welche nebſt dem Mayz die vornehmſte Nahrung der Indianer ausmachen, auf acht- bis neunmahl. Dem Anſehen nach muſte dieſe gemeine Noth überaus groß ſeyn, und ſie wäre es ſonſt überall geweſen. Unterdeſſen litte doch faſt niemand darin; die Armen empfanden die Beſchwerlichkeit ein wenig, aber ſie lebten dennoch. Man nahm ſeine Zuflucht zu den Hülſen- und andern Früchten, woran kein Mangel war. Man hatte immer Käſe; und da das Vieh beſtändig fette Weide auf den großen Feldern an den Bergen fand, ſo war das Fleiſch allezeit ſehr guten Kaufs und um einen Preis zu haben, welcher, ob ich gleich die Urſache davon ſchon zum voraus angezeigt habe, einen wegen ſeiner gar geringen Verhältniß zu dem Brodte in Verwunderung ſetzen wird.

wird. Das Rind - oder Kuhfleiſch gilt dorten das Pfund nur zwey oder drey Sols unſerer Münze.

Man würde ſich auch dort auf gleiche Weiſe alles, was man zur Kleidung nöthig hat, anſchaffen können. Der Flachs geräth ſehr wohl, und ich habe einigen in dem Lande gebaueten geſehen, der ſehr ſchön war. Die Wolle iſt zwar nicht vollkommen ſo gut, als die unſrige; aber wenn man wollte, könnte man ſich dieſelbe beſſer zu nutze und vortreffliche Tücher ſtatt der ſchlechten, die man dort verfertiget, daraus machen. Man findet zu Quito nicht die Vicunnas oder Peruaniſche Schaafe, obgleich ein Thier von eben der Art da iſt, welches die Indianer **Llamas** nennen, und welches man nicht beſſer, als mit einem kleinen Kameele vergleichen kann, deſſen man ſich bedient um Laſten von 50 bis 60 Pfunden von einem Orte zum andern zu bringen. Die Vicunnas trifft man in **Chili** an, und ſie würden ſonder Zweifel an verſchiedenen Oertern in den **Peruaniſchen** Gebirgen gut fortkommen. Man findet dort auch die Ingredienzen zu Farben. Unten iſt der Indigo ſehr gemein; oben wächſet eine Staude, welche ein ziemlich ſchönes Gelb hervorbringt, und man ziehet auch an einigen Oertern die Cochenille oder Scharlach-Würmer auf, welche man zur Karmeſinfarbe braucht. Man treibt auch einigen Handel zu **Ambaro**, welcher Ort zwanzig Meilen ſüdwärts von **Quito** liegt, und wo die Witterung faſt eben ſo beſchaffen iſt, außer daß das Wetterglas daſelbſt einen oder zween Grade höher ſteht. An Gewürzen

iſt

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

iſt dort ebenfalls kein Mangel, oder welches auf eins hinaus läuft, man kann ſtatt derer, die wir kennen, andere gebrauchen, welche das Land hervor bringt. Man thut ſolches auch wirklich, und man könnte es noch mit größern Nutzen thun. Kurz, wenn man ein wenig oben oder unten einen Ort erwählen will; (denn wie wir geſehen haben, ſo macht dieſes lange Thal nicht einen vollkommen ebenen Boden aus,) ſo kann man dort die Luft und die Annehmlichkeiten der allerverſchiedenſten Himmelsſtriche genießen.

Weil das Land faſt unter der Mittellinie liegt, ſo ſind die Tage und Nächte bey nahe darin beſtändig gleich lang, und der Grad der Witterung an einem Orte iſt faſt das ganze Jahr hindurch einerley. Der Regen allein unterſcheidet die Jahreszeiten. Es regnet dort von dem Wintermonate an bis zu dem May faſt eben ſo, wie unten in den Wäldern. Dieſer Regen nebſt dem Erdbeben und den oftmahligen Entzündungen der feuerſpeyenden Berge, deren es dort viele giebt, machen die böſen Eigenſchaften des Landes aus, welche die guten ein wenig vermindern. Uebrigens können Reiſende, welche in das innerſte des Thales kommen, leicht wahrnehmen, daß ſie darin nicht ſo weit herunter gehen, als ſie draußen herauf ſtiegen, und daß ſie daher weit über der Horizontallinie des Meeres ſind; allein es fällt ihnen ſehr ſchwer, oder vielmehr unmöglich dieſe Höhe zu berechnen. Ein ſo übler Weg läßt einem keine Zeit zum Nachdenken, und der mechaniſche Menſch

zſt es faſt allein, der hier reiſet. Alle Gewäſſer, welche, nachdem ſie ſich verſammlet haben und durch die eine oder die andere Reihe der Gebirge durchgebrochen ſind, ſich draußen herunter ſtürzen und nach allen Gegenden des Horizonts entweder in die Nord- oder Südſee fließen, zeigen die große Höhe auch genugſam an. Sie machen die höchſten Waſſerfälle auf der Welt; aber ſie laſſen einen der bloß reiſet, nichts beſtimmtes erkennen. Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn wir die Einwohner zu Quito unterrichtet haben, daß ſie auf der bekannten Erde die erhabenſten Völker wären; daß ſie vierzehen- bis funfzehen hundert Klaftern über der Horizontallinie des Meers wohneten, und daß ſie eine um ein Drittel dünnere Luft ſchöpfeten als andre Leute *). Man könnte ſo gar die Einſchränkung der bekannten Erde weglaſſen; denn wie wir ſehen werden, ſo kann man mit gutem Grunde glauben, daß die in den gemäßigten und kalten Erdſtrichen befindlichen Gebirge nicht bewohnt und ſo gar bey einer geringern Höhe unerſteiglich ſind.

Wir befanden anfänglich eine große Beſchwerlichkeit von der dünnen Luft. Diejenigen unter uns, welche eine zarte Bruſt hatten, empfanden den Unterſcheid noch mehr, und hatten oft ein kleines Naſenbluten. Dieſes kam ſonder Zweifel daher, daß die Luft ein kleineres Gewicht hatte und durch ihren Druck das Blut nicht genugſam in den Gefäßen zurück halten half, welches ſeines Theils

*) Der Mercurius in dem Barometer ſtund zu Quito auf 20 Zolle und eine Linie.

Theils allezeit mit gleicher Stärke wirken konnte. Ich habe bey mir nicht angemerkt, daß dieſe Beſchwerlichkeit viel größer ward, als wir hernach noch höher hinauf ſtiegen; vielleicht, weil ich mich ſchon zu dem Lande gewöhnet hatte, oder auch, weil die Kälte Urſache war, daß die Ausdehnung der Luft nicht ſo beträchtlich ſeyn konnte, als ſie ſonſten geweſen ſeyn würde. Viele unter uns fielen in dem Herausſteigen in Ohnmacht und muſten ſich oft brechen; allein dieſe Zufälle waren noch mehr die Wirkung der Müdigkeit als der Schwierigkeit Athem zu holen. Dieſes wird daher unſtreitig erwieſen, daß man dieſen Ungemächlichkeiten niemahls unterworfen war, wenn man ritte, oder wenn man einmahl den Gipfel erreicht hatte, wo die Luft jedoch noch dünner war. Ich leugne nicht, daß dieſe groſſe Dünne der Luft die Müdigkeit beförderte und zu Vergrößerung der Mattigkeit etwas beytrug; denn das Athemhohlen wird dort überaus ſchwer, wenn man ſich nur ein wenig angreift, und man kommt durch die geringſte Bewegung ganz aus dem Athem; aber dies geſchieht nicht, wenn man in der Unthätigkeit bleibt. Ich ſage nichts, als dasjenige, wobey ich vielmahls ein Zeuge geweſen bin, und welches ich ſonder Zweifel noch öfter geſehen haben würde, wenn die Erfahrung nicht die meiſten unter uns bald überzeuget hätte, daß ſie ſich einer ſo groſſen Abmattung nicht bloß ſtellen dürften.

Quito liegt unten an einem von den unter dem Namen Pichincha begriffenen Bergen, welche zu der weſtlichen

chen Reihe der **Cordilleras**, die an der Südſee liegt, gehören. Man kann auf dieſelben ſo wohl als auf die meiſten andern ſehr hoch herauf reiten. Verſchiedene dieſer Gebirge ſind ſich darin gleich, daß ihr Fuß von verſchiedenen Hügeln formiret wird, welche aus Leim oder gemeiner Erde, die Kräuter hervor bringt, beſtehen, und daß ſich in der Mitten eine hundert und funfzig bis zwey hundert Klaftern hohe Pyramide oder Klumpen von Steinen erhebet. Es iſt einigermaßen wahrſcheinlich, daß ehemahls die Erde dieſes alles bedecket hat, und daß der Fels zum Vorſchein gekommen iſt, entweder weil ſie allmählich herunter gefallen oder durch ein plötzliches Erdbeben niedergeriſſen iſt.

Auf dieſen Theil des Pichincha iſt es ſehr ſchwer zu klettern. Wir brachten drey Wochen auf ſeinem Gipfel zu. Die Kälte war daſelbſt ſo ſtrenge, daß einige unter uns ſcorbutiſche Zufälle empfanden, und daß die Indianer und die andern aus dem Lande mitgenommenen Bedienten ein heftiges Reißen im Leibe ausſtunden. Sie gaben Blut von ſich, und einige muſten ſich wieder herunter begeben. Allein ihre Unpäßlichkeit kam allezeit, als wir einmahl auf der Spitze des Felſen unſere Wohnung hatten, allein von der ſtrengen Kälte her, deren ſie nicht gewohnt waren, und die Ausdehnung der Luft ſchien davon wenigſtens nicht die unmittelbare oder nächſte Urſache zu ſeyn. Ich habe dieſes mit deſto größerer Sorgfalt unterſuchet, als ich wuſte, daß die meiſten Reiſenden ſich darin betrogen hatten, weil die verſchiedenen Wirkungen von ihnen nicht genugſam waren

unterſchieden worden. Wir hatten oft des Abends, wenn wir ſpeiſeten, ein irdenes Becken voll Feuer in der Mitte nebſt vielen angezündeten Wachskerzen oder Lichtern, und die Thüre unſerer Hütte war mit doppelten Häuten dichte zugemacht. Dieſem allen ungeachtet fror das Waſſer in den Gläſern. Wir hatten alle Mühe von der Welt einen Perpendikel aufzuſtellen; wir waren faſt beſtändig in den Wolken, welche uns ſonſt nicht das geringſte als die Spitze des Felſen, auf welchem wir uns befanden, ſehen lieſſen. Zuweilen veränderte ſich der Himmel drey- oder viermahl in einer halben Stunde. Auf ein Ungewitter folgte ſchönes Wetter, und einen Augenblick darauf hörte man einen Donnerſchlag um deſto ſtärker, je näher er uns war. Unſer Fels that in dem Betrachte deſſelben beynahe eben die Wirkung, welche eine Klippe in dem Meere thut, an welcher ſich alle Wellen brechen. Wir hatten dort gegen das Ende unſers Aufenthalts, da wir die Kälte am ſtärkſten zu ſeyn glaubten, kein Thermometer; allein wir hatten ſchon geſehen, daß dieſes Werkzeug einige Grade unter der Kälte angezeiget hatte und daß daſſelbe ſich weit mehr als unten zu Quito veränderte. Zuweilen machten dieſe Veränderungen vom Morgen bis Nachmittage ſiebenzehen Grade aus, ob man daſſelbe gleich beſtändig im Schatten hielte.

Der Mercurius, welcher in dem leeren Raume am Ufer des Meeres auf acht und zwanzig Zoll und eine Linie ſtund, befand ſich auf der Höhe ohngefähr eine Linie unter

ſechs-

ſechszehen Zollen; die ausdehnende Kraft der Luft war hier, gleichwie unten und in Europa, ihren Verdickungen annoch vollkommen gleichmäßig. Dieſe und verſchiedene andre mit eben ſo vieler Sorgfalt angeſtellte Betrachtungen beſtättigen nicht allein dieſe Nachrichten, ſondern lehren auch, daß ſelbſt bey der Wirkſamkeit der ausdehnenden Kraft der Luft in allen Gegenden des heißen Erdſtrichs, welche ſehr hoch ſind, eine merkliche Gleichheit anzutreffen ſey. Die wirklichen Verdickungen ſind daſelbſt an einem jeden Orte dem Gewichte der obern Luftſäulen, die den Druck verurſachen, gleichmäßig; dieſe Verdickungen verändern ſich in geometriſcher Verhältniß, da hingegen die Höhen der Oerter ſich in arithmetiſcher Verhältniß befinden *. Unten aber iſt es nicht ſo, weil daſelbſt die Wirk-

ſamkeit

* Daraus fließet dieſe ſehr natürliche Regel, welche ich einigen Leſern zu Gefallen hieher ſetze: man darf nur in den gemeinen logarithmiſchen Tabellen die Höhen des Mercurius in dem Barometer, welche mit Linien ausgedrucket ſind, aufſuchen; und wenn man $\frac{1}{30}$ von dem Unterſcheide dieſer Logarithmen abziehet, indem man mit der Characteriſtik nur die vier erſten Ziefern, die drauf folgen, nimmt, ſo wird man die verſchiedenen Höhen der Oerter haben. Der Mercurius ſtund in dem Barometer zu Caraburu, welches der niedrigſte von allen unſern Poſten war, auf 21 Zolle $2\frac{3}{4}$ Linien oder $254\frac{3}{4}$ Linien; dahingegen auf dem felſichten Gipfel des Pichincha er auf 15 Zolle 11

D

ſamkeit der ausdehnenden Kraft der Luft in der That weit geringer iſt, als in einer Höhe von ein- oder zweyhundert Klaſtern

Linien oder auf 191 Linien ſtund. Wenn man den Unterſcheid der Logarithmen dieſer beyden Zahlen nimmt, ſo wird man 1250 finden, und wenn man den 30ſten Theil davon abziehet, ſo kommen 1209 Klaftern für die Höhe des Pichincha über dem Caraburu heraus; und dieſes ſtimmet mit der geometriſchen Beſtimmung überein. Die Anwendung dieſer Regel iſt um ſo viel richtiger, als die Höhen des Queckſilbers in dem Barometer an jedem Orte des heißen Erdſtrichs ſich nur ſehr wenig ändern. Unten auf dem Ufer des Meers beträgt die Veränderung wenig über $2\frac{1}{3}$ oder 3 Linien, und zu Quito ungefähr eine Linie. Herr Godin hat zuerſt angemerkt, daß eine ſolche Veränderung zu Quito alle Tage in gewiſſen Stunden ſtatt habe, und ich glaube, daß man dieſelbe der täglichen Ausdehnung der Luft zuſchreiben müſſe, welche die Sonne durch ihre Hitze verurſachet. Dieſe Ausdehnung verhindert nicht, daß das Gewicht auf dem Ufer des Meers beſtändig einerley ſey. Denn die Luftſäule mag höher oder niedriger ſeyn, ſo muß ſie allezeit ein gleiches Gewicht haben. Allein die Ausdehnung, welche während dem Tage geſchieht, iſt Urſache, daß der öberſte Theil der Säule etwas weniger Luft enthält, und daß hingegen etwas mehr davon in den öberſten Theil kommt. Dieſes verändert die Vertheilung des Gewichts in Anſehung aller Oerter, die ſo wohl in den Cordilleras als auf andern Gebirgen liegen.

Klaftern; und ſie muß auch daſelbſt beträchtlich geringer ſeyn, weil ſie es auch ohngeachtet der Wirkung der Hitze iſt, welche ſonſt zu ihrer Vergrößerung etwas beyträget. Es iſt hier nicht der Ort bey dieſer Sache ſich weiter aufzuhalten und die Mittel anzuführen, deren ich mich zu genauer Ausfindung der Grade ſolcher Kraft an einem jeden Orte bedienet habe. Um vollends von denen auf dem Pichincha angeſtellten Beobachtungen Bericht zu ertheilen, ſo war der Secundenperpendikel, wenn man es nur bey dem bewenden läſſet, was unmittelbar aus den Erfahrungen fließet, daſelbſt um $\frac{26}{100}$ einer Linie kürzer, als am Ufer des Meers.*

Wir hatten viele Standhaftigkeit nöthig, um mehr als 20 Tage lang wider das Ungemach, das wir auf einem ſolchen Poſten empfanden, zu ſtreiten. Wir muſten zuletzt einſehen, daß wir dem Verlangen uns auf die höchſten Gipfel zu begeben, würden entſagen müſſen. Wenn man ſich alle Mühe giebt Berge heran zu klettern und mehr Land zu entdecken, ſo entdecket man faſt nichts. Ein hohes Gebirge hält nicht allein alle darauf ſtoßende Wolken auf, ſondern auch ſo gar diejenigen, welche ſeitwärts in einer gewiſſen Weite vorbey gehen; ſie werden von dem

Winde

* Ich habe ihn oben 36 Zolle $6\frac{71}{100}$ Linien, zu Quito 36 Zolle $6\frac{83}{100}$ Linien, und am Ufer des Meeres 36 Zolle $7\frac{7}{100}$ Linien befunden.

Winde dahinter getrieben, und dorten herrſchet insgemein eine Windſtille, welche ſie zurückhält. Außerdem, wenn durch einen ungefähren Zufall, die Spitze, auf welcher man ſeine Stellung genommen, nicht mit Wolken umgeben iſt, ſo ſind es doch öfters die andern, welche man beobachten muß; und die Schwierigkeit wird ungleich größer, wenn vier oder fünf Gebirge uns faſt zugleich in die Augen fallen müſſen. Wir merkten demnach, daß es uns in allem Betracht vortheilhaft ſeyn würde die Triangel unſerer Mittagslinie nicht ſo hoch laufen zu laſſen, und daß wir uns insgemein begnügen müſten unſere Zeichen auf den Hügeln an dem Fuße felſichter Pyramiden aufzuſtellen. Ungeachtet der ſo nöthigen Vorſicht, die wir gebrauchten, hat uns doch nichts bey unſerer Arbeit mehrere Beſchwerlichkeit verurſachet, als die plötzliche Abwechſelung der Hitze und der Kälte, die wir von einem Augenblicke zum andern empfanden, ſo oft wir nur eine beträchtliche Weite entweder aufwärts oder unterwärts ſtiegen.

Der Herr de la Condamine und ich waren ſchon einmahl auf den Gipfel eben deſſelben Berges hinan geklettert; wir thaten es aber damahls nur um den Poſten zu unterſuchen und ſtiegen ſogleich wieder herunter. Uns überfiel oben ein Sturm. Der Wind nahm keinen gewiſſen Strich, und ſtieß faſt auf einmahl von unterſchiedenen Seiten auf uns. Der Donner trieb die Schloſſen mit Macht gerade auf uns zu, er ließ ſich aber nicht ſtärker

hören,

hören, als etwa wenn das Zündpulver an einem Rohre abbrennet; dies bewegte uns zu glauben, daß ſein Knall auf den höchſten Gebirgen niemahls ſtärker ſey. Weil wir uns drey Wochen daſelbſt aufhielten, hatten wir Zeit genung dieſes erſte Urtheil zu verbeſſern; und wir haben uns ſeitdem gar oft auf andern Bergen befunden, allwo wir verſchiedentlich ein erſchrecklich rollendes Getöſe, welches zuweilen über unſerem Kopfe, zuweilen auch unter uns war, vernahmen. Man darf nicht zweifeln, daß es Donnerſchläge gebe, die überaus ſchwach ſind: von dieſer Art ſind vielleicht die meiſten derjenigen Blitze, auf welche kein Knall erfolget. Von unten aus vernimmt man ſie nicht: es ſind zum Glück leere Schläge; dieſes kann ſeine verſchiedene Urſachen haben, und rühret auch oft daher, daß man gar zu weit davon entfernet iſt. Bey dem Vorfall, davon ich rede, fanden wir uns gleichſam mitten in dem Feuer des Gewitters; allein dem Anſehen nach war der daſelbſt verſammelte Vorrath von Feuer fangendem Stoffe gar zu geringe.

Die höchſten Standplätze bey unſern Beſchäfftigungen mit der Mittagslinie ſind allemahl die beſchwerlichſten für uns geweſen. Der höchſte Poſten, nach welchem wir uns bey unſern Triangeln wirklich richteten, iſt 2334 Klaftern höher als das Meer. Er heiſſt Sinazahuan; er formiret eine von den Spitzen des Gebirges Aſouay, welches zwiſchen den Gebieten Riobamba und Cuenca die Grenze ausmachet. Man wird ſich verwundern, wenn man höret, daß die Jncas da einen Weg gemacht haben,

auf welchem noch täglich reiſende anzutreffen ſind; allein man pflegt die Zeit dabey wohl wahrzunehmen. Denn hat man das Unglück daſelbſt von einem mit grobem Reiſe oder mit Schnee vermiſchten Wetter überfallen zu werden, ſo läuft man Gefahr nie von da zurück zu kommen. Wir ließen zu gutem Glück etliche Zelte im Vorrath dahin bringen; und wir muſten auch wirklich innerhalb zehen oder zwölf Tagen, da wir uns daſelbſt verweilten, dreymahl nach einander neue Zelte nehmen. Man war unsertwegen zu Atun-Cagnar, welches ein drey bis vier Meilen davon entlegener Flecken iſt, in ſo großer Unruhe, daß man öffentliche Gebeter für uns anſtellte.

Wir haben bey Durchſtreichung der Gebirge alle Gelegenheit gehabt einzuſehen, wie ſehr ſich einige Naturkündiger betriegen, welche dafür halten, daß die Wolken und der Nebel der Art nach unterſchieden seyn. Oft reichten die Wolken nicht an uns; ſie waren fünf- oder ſechshundert Klaſtern niedriger, und verurſachten, daß wir die Erde nicht ſahen, da ſie inzwiſchen denen die auf dem flachen Lande waren, den Himmel verdeckten: zuweilen waren dieſe Wolken nicht ſo ſchwer und ſtiegen höher, da ſie uns dann nicht anders als ein bloßer Nebel vorkamen, in welchem wir uns befanden. Wenn ich ſie in einer ziemlichen Weite unter mir betrachtet habe, ſchienen ſie allezeit ſehr weiß: ich kann ſie ſowohl in Anſehung der Farbe als der Geſtalt, die ſie dazumahl hatten, nicht beſſer vergleichen, als mit etlichen Haufen Baumwolle, die an einander ſtoßen und

eine

eine gewäſſerte Fläche formiren mögten. So viel die Farbe anbelangt, trifft bey dem Waſſer eben das genau ein, was man bey dem Glaſe anmerkt. Man weiß, daß Glas verlieret ſeine Durchſichtigkeit, wenn man es zu Pulver ſtößt, und es ſiehet ſo weiß aus als der Schnee, wenn man es von der Seite betrachtet, da es ſehr helle iſt. Eben die Bewandtniß hat es mit dem Waſſer, wenn es in den Wolken oder im Nebel in kleine Stückchen oder in kaum zu bemerkende Tröpflein verwandelt worden iſt. Wann dieſe ſehr kleine Tropfen nichts anders ſind als kleine hohle Kügelchen, ſo muß vermöge der darin enthaltenen Luft, nachdem dieſe ſich nämlich mehr oder weniger ausdehnet, das Waſſer, woraus die Blaſe beſtehet, eine veränderte Dicke annehmen; und wie die kleine Kugel ihre Größe verändert, ſo muß die Wolke entweder ſteigen oder fallen, bis daß ſie ſich in einem Gleichgewichte mit der Lage der Luft befindet, darin ſie ſchwimmet. Heute haben die Wolken eine gewiſſe Schwere, ſie erhalten ſich in einer beſtimmten Höhe, man ſiehet ſie auf allen Bergen nur bis zu einem gewiſſen Punkte ſteigen; aber ein andermahl werden ſie, nachdem der Durchmeſſer der kleinen Blaſen größer oder kleiner iſt, leichter oder ſchwerer werden, und man wird ſehen, daß ſie ſich in einer höhern oder niedrigern Luftgegend aufhalten werden. Bey dem Aufgange der Sonnen nimmt man bey ihnen vornehmlich eine merkliche Bewegung wahr; ſie ſteigen auf eine gleichförmige Weiſe und zuweilen mit einer ziemlich großen Geſchwindigkeit herauf.

Allein, damit ich wieder zu ihrer Durchſichtigkeit zurück komme, ſo muß ich anmerken, daß, gleichwie die kleinen Blaſen, woraus ſie beſtehen, einen gar zu großen Haufen kleiner Flächen dem Geſichte darſtellen; alſo dieſelben dunkel ſcheinen, wenn man ſie von unten anſiehet; da hingegen, wenn der Zuſchauer über ihnen iſt, als wir es auf dem Pichincha und andern hohen Gebirgen waren, alle zurückfallende und in einander vermiſchte Strahlen, nachdem ſie verſchiedene mahle gebrochen worden, das Weiße bilden, ſo viel wir von den Eigenſchaften des Lichts wiſſen.

Man ſiehet faſt alle Tage auf dem Gipfel eben dieſer Berge eine außerordentliche Lufterſcheinung, welche ſo alt als die Welt ſeyn muß, und von welcher aller Wahrſcheinlichkeit nach doch niemand vor uns Zeuge geweſen iſt. Das erſte mahl als wir dieſelbige beobachteten, waren wir alle mit einander auf einem nicht ſo gar hohen Berge, namens Pambamarca. Eine Wolke, von welcher wir umgeben waren, und welche ſich zertrennete, ließ uns die aufgehende Sonne, die ſehr hell glänzete, ſehen. Die Wolke gieng nach der andern Seite; ſie war nicht dreyßig Schritte und alſo noch nicht weit genug entfernt, um die weiße Farbe zu bekommen, von der ich oben geredet habe, als ein jeder unter uns ſeinen Schatten auf derſelben ſahe und zwar nur ſeinen eigenen allein, weil die Wolke nicht eine an einander hangende Fläche ausmachte. Weil dieſelbe ſo wenig entfernet war, ſo konnte man alle Theile des

Schattens unterſcheiden; man ſahe die Arme, die Beine, den Kopf; allein was uns in Verwunderung ſetzte, war dieſes, daß dieſer letztere mit einem Strahlenkranze geſchmückt war, der aus drey oder vier kleinen concentriſchen Kronen von einer ſehr lebhaften Farbe beſtund, von denen eine jede eben dieſelben verſchiedenen Farben hatte, als der erſte Regenbogen, indem das rothe daran auswendig war.

Der Raum zwiſchen dieſen Kreiſen war gleich, und der letzte der ſchwächſte. Endlich ſahen wir in einer großen Weite einen großen weißen Kreis, welcher alles einfaſſete. Dies iſt gleichſam eine Vergötterung für jeden Zuſchauer, und ich kann nicht umhin hiebey anzumerken, daß ein jeder das empfindliche Vergnügen ruhig genoß ſich mit allen dieſen Kronen geziert zu ſehen, ohne etwas von ſeiner Nachbaren ihren wahrzunehmen. Es iſt wahr, mit dem gewöhnlichen Regenbogen verhält es ſich faſt eben ſo, ob man gleich nicht allezeit darauf Acht hat. Ein jeder ſiehet ſeinen beſondern Regenbogen, weil derſelbe für jede Perſon einen andern Mittelpunkt hat. Aber da die Kronen, die man auf den Peruaniſchen Gebirgen erblicket, ſehr klein ſind, und dem Schatten des Zuſchauers zuzugehören ſcheinen, ſo hat ein jeder das Recht ſich diejenigen, welche er ſiehet, zuzueignen. Die erſte umgiebt unmittelbar den Kopf des Schattens, und die andern folgen darauf. Der Zuſchauer, welcher allein ein Zeuge von dem iſt, was ſeine eigene Perſon betrifft, muthmaßet nur, daß die andern ſich in eben den Umſtänden, als er, befinden.

Ich habe oft die Durchmeſſer dieſer Bögen betrachtet. Selbſt das erſte mahl, da wir ſie wahrnahmen, ermangelte ich nicht ſolches zu thun; ich verfertigte in der Eile eine Art von Jacobsſtabe von den erſten Linealen, die ich fand, weil ich befürchtete, dieſes wunderbare Schauſpiel mögte ſich nur ſelten zeigen. Ich habe ſeitdem bemerket, daß die Durchmeſſer von einem Augenblicke zum andern ihre Größe veränderten, doch ſo, daß der Zwiſchenraum unter ihnen allezeit gleich blieb, ob ſie gleich größer oder kleiner wurden. Außerdem läßt ſich dieſe Lufterſcheinung nur auf den Wolken ſehen, ja nur auf denen, deren Theilchen gefroren ſind, nicht aber auf den Regentropfen, wie der Regenbogen. Es darf ſich nur ein Gewölke, das die Sonne verdeckte, zurück ziehen, und dieſes Geſtirne ſtärker wirken; ſo müſſen ſich gleich die kleinen Blaſen der gegenüber ſtehenden Wolke ausdehnen. Da ihre Fläche größer wird, muß die geringe Dicke des Waſſers abnehmen; und indem dieſelbe ſolchergeſtalt dünner geworden, ſo kann nur eine größere Schiefe oder Blaſen, die von dem Mittelpunkte des Schattens weiter entfernet ſind, eben dieſe Farben hervorbringen, wie ſolches aus anderen Erfahrungen, die wir in dieſer Sache haben, bekannt iſt. Gemeiniglich war der Durchmeſſer des erſten Bogens ohngefähr $5\frac{2}{3}$ Grade, des folgenden ohngefähr 11 Grade, und des dritten 17 Grade und ſo ferner; der Durchmeſſer des weißen Kreiſes war ohngefähr 67 Grade. Die eigentliche Zeit dieſer Erſcheinung, welche erfordert, daß der Schatten auf eine Wolke falle, entſchuldiget

diget die Peruaner wegen des ihnen zu machenden Vorwurfs, daß ſie ſolche nicht geſehen haben. Zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit hat keiner außer einem Naturkündiger auf dem Gipfel eines hohen Berges etwas zu verrichten. Man würde dieſe Erſcheinung vermuthlich zuweilen auf unſern Thürmen, die ſehr hoch ſind, wahrnehmen können. Ein jeder von uns hat manche ſich nicht gar ſehr ausbreitende Nebel geſehen, die nur einige Schritte von uns entfernet waren. Es fehlte weiter nichts, als der andre Umſtand, nämlich die an dem Horizont gerade gegenüber ſtehende Sonne. Selbſt in dem Falle, wo dieſer letztere Umſtand nicht völlig ſtatt findet, kann man doch noch oft einen Theil des weißen Kreiſes erkennen, gleichwie ich ſolches nachher, da ich darauf Acht gegeben, verſchiedene mahle bemerket habe.

Die Höhe der felſichten Spitze des Pichincha macht beynahe die beſtändige untere Grenze des Schnees in allen Gebirgen des heißen Erdſtrichs aus. Ich habe befunden, daß dieſer felſichte Gipfel über der Horizontallinie der Südſee 2434 Klaftern erhaben iſt. Der Schnee fällt viel weiter herunter. Man hat denſelben zuweilen ſo gar, obgleich ſehr ſelten zu Quito fallen ſehen, welches über 900 Klaftern niedriger liegt; allein dieſer Schnee pflegt denſelben Tag zu ſchmelzen; da hingegen derſelbe in allen Theilen der Cordilleras, wo ich geweſen bin, liegen bleibet. Einige Berge reichen nicht an dieſe Grenze; etliche berühren dieſelbe, als der Pichincha; ſehr viele andere ſind

höher

höher und ihre Spitze iſt allezeit beſchneyet und folglich unzugänglich, weil der Schnee ſich daſelbſt in Eis verwandelt. Deſſen Oberfläche muß den Tag hindurch nothwendig ein wenig ſchmelzen, wenn der Berg nicht in den Wolken verborgen iſt. Allein, wenn die Sonne aufhöret zu wirken, ſo entſtehet gleichſam ein Glatteis; das Waſſer gehet in den Zwiſchenraum der unterſten Lagen und frieret daſelbſt, wodurch der Schnee überaus dicht und ein durchaus feſter Körper wird. Deſſen Oberfläche verhärtet ſich zugleich und wird ſo glatt als ein Spiegel, daher es gleichſam unmöglich wird höher hinauf zu ſteigen. Dieſe Grenze hänget von allzu vielen unterſchiedenen Umſtänden ab, und daher läßt ſich davon nichts nach einer gewiſſen Regel beſtimmen. Verſchiedene Berge in Peru ſind von der Art, daß ſie ſich leicht entzünden; denn ſie ſind faſt alle Volcanen geweſen, oder ſind es auch noch wirklich ohngeachtet alles ihres Schnees, welcher dieſelben unkenntlich zu machen vermögend iſt. Ueberdem iſt es gewiß, daß je einen gröſſern Raum der Klumpen einnimmt, der ihnen zur Grundlage dienet, er ihnen eine deſto größere Hitze mittheilen und die Grenze des Froſtes entfernen müſſe, weil man dieſe Klumpen faſt als ein anders Erdreich, welches alle Tage von der Sonne erwärmet wird, zu betrachten hat. Dahingegen bringt der beſchneyete Theil, wenn derſelbe größer iſt, eine ganz wiedrige Wirkung hervor; er verurſacht rund herum eine größere Kälte, daraus ein wenig weiter unten Froſt oder Eis entſtehen kann. Indeſſen iſt der Unterſcheid

nicht

nicht groß, ſo viel ich davon habe bemerken kö nen, und die untere Grenze des Schnees macht auf allen Peruaniſchen Gebirgen gleichſam eine Horizontallinie, ſo daß man durch einen bloßen Blick ihre Höhe zu beurtheilen im Stande iſt.

Die Volcane, wie ich eben geſagt habe, machen die ſtärkſte Ausnahme von dieſer Regel; allein die Ausnahme iſt zuweilen von der Art, daß es ſchwer fallen würde ſie vorauszuſehen. Ich habe dieſes bey dem Cotopaxi, nach welchem wir uns bey Ziehung unſrer Mittagslinie gerichtet hatten, und welcher in der öſtlichen Reihe lieget, angemerket. Der Ort unſers Standplatzes war ungefähr 150 oder 180 Klaftern unterhalb der unteren Grenze des Schnees: wie aber im Jahr 1742 dieſer Berg ſich von neuem entzündete, ſo fieng der Schnee oben an zu ſchmelzen. Unten ſahe man, wie deſſen Dicke bisweilen zunahm; allein die untere Grenze oder der Anfang der Gefrierung erniedrigte ſich zugleich und war nachgehends unterhalb des Poſtens, auf welchem wir uns während der Zeit, da wir an unſern Triangeln arbeiteten, gelagert hatten. Ich nahm mir die Mühe und beſuchte den Berg zu Anfange des 1743ſten Jahres noch einmahl, um ſo wohl von dieſem Umſtande als von verſchiedenen andern eine rechte Gewißheit zu erlangen, und ich konnte darin nicht fehlen. Es ſchien dieſe beſondere Begebenheit mit den bekannten Erfahrungen, da man die Gefrierung durch Hülfe des Feuers beſchleuniget, etwas ähnliches zu haben. Allein die genaue Unterſuchung

der

der Sache ließ mich bald wahrnehmen, daß ſolche von einer ganz unterſchiedenen Urſache herrührete. Ich erkannte, daß dasjenige, was ich von weitem für Schnee angeſehen hatte, in der That keiner, ſondern Waſſer war, welches, da es von oben herab fiel und um den ganzen Berg floß, während ſeines Falles gefroren war. Es iſt gewiß, die geringſte Hitze iſt ſchon zureichend dergleichen zarte Theile, als diejenigen, woraus der Schnee beſteht, zu ſchmelzen, wenn ſelbige auf einen Boden fallen, der innerlich erhitzet iſt. Aber wenn eine Lage Waſſer von einer gewiſſen Dicke über eben denſelben Boden fließet, kann die untere Hitze ſo ſchwach ſeyn, daß ſie ſich der höheren Oberfläche nicht mittheilet; und wann dieſe Oberfläche eben einer großen Kälte blos geſtellet iſt, ſo kann nichts verhindern, daß ſolche nicht zu Eis werden ſollte. Der oben befindliche Schnee, indem er wegen der Nähe des Feuers über den Cotopaxi zerfloß, gab demnach beſtändig neues Waſſer; und wenn dieſes Waſſer unten fror, nachdem es ſich in unendliche Menge kleiner Bäche zertheilet hatte, ſo bedeckte es den Berg mit Eiſe, gleich als mit Haaren, wenn man denſelben von einer gewiſſen Weite erblickete; in einer größern Entfernung aber ſchien es ein Ganzes, welches völlig zuſammen hieng, zu ſeyn. Eben dieſelbe Wirkung würde auf allen andern Gebirgen ſtatt haben. Der Schnee bleibt daſelbſt nur bis zu einer gewiſſen Grenze, herunterwärts zu rechnen, liegen. Dahingegen eine Lage Waſſer, wenn ſie nur ein wenig dick wäre, noch etwas weiter herun-

ter

ter auf ihrer Oberfläche frieren würde. Solchergeſtalt erkannte ich die Urſachen dieſer Naturbegebenheit, da ich mich auf die Stelle begab. Wenn man die Ausnahme, welche dieſelbe macht, und einige andere, die nicht beträchtlich ſind, in Betrachtung zieht, ſo macht der unterſte Schnee, ich wiederhole es noch einmahl, eine ziemlich richtige Horizontallinie in allen um die Mittellinie liegenden Ländern.

Allein wenn wir die Sache auf eine allgemeinere Weiſe unterſuchen; wenn wir unſere Gedanken auf die ganze Erdkugel richten; ſo läuft dieſe Linie mit der Fläche der Erden nicht völlig parallel, und es iſt offenbar, daß ſie ſtuffenweiſe niedriger werden muß, ſo wie man ſich von dem heißen Erdſtriche entfernet und den Polen näher kommt. Dieſe Linie iſt 2234 Klaftern über der Horizontallinie des Meers in der Mitte des heißen Erdſtrichs; bey dem Anfange der gemäßigten Erdſtriche wird ſie nur 2100 Klaftern hoch ſeyn und über den Gipfel des Berges Theyde oder Pico in der Inſel Teneriffa, der beynahe dieſe Höhe hat, weggehen *. In Frankreich und Chili gehet ſie 15 bis

1600

* Der P. Feuillee, welchem wir eine große Anzahl wichtiger Beobachtungen zu danken haben, giebt dem Berge Pico eine Höhe von 2213 Klaftern, in einer geſchriebenen Nachricht, welche er bey der Zurückkunft von ſeinen 1724 in die Canariſchen Inſeln gethanen Reiſe der Academie überreichte. Allein wir glauben aus Gründen, die wir gleich anführen werden, daß man zum wenigſten 140

bis

1600 Klaſtern hoch, und indem ſie ſich, je weiter man von der

bis 150 Klaſtern von dieſer Höhe abrechnen müſſe. Der Beobachter bediente ſich einer Grundlinie, welche, weil ſie nur 210 Klaſtern in der Länge hatte, viel zu kurz war, wenn man die Entlegenheit des Pico, von welchem er über 10000 Klaſtern entfernet war, betrachtet. Dieſe Grundlinie war wegen ihrer übelen Lage nur einer andern viel kleinern gleich. Denn zufolge einer Methode, die faſt niemahls, als in der Theorie gut iſt, war ſie auf den Berg gerichtet, anſtatt daß ſie eine faſt gerade Richtung haben ſollte. Es kamen alſo wirklich nicht mehr als 40 Klaſtern auf die Grundlinie, welche vertical oder in einer beynahe ſenkrechten Lage an die zwo nach dem Gipfel des Berges geführten Geſichtslinien zu ſtehen gekommen wäre. Endlich hatte der P. Feuillee die Schiefe ſeiner Grundlinie nicht geachtet, weil ihm geſagt worden, daß die See ehemahls den Boden derſelben bedeckt hätte. Inzwiſchen wenn die Sache wahr wäre, ſo hatte das Erdreich ſich nachgehends erhoben und es hatte ſich gegen den Fuß des Berges, wo der andere Standplatz war, noch mehr erheben müſſen. Nun aber, wenn die Abhängigkeit des Erdreichs auf 210 Klaſtern nur 3 betragen hat, welches nicht ſehr beträchtlich iſt, ſo ſind die beyden Geſichtslinien wegen der Höhe des andern Standplatzes in der Luft in einer geringern Weite und einer geringern Höhe zuſammen gelaufen. Und wenn man die kleine Länge der verminderten Grundlinie, welche nur 40 Klaſtern beträgt, in Betrachtung zieht, ſo muß man von der gefundenen Höhe des P. Feuillee ohngefähr den dreyzehenden oder vierzehenden Theil abziehen. Ich habe

der Mittellinie kommt, immer mehr herunterſenket, ſo wird ſie jenſeit der zween Polarzirkel die Erde berühren, ob wir gleich dieſelbe nur allezeit im Sommer betrachten.

Dieſe Linie kann man die beſtändige untere Grenze des Schnees nennen; denn es muß noch eine andere, nämlich die Linie der obern Grenze ſeyn, an welche aber allem Anſehen nach die höchſten Berge in der Welt nicht reichen. Wenn einige ſo hoch wären, daß ſie ihre Gipfel über alle Wolken erhöben, ſo würden dieſe höchſten Spitzen auf ihren oberſten Theilen von Schnee befreyet ſeyn und man würde oben, wenn man dahin kommen könnte, einen vollkommenen und beſtändigen heitern Himmel haben, wie man oft mit Unrecht von dem Olympus, dem Ararat und dem Theyde oder Pico auf Teneriffa vorgegeben hat, obgleich dieſer letzte nicht einmahl die untere Grenze des Froſtes völlig erreicht. Um dasjenige, was ich ſelbſt wahr befunden habe, nur bloß anzuführen, ſo ſind einige Berge, die uns zu Errichtung unſerer Triangel gedienet haben, als der Cotopaxi 6 bis 700 ſenkrechter Klaftern hoch beſchneyt. Es würde unnütz ſeyn vieler andern zu gedenken, die ſich längſt unſerer Mittagslinie befinden, gleichwie noch

anderer,

be dafür gehalten, daß die Leſer dieſe Anmerkung nicht als was fremdes in einem ſolchen Werke, wie dieſes, wo ſo oft von Bergen gehandelt wird, anſehen werden.

anderer, die man auf beyden Seiten des Magdalenenfluſſes antrifft, wenn man gegen die Nordſee bis nach St. Martha kommt. Chimboraſſo, welcher der höchſte von allen denen iſt, die ich betrachtet und ſelbſt geſehen habe, erſtreckt ſich 3217 Klaſtern hoch über das Meer, und der beſchneyete Theil deſſelben beträgt 800 Klaſtern. Allein wenn zuweilen die Wolken einen weit niedrigern Strich nehmen, in welchem Falle man die Spitze des Gebirges über denſelben ſehen kann, ſo gehen ſie auch öfters weit, und zuweilen 3 bis 400 Klaſtern höher, ſo viel ich davon in der Ferne habe urtheilen können, indem ich nämlich ihre Höhe und die Größe des Berges, den ich ſchon ausgemeſſen hatte, gegen einander hielte. Kurz, der ſenkrechte Zwiſchenraum zwiſchen der zweyfachen Grenze des Schnees, nämlich der obern und untern, beträgt in dem heißen Erdſtriche wenigſtens 11 bis 1200 Klaſtern; ja man muß dieſe Höhe noch beträchtlich vermehren, wenn es erlaubt iſt mit den andern Wolken diejenigen zu vermengen, welche zuweilen durch den Dampf der Volcane entſtehen; denn ich habe ſolchen noch 7 bis 800 Klaſtern höher ſteigen ſehen. Wenn man alſo dieſe letztere Höhe zum Grunde ſetzte, und es genugſam hohe Berge gäbe, ſo würde man um dieſelben einen Eisgürtel wahrnehmen, der 2240 Klaſtern über der Horizontallinie des Meers anfienge, und ſich ohngefähr 4300 oder 4400 Klaſtern über derſelben endigte, nicht etwa darum, daß die Kälte aufhöret, weil es im Gegentheil gewiß iſt, daß dieſelbe zunimmt, je mehr man

ſich

ſich von der Erde entfernet; ſondern, weil die Wolken oder Dünſte nicht höher ſteigen können.

Es iſt leicht einzuſehen, wenn man nur einige Aufmerkſamkeit darauf bezeiget, daß die Kälte ſich vermehren müſſe, je höher man ſich in die Luft erhebt. Dies iſt nicht allein die erſte Hinderniß, welche uns nicht geſtattet höher zu ſteigen, ſondern auch eine ſolche, die uns nicht geſtatten würde in einer ſehr großen Höhe zu leben, wenn es uns gleich möglich wäre da hinauf zu gelangen. Und dieſes bedachten eben diejenigen nicht allemahl genug, die von einem anmuthigen Aufenthalte, welchen ſie ſich über dem Wolkenhimmel einbildeten, geſchwatzet haben. Um die Kälte, die man auf der Spitze der Berge empfindet, begreiflich zu machen, hat man ſich nicht ohne Grund auf die kurze Dauer der Wirkſamkeit der Sonne bezogen, welche nicht länger als nur wenige Stunden eine jede ihrer Seiten beſtrahlet; und oft geſchiehet auch das nicht einmahl. Eine Horizontalfläche iſt bey klarem Wetter mitten am Tage der ſenkrechten Wirkung der Sonnenſtrahlen, welche durch nichts geſchwächet werden, bloß geſtellet: da hingegen ein ſehr abhängiger Boden, und die Seiten einer hohen Spitze ſteiler Felſen von ihnen nur ſchräge getroffen werden. Allein wir wollen uns nur auf einen Augenblick in der mittlern Höhe der Luft einen freyen und abgeſonderten Punkt gedenken und uns dabey einbilden, als wenn weder Berge noch in der Luft ſchwebende Wolken vorhanden wären.

Je mehr eine Mitte durchſcheinend iſt, deſto weniger Wärme erhält ſie durch die unmittelbare Wirkung der Sonne. Weil ein ſehr durchſichtiger Körper die Strahlen leicht durchläſſet, ſo kann man daraus ſchließen, daß kaum ſeine kleinen Theile davon berühret werden. In der That, was für einen Eindruck könnten ſie wohl in denſelben machen, da ſie ihn faſt ungehindert durchſtreichen? Nach den Betrachtungen, die ich ſchon vorhin angeſtellet habe, verlieret das Licht, wenn es aus ſenkrechten Strahlen beſtehet, auf der Erde nicht den 100000ſten Theil ſeiner Kraft, indem es einen Schuh in der freyen Luft durchläuft. Hieraus läßt ſich urtheilen, wie ſehr wenige Strahlen gedämpft werden, oder in dieſen flüßigen Körper wirken können, indem ſie durch eine Lage gehen, die nicht die Dicke, ich ſage nicht eines Zolles oder einer Linie, ſondern des bloßen Durchmeſſers des allerkleinſten Theilchens hat, das man ſich einbilden kan. Inzwiſchen iſt die Dünne und Durchſichtigkeit oben noch weit größer; dies lehrete zuweilen der bloße Augenſchein auf den Cordilleras, wenn man entfernte Gegenſtände betrachtete. Endlich erhitzet ſich unten die grobe Luft durch die Berührung oder durch die Nähe ſolcher Körper, die dichter ſind, als ſie, und welche ſie umgiebet und gleichſam bekriecht; und die Hitze kann ſich allmählig bis zu einer gewiſſen Weite mittheilen. In dem niedrigen Theil der Luft ſammlet ſich auf dieſe Weiſe alle Tage eine ſehr beträchtliche Hitze, und er iſt vermögend eine um ſo viel größere zu faſſen, je dichter und gröber derſelbe iſt. Aber man ſiehet wohl, daß es

anderthalb oder zwo Meilen über der Erdfläche nicht eben die Bewandtniß habe, obgleich das Licht, wenn es da hindurch ſchießet, ein wenig lebhafter iſt. Die Luft und der Wind müſſen alſo daſelbſt allezeit überaus kalt ſeyn, und je höhere Gegenden man ſich in dem Luftkreiſe vorſtellen wird, je durchdringender wird daſelbſt die Kälte ſeyn.

Uberdem bekommen wir die Wärme, deren wir zu unſern Leben nöthig haben, nicht in jedem Augenblicke unmittelbar von der Sonne. Der während demſelben anhaltende Grad dieſer Wärme iſt nur einem ſehr kleinen Theile derjenigen gleich, welche alle Körper, die uns berühren, angenommen haben, und nach welcher die unſrige ſich beynahe richtet. Die Wirkung der Sonne unterhält faſt nur die ganze Hitze in eben demſelben Zuſtande, indem ſie am Tage die Verminderungen erſetzt, welche dieſelbe während der Nacht erlitten hat, oder welche ſie beſtändig leidet. Wenn die hinzugekommenen Grade größer ſind, als die verlohrnen, ſo nimmt die ganze Hitze zu, gleichwie es hier im Sommer geſchieht, und ſie wird immer mehr und mehr bis zu einer gewiſſen Größe wachſen. Allein zufolge deſſen, was wir eben beobachtet haben, kann dieſer Zuſatz, oder um ſo zu ſagen, dieſe Summe der gehäuften Grade nicht weit über den Gipfel eines hohen Berges gehen, deſſen ſehr erhabene Spitze nur allezeit einen kleinen Raum einnimmt. Aus dieſer Urſache waren die Abwechſelungen des Thermometers auf dem Pichincha ſo groß; dahingegen

ſie

ſie zu Quito geringer und an dem Ufer des Meeres noch kleiner waren. Der niedrigſte Stand des Thermometers an jedem Orte hat allezeit eine Verhältniß zu der Größe der Wärme, die derſelbe von dem Erdreiche bekommt; und da dieſe Größe auf dem Gipfel des Berges ſehr geringe iſt, ſo muß der von der Sonne während dem Tage dazu gefügte Theil nach Verhältniß größer ſeyn.

Es iſt gewiß, daß man die Hitze, welche die Erde durch die anhaltende Wirkung der Sonne bekommet, mit den meiſten andern Wirkungen der Natur vergleichen könne, welche ſich allmählig vermehren, und welche in gewiſſe Grenzen, die ſie nicht überſchreiten, eingeſchloſſen ſind. Die Grade der Vergrößerung, welche man aus der Zuſammenſetzung des Ganzen herausbringt, ſind niemahls beſtändig gleich. Dieſe Grade, inſonderheit, wenn man ſie gegen die Mitte ihrer fortlaufenden Verhältniß betrachtet, vermindern ſich, bis ſie in nichts verwandelt werden, oder bis daß die Wirkung, welche aufhöret zu wachſen, das letzte Ziel ihrer Vergrößerung erreichet. Nun aber folget daraus, daß je kleiner die vermehrte oder ganze Wärme iſt, oder je weiter ſie von ihrem höchſten Grade entfernet iſt, ſie auch um deſto mehr in einer gleichen Zeit durch die Wirkung der wirkenden Urſache, wenn ſie gleich eben dieſelbe iſt, vergrößert werden müſſe.

Man findet noch eine Merkwürdigkeit in allen hohen Oertern der Cordilleras, welche eben die Urſache hat.

Die-

Dieſelbe beſtehet darin, daß, wenn man aus dem Schatten in die Sonne gehet, man einen größern Unterſcheid in der Wärme und Kälte der Luft, als hier in unſern ſchönen Tagen empfindet. Alles hilft zuweilen in Quito die Sonne ungemein heftig machen; allein man braucht ſo dann nur einen Schritt zu thun und in den Schatten zu gehen, ſo empfindet man faſt ſchon die Kälte. Dieſes würde nicht geſchehen, wenn die ganze von dem Erdreiche herrührende Hitze weit beträchtlicher wäre. Wir ſehen nunmehr auch, warum eben daſſelbe Thermometer, wann man es in den Schatten und hernach an die Sonne ſtellet, weder zu aller Zeit noch an allen Oertern ſich in der gewöhnlichen Verhältniß verändert. Dieſes Werkzeug weiſet insgemein des Morgens auf dem Pichincha einige Grade unter der Kälte, und dieſes muß man als eine dem Orte eigene Witterung anſehen. Allein wenn man daſſelbe während dem Tage an die Sonne ſtellet, ſo iſt leicht zu erachten, daß die Wirkung ſehr groß und weit mehr als noch einmahl ſo ſtark ſeyn werde, man mag ſie auch meſſen, wie man wolle. Ich muß hier noch eine Betrachtung über dieſe Sache beyfügen, damit ich einen Grund angeben könne, warum wir zuweilen eine ſo ſtrenge Kälte ausſtunden, da doch das Thermometer nur eine mittelmäßige anzeigte. Es ſcheinet, daß drey oder vier Grade, welche daſſelbe unter der Kälte zeigte, keine Verhältniſſe zu allen Beſchwerlichkeiten oder vielmehr Krankheiten hatten, die wir ausſtunden. Aber man muß ſich erinnern, daß wir aus einem

ſehr gemäßigten Erdſtriche herkamen, welcher uns gleichſam ein neues Vaterland geworden war, und daß unſere Reiſe in andere Gegenden allezeit mit großer Eilfertigkeit geſchahe. Man kann in dieſen Ländern alle Tage die Probe haben, daß die Hitze und Kälte nur in gewiſſer Verhältniß groß ſind, und daß unſer gegenwärtiger Zuſtand vornehmlich von dem Orte, wo wir herkommen, herrühret. Wenn man auf die Cordilleras ſteiget oder davon herunter kommt, und durch die 6 oder 700 Klaftern über der Horizontallinie des Meers erhabene Stellen gehet, ſo empfindet man Kälte oder Hitze an eben demſelben Orte, nachdem man entweder von unten oder oben kommt. Man frieret, wenn man von unten kommt, und man ſchwitzet hingegen durch und durch, wenn man von oben, wo es frieret, herunter gehet.

Wir haben ſchon etwas dergleichen beobachtet, als wir in den Franzöſiſchen Inſeln auf die höchſten Berge ſtiegen, die wir antrafen. Nachdem wir fünf oder ſechs Stunden gegangen waren, kamen wir auf Martinique zu dem Gipfel des ſo genannten kahlen Gebirges um 1 Uhr nachmittags und zitterten vor Froſt, obgleich das Thermometer 17½ Grad über der Kälte ſtund. Man muß ſich ſogar an einem jeden Orte ziemlich lange aufhalten, damit man ſich ſchlechterdings dazu gewöhne. Dieſes beweiſet, daß unſere Schweißlöcher nicht leicht ihre Größe verändern, oder daß wir nicht alsbald eine Leibesbeſchaffenheit bekommen,

men, welche ſich in einen jeden Himmelsſtrich ſchicket. Dieſes iſt ſonder Zweifel die Urſache aller betrübten Zufälle, welche ſich von einer Zeit zur andern zutragen, wenn man genöthigt iſt über einen ſehr hohen Gipfel oder durch einen erhabenen Paß zu gehen, indem man aus den Cordilleras kommt oder ſich in dieſelben begiebt. Gleichwie man während der Reiſe herauf gewiſſer maßen einen Schutz findet, weil der Wind von den ihm im Wege liegenden Gebirgen unterbrochen wird; alſo empfindet man unterwegens eine gemäßigte Luft. Allein ſo bald man auf die Spitze gekommen iſt, wird man auf einmahl von der Kälte überfallen, und der ungeſtüme Wind, welcher ſich erhebt, macht dieſelbe durch die kleinen Eisſtückchen, die er mit ſich führet, noch ungemein heftiger. Wenn man erwegt, wie ſehr die Geſchwindigkeit dieſer Veränderung von der Langſamkeit unterſchieden ſey, mit welcher unſre verſchiedene Jahrszeiten auf einander folgen, ſo wird man ſich die Gefahr beſſer vorſtellen, welcher man in dem Falle, davon hier die Rede iſt, ſich bloß geſtellet findet. Ich habe Gelegenheit gehabt mehr als einmahl anzumerken, daß ein ſehr kleiner Unterſcheid in der Höhe ſehr erhabener Oerter einen ſehr großen in der Witterung verurſachte. Zuweilen war das Wetter an dem Orte, wo ich mich befand, nur mittelmäßig böſe, und ich ſahe gantz deutlich, daß es ſich 30 oder 40 Klaſtern über mir ganz anders an dem Orte verhielte, wo der Sturm den Theil des Berges traf, welcher mit Schnee bedecket war. Einige Reiſenden haben ſich,

 wenn

wenn das Wetter nur kurze Zeit daurete, nicht anders retten können, als daß ſie ihren Pferden den Bauch aufſchnitten und ſich darin legten.

Ich habe ſchon etwas von dem Wege gedacht, den man am Fuße des Guayaquils oder Caracol nehmen kann; allein es findet ſich noch ein anderer Paß, der unendlich fürchterlicher und im ganzen mittäglichen America beſchrien iſt. Man nennet ſelbigen den Paß Guanacas: er liegt unter 2 Gr. 34 Min. nordlicher Breite zwiſchen Popayan und der kleinen Stadt la Plata. Man nimmt dieſen Weg, um über die öſtlichen Cordilleras zu kommen, welche, ohne von ihrer Höhe etwas zu verlieren, indem von einer Weite zur andern immerfort beſchneyete Spitzen angetroffen werden, in ihrer erſten Richtung fortlaufen und ſich ohngefähr 100 Meilen weiter nordwärts in der Gegend endigen, wo ſich der Cauca- und Magdalenenfluß vereinigen, zwiſchen denen ſie von Popayan fortgehen. Man unternimmt die Reiſe über ſelbige zu Guanacas nicht anders als mit Furcht und Zittern, beſonders wenn man von der Außenſeite kommt. Man ſucht ſein Lager ſo hoch aufzuſchlagen als es nur immer möglich iſt, oder vielmehr, man lieget in dem Dorfe gleiches Namens, welches an der öſtlichen oder äußern Seite befindlich iſt, ſtille. Daſelbſt muß man unumgänglich warten, wenn man aus den ſchwarzen Wolken, welche ſich auf der Höhe geſetzt haben, abnimmt, daß einem das Wetter zuwieder ſey. Die Mauleſel,

eſel, deren man ſich allemahl bedienet, weil ſie ſicher auf den Beinen und auch ſtärker ſind, haben nicht nur ihren Antheil [illegible] Gefährlichkeiten, ſondern ſind noch weit größern unterworfen. Außerdem daß ſie gleich den Menſchen mit einer durchdringenden Kälte zu ſtreiten haben, werden ſie müde und kraftlos. Es iſt der ganze Weg mehr als zwo Meilen lang mit Gebeinen von dergleichen daſelbſt umgefallenen Thieren dergeſtalt angefüllet, daß es nicht möglich iſt nur einmahl ſeinen Fuß ruhen zu laſſen ohne ſelbige zu berühren. Ich bin genöthigt worden durch dieſen engen Paß meinen Weg zu nehmen, da ich bey meiner Rückreiſe nach **Europa** mich auf dem **Magdalenenfluſſe** zu Schiffe und nach **Carthagena** begeben wollte. Da ich mitten aus den **Cordilleras** heraus kam, muſte ich geſchickter ſeyn die Beſchwerlichkeit dieſes Weges zu überſtehen, der 4 biß 5 Meilen ſüdwärts einen beſchneyeten ſehr hohen Berg, namens **Cocunucu**, der ehemahls ein Volcan war, jetzo aber wirklich verloſchen iſt, und nordwärts einen andern ebenfalls mit Schnee bedeckten Berg, nämlich den **Huila** zur Seite hat. Oben in dem Thale zwiſchen den Bergen iſt ein kleiner Teich, deſſen Waſſer nicht gefroren war; und nicht völlige hundert Klaftern davon an jeder Seite befindet ſich auf der einen die Quelle des **Cauca**, und auf der andern die Quelle des **Magdalenenfluſſes**. Ich erblickte einige Ballen Waaren, die man längſt dem Wege hatte liegen laſſen; man wollte ſie lieber ein andermahl nachholen, als vier und

zwanzig

zwanzig Stunden ſpäter aus dieſem gefährlichen Paſſe kommen. Meiner Meynung nach hat man von Popayan bis la Plata 19 bis 20 Meilen; und insgemein rechnet man auch 20 oder 22 Tage auf dieſe Reiſe.

Obgleich der Schnee Urſache iſt, daß man die Berge nicht über die untere Grenze des Froſtes erſteigen kan, ſo kletterten doch der Herr de la Condamine und ich im Brachmonat 1742. auf den Volcan Pichincha; dieſer iſt ein anderer Gipfel, der ſich weit höher erſtreckt, als der erſte, hinter welchem er in Anſehung der Stadt Quito lieget. Wir ſahen uns mit Schnee umgeben, welcher uns etliche Tage hindurch alle Wege verſperrete, ſo daß niemand zu uns kommen konnte, und zuweilen wurden wir genöthiget insgeſammt Hand anzulegen, um zu verhüten, daß er das Zelt unter welchem wir unſer Lager hatten, nicht einreißen mögte. Weil dieſer Schnee noch friſch war und ſich etwas eintreten ließ; weil auch die abhängige Lage nicht ſo ſteil war, und wir nicht gar weit mehr zu ſteigen hatten; ſo waren wir im Stande ganz bis zu dem Rande des Volcans hinauf zu klettern, durch deſſen verſchiedene Entzündungen Quito mehr als zu viel gelitten hat. Die gar zu durchdringende Kälte erlaubte uns nicht über eine halbe Viertelſtunde oben zu bleiben. Aus den in Augenſchein genommenen Oertern erkannten wir, daß zwo Hinderniſſe die ſtarke Wirkung des Volcans auf die Stadt gehemmet hätten; nemlich der da-

zwiſchen

zwiſchen liegende felſichte Gipfel, auf welchem wir uns ſo lange und mit ſo vieler Beſchwerlichkeit aufhielten, und auſſerdem die Mündung des Volcans ſelbſt, welche nach Quito zu eine aus Felſen beſtehende halbe Krone vorſtellet, die dem ausgeworfenen Brennzeuge im Wege geſtanden und ihn genöthiget hat insgemein ſeine Richtung zu verändern. Es war etwas merkwürdiges, daß ſich mittlerweile, da wir mit dieſer Unterſuchung beſchäfftiget waren, ein anderer Volcan in der öſtlichen Reihe und gleichſam vor unſern Augen entzündete. Dieß war der Cotopari, der ſeinen Schnee ſchmelzte und das Andenken ſeiner vormahls angerichteten Verheerungen, die einen ſehr merkwürdigen Zeitpunkt in der Geſchichte dieſer Länder ausmachen, erneuerte.

Der Herr de la Condamine und ich ſind noch einmahl über die beſtändige und untere Grenze des Schnees den Chouſſalong oder Coraſſon de Barionuevo hinauf geklettert, welches ein anderer Berg iſt, von deſſen Hügeln einer uns einen feſten Punkt zu unſern Triangeln gegeben hat. Sein felſichter Theil ſtellet gleichſam ein Dach von einem Hauſe vor; und da er eben an dem nordlichen Ende faſt ganz von Schnee entblößet war, machten wir uns ſolches, obwohl mit vieler Beſchwerlichkeit zu Nutze; wie wir oben hinauf kamen, fanden wir uns ganz mit Eiſe bedeckt. Dieſer Berg iſt nach der von mir geſchehenen geometriſchen Ausrechnung 2476. Klaftern hoch. Das Queckſilber hält ſich daſelbſt in dem Barometer auf 15 Zoll 9 Li-

nien

nien, etwas mehr als 12 Zolle 3 Linien niedriger als am Seeſtrande. Man hatte nie ein Barometer auf einen ſo hohen Ort gebracht, und es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß niemand jemahls dahin gekommen war; denn es muß ein Bewegungsgrund' da ſeyn, um dergleichen Reiſen vorzunehmen. Die Begierde nach Reichthümern, welche ſo viele Leute in Peru, gleich wie ſonſten überall beſchäfftiget, führet ſie gar nicht auf ſo hohe Felſen, ſondern treibt dieſelben vielmehr an die unten befindlichen Graben durchzu ſuchen.

Es iſt genug, daß die erſte Lage Schnee, die auf einen Berg gefallen iſt, nicht zergehe, damit die andre und dritte um ſo viel weniger ſchmelzen möge. Solchergeſtalt ſcheinet es, daß der Schnee allezeit in der Dicke zunehmen müſſe, bis er zuletzt ſeine Abdachung verlieret und ſich losreißet, welches auch überdem durch die Erdbeben geſchicht. Man ſiehet dergleichen Klumpen, die größer als ein Haus ſind, herunter rollen, wo ſie ſich erhalten, ob es gleich weit unterhalb der Horizontallinie iſt, davon wir geredet haben; weil ſie ſich in der Höhlung eines tiefen Grabens im Schatten befinden. Der Wind bewirft ſie mit Sande, der ſich daran hänget; ſie verlieren ihre Weiße und man betriegt ſich, wenn man ſie vor wirkliche Felſen hält, mit denen ſie faſt einerley härte Haben. Als ſich eine dieſer Klumpen im Jahr 1739 von dem Cotopaxi losgeriſſen hatte, beſtimmete ich etliche Monate nachher einen Theil der

Dicke,

Dicke, die der Schnee auf dem Berge hatte. Ich maß ſie vermittelſt eines Micrometers aus, indem ich ſie an verſchiedenen Orten unterſnchte; und ich befand ſie von ungefähr 54 Schuh, ob gleich dieſes nicht mehr als ein Theil der ganzen Dicke ſeyn ſollte. Zu Anfange des 1743ſten Jahres hatte ich Gelegenheit eine andere Dicke, die doch auch nur getheilet war, auszumeſſen; und ich fand ſie 76 Schuhe ſtark, ſelbſt zu einer Zeit, da ſich Ströme von Rauche und Flammen aus dem Berge ergoſſen.

Das dritte Capitel.

Anmerkungen oder beſondere Betrachtungen über die Beſchaffenheit des Erdreichs, über die Erdbeben, die Volcane u. ſ. w.

In den Gebirgen um Quito ſcheinet wenig Erz zu ſeyn, ob man gleich ehemahls daſelbſt Goldkörner gefunden hat und ſie zuweilen noch findet. Die Oerter, daraus man wirklich einen anſehnlichen Vorrath dieſes ſchätzbaren Metalls und wenigſtens Goldſtaub bekommt, ſind gemeiniglich weit niedriger. Die Cordilleras haben nordwärts zween Grade von der Mittellinie, beynahe ihre ganze Höhe verloren; ſie ſind daſelbſt kaum den vierten Theil ſo hoch als in der Gegend von Quito. Hernach erheben ſie ſich auf einmahl bey Popayan, welches

ches 8 bis 9 hundert Klaftern höher als die See lieget, * aber ſie erniedrigen ſich von neuem, wiewohl nicht in der öſtlichen, ſondern in der andern an der Südſee liegenden Reihe, welche ſich weſtwärts wendet, und nachdem ein Strich derſelben ſich nach der Oſtſeite des Meerbuſens von Darien gezogen hat, ihren Lauf nach der Meerenge von Panama nimmt, da ſie Choco von dem übrigen ſüdlichen America abſondert und hierauf weiter in die Provinz Mexico gehet.

In dieſen weſtlichen Cordilleras giebt es viel Gold, ſo wie in dem öſtlichen und unterſten Theile der einer andern ſehr langen Reihe, die ſich davon ein wenig ſüdwärts von Popayan abſondert, und nachdem ſie durch Santa Fe de Bogota und Merida gegangen, ſich unweit Caracas an der Nordſee endiget. Da die Goldkörner allezeit in ziemlich niedrigen Oertern in Anſehung des übrigen Theils der Cordilleras gefunden werden, ſo iſt man überdem auch nicht eher im Stande dieſelben zu entdecken, als bis faſt allemahl zwo Schichten unterſchiedener Arten von Erde, darunter ſie verborgen liegen, weggeräumet ſind. Die erſte, welche aus einer gemeinen Erde beſtehet, iſt drey bis vier, zuweilen auch zehen bis zwölf Schuhe dick. Man trifft darunter oft eine etwas dünnere und gelbliche Schicht an, und noch tiefer findet ſich die dritte von violblauer Farbe,

* Der Mercurius ſtund in dem Barometer zu Popayan auf 22 Zoll $10\frac{2}{3}$ Linien, und ſeine Veränderung muß daſelbſt gleichwie in allen andern erhabenen Gegenden des heißen Erdſtriches nicht über anderthalb Linien austragen.

de, welche oft drey oder vier Schuhe, bisweilen aber auch nur einen Zoll dick iſt; und eben in dieſer dritten iſt das Gold damit vermiſchet. Weiter hinunter verändert die Erde abermahl ihre Farbe, ſie wird ſo ſchwarz wie auf der Oberfläche des Bodens und enthält gar kein Erz. Uebrigens gräbt man nicht allenthalben ohne Unterſcheid. Man ſiehet auf ſolche Oerter, wo das Erdreich abhängig iſt und ſucht vielmehr in dieſen als in andern Oertern nach. Man verfährt, gleich als ob das Gold, ehe es von den beyden obern Schichten bedeckt worden, durch fließendes Gewäſſer dahin geführet wäre. Man weiß auch gewiß, daß die Erde, wenn ſie einmahl gewaſchen oder ihrer Reichthümer beraubet iſt, keine andere wieder hervorbringe; woraus denn fließet, daß das Gold daſelbſt gleichſam verwahrt geweſen ſey. Dieſes läſſet ſich vielleicht nicht von den andern Erzgruben ſagen, in welchen das Metall in einer felſichten Subſtanz ſtecket. Man behauptet, daß in dieſen letzteren und eigentlich ſo genannten Erzgruben täglich ein neuer Zuwachs erfolge. Es finden ſich dergleichen inwendig in den Gebirgen; doch habe ich keine geſehen, und ſie ſind nur jenſeit der Mittellinie oder auf der Südſeite anzutreffen.

In der Gegend von Popayan, als zu Quina-major, zu Barbacoa und ſelbſt in Choco, von deſſen Lage ich ſchon geredet habe, führt man die Erde nicht weg, um dieſelbe zu waſchen, wie ſie in Chili thun. Solches würde faſt allezeit zu ſchwer, wo nicht gar unmöglich fallen,

um ſo viel mehr, da die Laſtthiere auf den dortigen Wegen nicht fortkommen können. Die Abſonderung des Goldes von der Erde wird auf der Stelle ſelbſt verrichtet. Man machet einen Graben, der nachdem das Erdreich abhängig iſt, etwa vierzig Schuhe in der Länge, und fünf bis ſechs in der Breite hat. Man wirft die beyden erſten Schichten der Erde aus, und führt hiernächſt Waſſer in dieſe Grube, welches man an dem andern Ende wieder ablauſen läſſet. Immittelſt arbeiten fünf oder ſechs Leute, die ſich in das Waſſer begeben, den Grund mit Schaufeln und Stangen von Eiſen durch, und zerſtoßen die Erde, worin die metalliſchen Theile enthalten ſind. Dieſe Arbeit währet vierzehen Tage oder drey Wochen, bis nämlich der ganze Theil der dritten Schicht, der in dem Raume eingeſchloſſen iſt, nicht nur mit dem Waſſer vermiſchet ſondern auch fortgeführet worden iſt und unten nichts mehr als der Goldſtaub mit dem ſchwereſten Sande zurücke bleibet. Man ſiehet, daß man genug gegraben hat, wenn die mit den Werkzeugen losgearbeitete Erde ſchwarz wird. Dem Anſehen nach ſollte in einem Lande, wo es faſt beſtändig regnet, kein Mangel an Waſſer ſeyn. Allein da es wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht lange ſtehen bleibt, iſt man oft genöthigt daſſelbe ſehr weit her zu holen. Sie zanken ſich in den Wäldern darum: man muß es oft ſehr theuer bezahlen und wirklich mit Golde aufwägen, wenn man es haben will. Außerdem aber wird es nicht anders als mit großen Koſten zur Stelle gebracht, ob man

ſich

ſich gleich dazu gewiſſer Waſſerleitungen bedienet, die in der Eile von Brettern oder dem dicken Rohre, deſſen ich gedacht habe, verfertiget ſind. Dieſe Schwierigkeit nebſt dem Mangel der Lebensmittel, welcher daher entſteht, entweder dieſe Gegenden keine hervorbringen, oder es auch an der Zeit zum Feldbau fehlet, verurſachet oft, daß die Arbeit in unterſchiedenen Oertern, deren Reichthum ausnehmend iſt, gar liegen bleibet.

Wenn man erſtlich den Goldſtaub und den Sand, womit er untermenget iſt, beyſammen hat, ſo wird hernach nicht mehr ſo viel Zeit dazu erfordert. Man darf es ſodann nur noch einige mahle waſchen; und man bedienet ſich dazu einer Schüſſel oder eines Beckens, worin es zuſammen herum geſchüttelt, und das Gefäß ſchöſt von Zeit zu Zeit auf die Seite gekehret wird. Zuweilen kann man es noch geſchwinder verrichten, wenn man den kleberichten Saft gewiſſer Pflanzen, der ſich an den Sand, nicht aber ſo leicht an das Golt hänget, dazu gebrauchet. Man bedienet ſich auch des Magnetſteins, wenn derſelbe den Sand, wie oft geſchicht, an ſich zieht. Zuweilen nimmt man auch wohl zu einem ganz entgegen geſetzten Mittel ſeine Zuflucht, nämlich zu dem Queckſilber, wie man denn in Choco hiezu oft genöthigt iſt, wo das Erz mit der Platine einer in dieſem Lande beſonders eigenen Gattung Kieß vermenget iſt. Die Scheidekunſt muß nur allezeit ganz ungekünſtelte Proceſſe denenjenigen in die Hände geben, welche in den Americaniſchen Wüſteneyen mit den Metal-

 len

len zu thun haben. Wenn man das Queckſilber ohne etwas davon zu verlieren, herausbringen will, ſo nimmt man nur eine hölzerne Schüſſel oder Becken und gießt darin ein gewiſſes Maaß von Waſſer. In die Mitte werden ein oder zween Ziegelſteine gelegt, und darüber ein anderer, welcher glüend und beſtimmt iſt das Metall zu halten, damit es nicht durchſchwitzen möge. Alles zuſammen bedeckt man mit einem andern nicht ſo großen Becken, damit das Queckſilber, welches in der Ausdämpfung auf daſſelbe ſtößt, in das unterſte herunter fallen möge. Das Gold um Popayan hält 21 bis 22 Karate. Eine von den Gruben, deren Größe ich bereits angemerkt habe, giebt zuweilen nur eine einzige Mark, aber öfters auch fünf bis ſechſe ja 18 bis 20, wenn man durch ein ungemeines Glück eine vollkommen gute Stelle angetroffen hat. Man findet daſelbſt auch zuweilen ſehr groſſe Körner.

Quito kann ſich nicht rühmen, daß es dieſe Reichthümer, wornach die Menſchen ſo begierig ſind, beſitze, welche man in Choco findet; allein dieſe Hauptſtadt hat in ihrem fruchtbaren Erdreiche andere, welche weſentlicher ſind. Ich will zu dem, was ich davon ſchon geſagt habe, noch dieſes hinzufügen, daß man daſelbſt oft das Vergnügen hat die Bäume zu gleicher Zeit voller Blumen, Knoſpen und Früchte zu ſehen. Man darf nicht zweifeln, daß die vollkommene Gleichheit der Jahrszeiten denenjenigen Bäumen, die insgemein in den warmen Ländern wachſen, zuträglich ſey; allein in Anſehung der dahin gebrachten Europäi-

ropäiſchen ſcheinet ſie eine etwas wiedrige Wirkung zu haben. Dieſe letztern können auf den Cordilleras einen ſolchen Grad der gemäßigten Luft, als ihnen nöthig thut, leichtlich finden; aber weil dort die Wärme nicht ſo wie hier durch die Jahrszeiten vertheilet iſt, ſo fehlet es ihnen allemahl an etwas. Sie können ſich ſo zu ſagen nicht eine gewiſſe Zeitlang ausruhen, und zu einer andern durch Vereinigung ihrer ganzen Kraft wieder zu treiben anfangen. Dies iſt vielleicht Urſache, daß unſere Früchte daſelbſt niemahls eben den Grad der Güte, den ſie in Europa haben, erreichen. Es mögten ſich auch unter den dortigen Landesgewächſen ſelbſt wohl einige finden, die ebenmäßig einer Abwechſelung in denen Jahrszeiten bedürften; denn ſo gar der Baum, der die niedlichſten Früchte trägt, die ich dort geſehen habe, wirft alle Jahre ſeine Blätter ab.

Dieſe Frucht, die ich mit keiner von unſern Früchten zu vergleichen weiß, der ich aber den Vorzug vor dieſen allen geben mögte, heißet Chirimoya. Sie iſt zuweilen größer als unſre größeſten Aepfel. Ihre Schale iſt faſt nicht ſtärker wie auf unſern Feigen, wiewohl ſie etwas dicker ſeyn mögte; ihre Farbe aber iſt ein wenig dunkler. Sie iſt gleichſam ausgeſchnitzt und als mit Schuppen bedeckt, die ohne große Kunſt gebildet, oder blos mit einem Grabſtichel gemachet zu ſeyn ſcheinen. Ihr Fleiſch iſt weiß und zäſericht, aber von einem überaus lieblichen Geſchmacke. Die Anana wenn ſie wohl ausgeſucht und

recht reif iſt, ſchmeckt ebenfalls ſehr köſtlich und hat den vortrefflichſten Geruch. Allein die meiſten andern Früchte, die nicht zugleich einen angenehmen ſäuerlichen Nachſchmack geben, haben in dem heißen Erdſtriche einen Geſchmack wie die Caßienrinde oder ſonſt etwas, das denen zuwieder iſt, die nicht dazu gewöhnet ſind.

Ubrigens weiß man nicht, ob es nicht durch neue Bemühungen dahin zu bringen wäre, daß die Früchte zu einer größern Vollkommenheit gedeyen und die Felder reichlicher tragen mögten. Der Ackerbau wird in dem Spaniſchen America, ungeachtet der Boden von guter Art zu ſeyn ſcheinet, ſo wie alle andern Künſte, über die Maaße verabſäumet, und man läſſet daſelbſt, ohne es zu merken, mancherley Vortheile fahren, die ohne Koſten zu erhalten ſtünden. Man wird ſich dieſes gewiß kaum einbilden können, wenn man bedenkt, wie viele Leute von einem Jahre zum andern in dieſe Gegenden ziehen, die doch in der Gartenarbeit nicht ganz und gar unerfahren ſeyn ſollten. Inzwiſchen hat die Sache ihre Richtigkeit. Die Bäume in Peru ſind alle wild: ſie verſtehen daſelbſt nicht einen zubereiteten Nahrungsſaft zu entlehnen und von einem Stamme auf den andern zu bringen. Eben ſo wenig wiſſen ſie, was es für Nutzen haben würde, wenn man hin und wieder, wo es ſich ſchicket, Zweige wegſchnitte. Alſo ſehen ſie auch nicht ein, wie groß der wahre Ertrag aller dieſer ſchon von Natur ſo fruchtbaren Länderenen ſeyn würde. Wir können nur ſo viel urtheilen, daß es nicht ſchwer ſeyn würde

ſolchen höher zu treiben, da das Erdreich ſelbſt ſeinen Schooß öffnet, und die von ihm zu erwartende Früchte ungezwungen und gegen eine ſo geringe Bemühung den Einwohnern zufließen läſſet.

Vielleicht trägt die von den Volcanen ausgeworfene Aſche viel zu Vermehrung der Fruchtbarkeit bey, nachdem ſie der Erden völlig einverleibet worden. Das Land iſt überall voll Salz. Es zeigt ſich faſt alle morgen der Salpeter wie ein kleiner Anſchuß an verſchiedenen Orten auf den Straßen und Wegen. Ich ſahe bey dieſen verſchiedenen Umſtänden nur auf die Aehnlichkeit, die unter ihnen ſtatt finden muß und berichte ſie bloß darum, weil ſie mir merkwürdig ſcheinen. Der Herr von Tournefort hat angemerket, daß die Waſſermelonen in dem ſalzigten Boden Armeniens, inſonderheit um das Kloſter Dreykirchen * vollkommen wohl gerathen. Dieſer Ort muß überaus hoch liegen, wie man wahrnimmt, wenn man ſeine Augen auf die Karten und den darin bezeichneten Lauf der Flüſſe richtet. Ich erſtaunte, da ich eine Gegend, die vollkommen ſo wie die an der Südſeite des Fluſſes Mira beſchaffen war, 15 oder 16 Meilen nordwärts von Quito antraf. Der Boden iſt daſelbſt vornehmlich in dem Dorfe St. Catharina des Salines ſo voll Salz, daß von hieraus faſt die ganze Landſchaft damit verſehen wird. An eben dieſem

* Es hat den Namen von drey alten Kirchen, von welchen die Türken es Uitch Kliſſe nennten, und woraus die Franzoſen *trois egliſes* gemacht haben. Die Armenier nennen es Itchmiadzin, welches die Herniederkunft des einzigen Sohnes bedeutet,

Orte giebt es vortreffliche Waſſermelonen; und die ganze hieſige Gegend iſt die fruchbarſte in den Cordilleras.

In Peru kann man die Erde inwendig bis zu einer ziemlich großen Tiefe beſehen, weil da alles mit Graben durchſchnitten iſt. Man trifft oft einige an, die zweyhundert Klaftern breit und ſechzig bis achtzig tief ſind; ja etliche ſind zweymahl ſo groß. Verſchiedene von ihnen mögen wohl durch das Erdbeben entſtanden ſeyn; die meiſten aber hat der ſchnelle Schuß des Waſſers gemacht, welches während den Ungewittern auf den Gebirgen alles mit ſich fortreißen kann, zu andern Zeiten hingegen ſich dermaßen verlieret, daß man oft trockenes Fußes dadurch zu gehen im Stande iſt. Zuweilen ſind die Seiten dieſer Graben ganz ſenkrecht, und wenn man ſich die Mühe nimmt bis zu ihrem Urſprunge hinauf zu ſteigen, ſo ſiehet man, daß ſie ebenfalls mit einem ſcheitelrechten Falle ſich anfangen, welches zuweilen aus der Höhe des Erdreichs nicht zu vermuthen war. Oft gehet man auf einem grün bewachſenen nur gar wenig abhängigen Boden; und ehe ſich es einer verſiehet, iſt er an dem Rande einer gähen Tiefe.

Man darf ſich nur einen Ort ausſuchen, um in dergleichen große Flußbetten, darin immer nur wenig Waſſer befindlich iſt, hinabzuſteigen, ſo kann man alle Eigenſchaften der verſchiedenen Schichten der Erde unterſuchen. Es zeigen ſich darin gar keine Spuren von den großen Ueberſchwemmungen, die in allen andern Weltgegenden ſo häufige Merkmahle hinterlaſſen haben. Ich habe mir die größeſte Mühe gegeben, um nur etwan eine Muſchelſchale zu ent-

entdecken, aber allezeit vergebens. Vermuthlich ſind die Peruaniſchen Gebirge gar zu hoch. Der ſchwarze Sand, welchen der Magnet an ſich ziehet, findet ſich hier in großer Menge; und man kann wahrnehmen, daß die Schichten welche man darin ſiehet, und bey denen die Miſchung der Farben ſehr unterſchieden iſt, keinesweges von einem oftmahligen Anfluſſe herrühren, ſondern vielmehr durch die Ausbreitung des von den Volcanen ausgeworfenen Brennzeuges entſtanden ſind; faſt alles iſt daſelbſt dem Anſehen nach ein Werk des Feuers. Einige dieſer Berge beſtehen bis zu einer ziemlichen Tiefe aus nichts anders, als Schlacken, Bimsſteinen und Stücken verbrannter Steine von verſchiedener Größe; und alles dieſes liegt zuweilen unter einer Lage gemeiner Erde verdeckt, die Gras und wohl gar Bäume träget. Dieſen Stoff findet man in Schichten über einander, deren Dicke nicht allemahl gleich iſt und immer abnimmt, ſo wie man ſich von dem Berge weiter entfernet. Bald ſind ſie einen Schuh, bald einen halben Zoll dick, und vier oder fünf Meilen weit verlieret man ſie nicht aus dem Geſichte, außer wenn man öfters in die Nähe eines andern Volcans kommt, bey welchem man faſt eben ſolche Wirkungen, wie bey dem erſten, zu entdecken anfänget.

Alle dieſe Anmerkungen machte ich vornehmlich am Fuße des Cotopaxi, welcher völlig die Geſtalt eines abgekürzten Kegels bekommen hat, weil ſein Gipfel fortgeriſſen iſt. Der untere Theil dieſes Volcans iſt ganz rund geworden und hat eine regelmäßige Geſtalt von allem dem aus-

geworfenen Stoffe bekommen, der nicht mit genugſamer Macht fortgetrieben worden oder zu leicht geweſen iſt, als daß er in eine große Bewegung hätte geſetzet werden können. Ich habe oben geſagt, daß die felſichten Pyramiden, die ſich oben faſt auf allen Bergen befinden, vielleicht nicht anders als durch die plötzliche Einſtürzung der Erde oder deren unvermerkten Fall zum Vorſchein gekommen ſind. Aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es mit verſchiedenen und vielleicht mit dem Pichincha ſelbſt, von dem damahls die Rede war, ganz anders zugegangen ſey. Es iſt gar wohl möglich, daß der durchgebrannte und ſchwarze Fels, darin viele ſolche Theile, die das mit dem Magnet beſtrichene Eiſen an ſich ziehet, enthalten ſind, durch die Kraft eines unterirdiſchen Feuers in die Höhe gehoben worden. Dies Feuer iſt hernach an andern Orten ausgebrochen und zu ohnmächtig geweſen den ganzen Fels aufwärts zu treiben.

Daß ich wieder auf den Cotopaxi komme, ſo ſiehet man am Fuße deſſelben ganze Schichten ausgebrannter und in ſehr kleine Stücken verwandelter Steine, welche fünf bis ſechs Mannslängen dicke ſind. Die dickeſte von dieſen Lagen iſt die oberſte, und ich bin verſichert, daß ſich dieſelbe ſehr weit erſtrecket und unter dem guten Lande, welches vielleicht ſeinem Urſprunge nach nichts anders als Aſche war, verbirget. Ich ſollte faſt glauben, daß man die aus calcinirten Steinen beſtehende obere Lage der entſetzlichen Entzündung, deren alle Geſchichtſchreiber gedenken,

denken, und die ſich um den Anfang des 1533ſten Jahres, nach dem Tode des Atahualpa, Königs von Quito, begeben hat, zuſchreiben müſſe. Wir alle haben davon mit größeſtem Erſtaunen andere eben ſo außerordentliche Spuren wahrgenommen und Steine geſehen, die über acht bis neun Schuhe in Durchmeſſer hatten und weiter als drey Meilen fortgetrieben waren. Viele unter denſelben zeigen durch die Striche, auf welchen ſie auf der Erde fortgeſchleifet ſind, noch den Volcan an, der ſie ausgeworfen hat. Dieſe großen Steine ſind gar nicht ſo wie diejenigen verbrannt, womit der Fuß des Berges bedecket iſt, und ſie können nicht anders als durch die erſte Gewalt der Entzündung ſo weit getrieben ſeyn. Man wird alſo, wie es ſcheinet, keine dergleichen Wirkung zu befürchten haben, ſo lange der Volcan ſeine jetzige dem Anſehen nach 5 bis 600 Klaftern breite Mündung behält.

Die Indianer meyneten, dieſer Zufall wäre ihnen vorher verkündigt worden, und ſahen ihn als den unglücklichen Augenblick an, da es ihnen nichts mehr helfen konnte ſich gegen Ausländer zu wehren, welche ſie unter das Joch bringen ſollten, und welche in ihrer Eroberung ſchon ſehr weit gekommen waren. Pedro Ciſſa de Leon, Garcilaſſo Herrera u. alle andere Geſchichtſchreiber thun davon Erwehnung. Sie ſchreiben dieſe Weißagungen zum Theil dem Huayana Capac, dem zwölften und letzten Kayſer, des Atahualpa Vater zu, und nennen den Berg den Volcan von Latacunga, welcher 5 bis 6 Meilen davon liegt.

Wenn

Wenn man die Anzahl ſeiner verſchiedenen Entzündungen nach der Menge der verſchiedenen am Fuße deſſelben befindlichen Schichten ausgebrannter Steine beſtimmen wollte, ohne einmahl die unterſten Schichten, welche zerſtreuet und durch einander geworfen ſind, mit zu rechnen, ſo würde dieſe Entzündung wenigſtens die zwanzigſte ſeyn. Allein dem Anſehen nach iſt der bey einem jeden Ausbruche herausgekommene Stoff nicht von einerley Art und Farbe geweſen und die verſchiedenen Gattungen deſſelben ſind nach und nach, ſo wie ſie in dem Schooße des Berges in einer verſchiedenen Ordnung lagen, ausgeworfen worden Indeſſen darf man nicht zweifeln, daß ſich der Berg zu mehrern mahlen entzündet habe, und es iſt gewiß, daß die im Jahr 1533. geſchehene Entzündung nicht allein allen Stoff, den man am Fuße des Volcans ſiehet, hat hervorbringen können. Wären die unterſchiedenen Lagen alle zu gleicher Zeit herausgeworfen, ſo hätten die Wohnplätze, welche die Indianer in den umliegenden Gegenden hin und wieder hatten, und deren einige noch wirklich ſtehen, ganz und gar verſtöret werden müſſen. Aber was für einen Zeitpunkt ſoll man den unter den andern liegenden zerſtreueten Schichten beſtimmen? Dieſe haben vormahls eben ſo als diejenigen, welche noch jetzo in ihrem erſten Zuſtande ſind, parallel gelegen; allein die Natur, welche, daß ich ſo reden mag, ihre Gewohnheit langſam zu wirken vergaß, ſetzte dieſen ganzen Theil der Cordilleras auf einmahl in die heftigſte Bewe-

gung. Ich habe dieſe zerriſſene Lagen in der Gegend eines Ortes namens Tiupulu über vier Meilen vom Volcan bemerket, und man findet ſie zuweilen über 40 Schuhe tief: es hat gewiß eine erſtaunliche Erſchütterung dazu gehöret, dieſelben zu zerreißen und über einander zu werfen, folglich ſie in den Zuſtand zu ſetzen, worin ſie ſich jetzo befinden.

Vermuthlich iſt in eben ſo alten Zeiten oder vielleicht noch vor der Bewohnung des Landes der Klumpen von Bimsſteinen ohngefähr ſieben Meilen ſüdwärts vom Cotopaxi entſtanden. Man findet ſonſt die Bimsſteine auf den Bergen nur in einer gewiſſen Größe und bloß in zerbrochenen Stücken. Aber in dieſer Gegend der Cordilleras, auf welchen unſer zehnter Triangel ſtößt, giebt es in einem Raume, der mehr als eine Meile im Gevierte austrägt, und deſſen Tiefe man nicht weiß, ganze Felſen von der Art, und parallel laufende Lagen Steine, die fünf bis ſechs Schuhe dicke ſind. Man ſtelle ſich vor, was für ein Feuer nöthig geweſen ſey dieſen gewaltigen Klumpen in den Fluß zu bringen, und zwar auf einmahl und an dem Orte ſelbſt worin er ſich befindet. Denn es iſt leicht zu erſehen, daß er nicht aus ſeiner Ordnung gebracht worden, und daß er an eben dem Orte, wo er zerfloſſen war, auch wieder kalt geworden ſey. Man hat ſich in den umliegenden Gegenden die Nähe dieſes ſo überaus großen Steinbruches zu Nutze gemacht. Denn die kleine Stadt Latacunga, welche artige Häuſer hat, iſt ſeit dem Erdbeben,

dadurch

dadurch ſie im Jahr 1698 zerſtöret ward, ganz von Steinen, die man von hier geholet hat, wieder aufgebauet worden.

Die letzte Entzündung des **Cotopaxi**, die ſich 1742. und in unſerer Gegenwart begab, hat ſonſt keinen Schaden als durch den geſchmolzenen Schnee verurſachet. Ob ſie gleich an der Seite gegen die Mitte des allezeit beſchneyeten Theils eine neue Oeffnung machte, ſo ſchlug doch indeſſen die Flamme beſtändig oben zu dem abgekürzten Kegel heraus. Es waren in demſelben Jahre zwo plötzliche Ueberſchwemmungen: die eine den 24ſten des Brachmonats, und die andere den 9ten des Chriſtmonats; dieſe aber war ungleich größer. Man muß gleich anfangs anmerken, daß das Waſſer wenigſtens 7 bis 8 hundert Klaftern hoch herunter ſchoß. In ſeiner erſten Wut warf es den Poſten, der uns bey unſerm ſechsten und ſiebenten Triangel zum Standplatze gedienet hatte, gänzlich nieder. Seine Wellen erhoben ſich auf den Feldern über 60 Schuhe, und an einigen Orten ſtieg es über 120. Daß ich der unendlichen Menge Vieh nicht gedenke, die es mit ſich wegführete, ſo riß es 5 bis 600 Häuſer nieder und 8 bis 900 Menſchen kamen dadurch ums Leben. Alles dieſes Waſſer muſte 17 oder 18 Meilen nach der Südſeite der **Cordilleras** laufen oder vielmehr wüten, ehe es an dem Fuße des **Tonguragua** abfließen konnte; und es brauchte nicht mehr als drey Stunden um ſo weit zu kommen. Hieraus kann man ſich einen Begriff von ſeiner mittlern Geſchwindigkeit ma-

-chen,

chen, d. i. von derjenigen, welche zwiſchen der erſtaunlichen Geſchwindigkeit, die es anfangs hatte, und ſeinem nachmahligen nicht ſo ſchnellen Laufe gleichſam die Mittelſtraſſe hält. Aber wenn man davon nach den verſchiedenen Wirkungen, die es drey oder vier Meilen von dem Berge hervorgebracht hat, urtheilet, ſo muſte es daſelbſt noch in einer Secunde 40 oder 50 Schuhe durchlaufen. Es hatte daſelbſt ſehr ſchwere Steine, die 10 bis 12 Schuhe im Durchmeſſer hatten, von der Stelle gerückt und ſie 14 bis 15 Klaftern weit auf einem faſt horizontalen Erdreiche fortgeführet.

Zu Quito bildete ſich jedermann ein, daß das Waſſer von innen aus dem Berge käme; und man war um ſo vielmehr geneigt dieſes zu glauben, da faſt durchgehends in dieſen Ländern das Wort Volcan in ſehr weitläuftigem Verſtande genommen wird. Man meynet es gebe zweyerley einander ganz entgegen geſetzte Arten deſſelben, nämlich Feuer- und Waſſer-Volcane. In der That iſt es nichts unmögliches, daß ſich in den Höhlungen, die zuweilen oben in den Bergen ſind eine große Menge Waſſer ſammle. Dieſes Waſſer kann durch die Ausdünſtungen des weiter unten befindlichen Gewäſſers unterhalten werden, wie es beynahe auf dieſe Art der Herr Deſcartes erklärete. Thut es die Sonnenhitze nicht, ſo wird doch die Nähe des unterirdiſchen Feuers die Ausdünſtung ſehr ſtark machen; und wann ſich das Waſſer oben in genugſamer Menge geſammlet hat, ſo wird man ſich ſo ſehr nicht wundern, daß daſſelbe zu-

weilen

weilen dieſe Mauren oder Wände, darin es eingeſchloſſen war, umreißet und ſich auf einmahl über das Land ergießet. Aber einen ſolchen Begriff machte man ſich davon in Anſehung des Cotopaxi nicht. Zum Beweiſe, daß das Waſſer in dem von dem Gipfel des Berges gebildeten Becken kochte und durch die allzu heftige Aufwallung übergelaufen wäre, führte man das Exempel der unten ertrunkenen Leichname an, die faſt alle die Wirkung des ſiedenden Waſſers empfunden zu haben ſchienen.

Dadurch, daß ich mich ſelbſt auf die Stelle verfügte, erhielt ich in vielen Stücken ein nöthiges Licht. Einige glaubwürdige Zeugen, die ſich zu ihrem Glücke nur an dem Ufer der Waſſerfluth befunden hatten, verſicherten mich, daß das Waſſer gar nicht heiß geweſen wäre. Sie hatten ein entzündetes öhlichtes Weſen auf dem Waſſer ſchwimmen und immer voran treiben geſehen, welches die bey den Leichnamen angemerkte Wirkung verurſachet haben ſollte. Man erzählte es mir auch als eine Gewißheit, daß, da man das große Getöſe, welches vermuthlich der erſte Fall verurſachte, vernommen hätte, der Gipfel des Berges in den Wolken verhüllet geweſen ſey. Hiedurch wurden die Nachrichten derjenigen völlig wiederlegt, welche ſagten, daß ſie gleichſam einen Strom ſich über den Rand des Volkans ſtürzen geſehen hätten, faſt eben ſo wie man etwas flüßiges aus einem auf die Seite geneigten Gefäße laufen ſiehet. Es ſchien mir endlich, da ich die Größe des unter Waſſer geſetzten Raums

und

und alle andere Umſtände betrachtete, daß eine kleine Menge Waſſer alles dieſes Unglück hätte verurſachen können. Die Ueberſchwemmung daurete an vielen Oertern nicht eine Viertelminute. Sie ward durch ein betäubendes Geräuſche angekündiget, und die Leute warneten ſich wechſelsweiſe einander vor der Gefahr; aber viele giengen derſelben entgegen, anſtatt daß ſie auf die in der Nähe liegenden Höhen hätten fliehen ſollen. Das Waſſer verſchwand in einem Augenblicke, und ohne die traurigen Merkmahle, welche es von ſeinem Durchfluſſe zurücke ließ, würde man die Begebenheit für einen Traum gehalten haben. Ich muthmaße, daß der Schnee um die Höhe des Volcans ſchon lange zu ſchmelzen angefangen hatte. Der unten befindliche hingegen, welcher viel weiter vom Feuer entfernet war, behielte ſeine Härte, und machte nebſt dem flach abhängenden Theile des Berges gleichſam einen Keſſel, worin ſich das Schneewaſſer ſammlete. Aber da die Zerſchmelzung immer ſtärker ward, vermehrte ſich das Gewicht gar zu beträchtlich; das Waſſer muſte herunter ſchießen, und man ſahe zugleich große noch rauchende Klumpen Schnee, die es mit ſich fortriß und die, ohngeachtet ſie in Stücken zerfallen waren, noch über 15 oder 20 Schuhe im Durchmeſſer hatten.

Die Umſtände waren faſt eben ſo, als die kleine Stadt **Latacunga** und verſchiedene Flecken oder Dörfer bis **Ambato**, die gegen den dritten Theil unſerer Mittagslinie liegen, durch ein erſchreckliches Erdbeben über den

Haufen geworfen wurden. Ein ſehr hoher faſt an den Chimboraſſo ſtoßender Berg ſtürzte um, gleichwie auch noch andere nicht ſo hohe thaten, die in derſelben Linie lagen, und deren Schutt uns zu Errichtung unſerer Triangel gedienet hat. Das Waſſer kam daraus in ſo großer Menge hervor, daß dadurch in den umliegenden Gegenden eine heftige Ueberſchwemmung entſtand, wenn man anders die herabgeſchoſſene Erde alſo nennen kann, welche durchwäſſert und zu Schlamme geworden war, jedoch zu einem Schlamme, der flüßig genug war, um in Geſtalt ordentlicher Bäche und Flüſſe, davon man noch verſchiedentliche Spuren wahrnimmt, fortzulaufen. Cargaviraſſo, der höchſte unter allen dieſen Bergen, hat jetzo nur eine mäßige Höhe. Andere ſtürzten zum Theil ein, ſo daß eine Hälfte herunter fiel, und die andere mit einer Abdachung ſtehen blieb, wodurch der Berg auf der Seite, wo er eingefallen iſt, unzugänglich wird. Ich ſtieg aus Neugierigkeit auf einen von dieſen Bergen, namens Pugnalic, an deſſen Fuße wir ein Zeichen hatten. Ich fand daſelbſt unendlich viele und verſchiedene Riſſe, welche mich nöthigten mit großer Vorſicht zu gehen, und es ſchien mir, daß die Erde daſelbſt überaus leicht wäre. Nachdem der Cargaviraſſo ſeine Höhe verlohren, ſo hat er die Geſtalt eines ſehr platten Afterkegels angenommen, und er muß ſehr viele Salze in ſich haben, welche den Froſt befördern. Ob er gleich die Horizontallinie, welche durch die untere Grenze des Schnees auf den andern Gebirgen gehet, noch bey weitem nicht erreichet,

reichet, ſo iſt doch ſein Gipfel beſtändig beſchneyet. Er allein macht eine merkwürdige Ausnahme hierin. Man ſahe ganze Felder, die mit Bäumen bepflanzt waren, ſich losreißen und einige Meilen weiter gehen. Das Unglück der Stadt Latacunga war vornehmlich überaus groß. Ganze Familien wnrden unter einem Dache begraben, und man fand nirgends ein Haus, wo man nicht den Tod eines Menſchen beklagte. Dieſe erſchreckliche Begebenheit ereignete ſich den 20ſten des Brachmonats 1698. um 1 Uhr nach Mitternacht, und faſt aller Schade geſchahe durch die erſte Erſchütterung.

Man wird ſich nicht verwundern, daß die Sterndeuterkunſt ſich in Peru unterſtanden hat die Erdbeben und die Entzündungen der feuerſpeyenden Berge vorherzuſehen. Man behält eine Neigung zu dieſer eiteln Wiſſenſchaft in allen den Ländern, wo die wahren Wiſſenſchaften erſt zu einer geringen Vollkommenheit gelanget ſind. Ein Liebhaber derſelben, welcher die Anwartſchaft auf die Stelle eines Lehrers der mathematiſchen Wiſſenſchaften auf der Univerſität zu Lima hatte, ſtellte im Jahr 1729. ein Werk, unter dem Titel einer aſtronomiſchen Uhr der Erdbeben an das Licht. Er begnügte ſich damahls nur die unglücklichen Stunden anzuzeigen, in welchen man dieſelben zu befürchten hätte. Im Jahr 1734 gab er ein anderes Buch heraus, und theilte darin der Welt den traurigen Zeitlauf mit, aus welchem man die ſolchen Unglücksfällen unterworfene Jahre erkennen ſollte. Er trug kein Beden-

ken darin vorzugeben, daß, wenn im Jahr 1729. ſeine aſtronomiſche Uhr ſchon durch hundert drey und vierzig Beobachtungen bekräftiget wäre, er 1734 noch ſiebenzig andere geſammlet hätte, welche damit gleichfalls zuträfen. Man hat ſchon vorlängſt angemerkt, daß die an der See liegende Plätze dieſen erſchrecklichen Naturbegebenheiten weit mehr ausgeſetzt ſind, als diejenigen, welche weit in das Land hinein liegen. Man werfe nur die Augen auf alle Oerter der alten Welt, wo feuerſpeyende Berge ſind; ſo wird man faſt allezeit ſehen, daß dieſelben auf Jnſeln oder an dem Ufer des Meeres liegen. Die Alpen z. E. ſind den Erdbeben nicht unterworfen, ſondern nur die Theile von Jtalien, die ſich am weiteſten in das mittelländiſche Meer erſtrecken, befinden ſich in den Umſtänden. Jn America hat es damit eben die Bewandtniß. Es kann zuweilen geſchehen, daß die Menge des Brennzeuges, der in der Erde verborgen iſt, weiter nichts braucht, als daß ſich das Waſſer damit vermiſche, um Feuer zu fangen. Nun aber wenn das Meer ſich höher aufſchwellet, es ſey durch die Wirkung der Ebbe und Flut, oder weil es bloß von den Winden getrieben wird; ſo kann das Waſſer in verſchiedene unterirdiſche Canäle über die Dämme, die es aufhielten, laufen und an vielen Oertern eindringen, wohin es ſonſt nicht gekommen ſeyn würde.

Es folgt daraus augenſcheinlich, daß alle Umſtände der Bewegung des Monds, welche merkliche Wirkungen in Anſehung der Ebbe und Flut hervorbringen, ſolche

auch

auch im Betracht der Erdbeben, ja gar der Entzündung der feuerſpeyenden Berge verurſachen können. Alſo würde ein Sterndeuter, indem er beſtändig von dem Drachenkopf und Drachenſchwanze des Mondes, von dem Abſtande dieſes Planeten von der Sonne, von ſeiner Lage in Verhältniß zu dem weiteſten oder nächſten Punkte ſeiner Entfernung von der Erde redet, und alles dieſes auf eine ganz unbeſtimmte Weiſe, gleichwie er allezeit gewohnt iſt, vorträgt, von ungefähr viele Sachen erwehnen, welche in dieſen beſondern Umſtänden nicht ſchlechterdings ungereimt ſeyn dürften. Allein dem ſey wie ihm wolle, ſo habe ich geglaubt, daß die Sache eine Erörterung verdiente. Ich will mit wenigen Worten Rechenſchaft von den aus meinen Anmerkungen fließenden Folgen geben, welche ganz natürlicher Weiſe in dieſen Nachrichten eine Stelle behaupten können.

Die große Anzahl beſonderer Urſachen, die zu dieſen erſchrecklichen Begebenheiten etwas beytragen, machet vielleicht, daß die Vereinigung verſchiedener von denenſelben oft dasjenige erſetzet, was auf Seiten der andern mangelt; aber dadurch muß der beſtimmte Augenblick und die eigentliche Zeit der Wirkung nur noch ungewiſſer werden. Vielleicht hat die Sonnenhitze auch einigen Theil daran: wir ſehen wenigſtens, daß ſie die Entzündung des Stoffes befördert, den man in der Schmelzkunſt zuweilen unter einander wirft; und man kann ſich darin die Entzündung der Volcane vorſtellen. Die Stadt Lima iſt dreymahl verwüſtet worden: das erſte mahl im Jahr 1586, und die beyden

den andern im Jahr 1687 und 1746. Das erſte mahl ereignete ſich das Unglück den 9ten des Heumonats, und die beyden andern den 19ten und 28ſten des Weinmonats, nachdem die Fluten zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche in die unterirdiſchen Höhlungen eine große Menge Waſſers hatten führen können, und da die Sonne bey ihrer Fortrückung in die ſüdliche Halbkugel daſſelbe ſchon heißer zu machen anfieng. Es ſind noch drey andere Erdbeben ſehr ſtark geweſen: das vom 17ten des Brachmonats im Jahr 1678, welches bey unſerer Anmerkung nicht zum Exempel angeführt werden kann; aber die beyden andern, nämlich das von 1630 und ein anderes von 1655 fielen am 27ſten und 13ten des Wintermonats ein.

Alſo ſind unter den ſechs ſtärkſten Erdbeben, die Lima ſeit ſeiner Erbauung ausgeſtanden hat, viere, die an ſtatt ſich in alle Theile des Jahres ohne Unterſcheid zu vertheilen, in den Wein- und Wintermonaten vorgefallen ſind. Man wird vielleicht dieſen beſondern Umſtand als einen ohngefähren Zufall anſehen. Aber ſollte es wohl unmöglich ſeyn, daß die Wiederkunft der Hitze und die großen Fluten im Herbſt- und Weinmonate dazu etwas beygetragen hätten? An der Peruaniſchen Küſte um Lima muß der große Zufluß des Meers in dem neuen und vollen Monde noch ſpäter als ſonſt irgendwo, in Anſehung der im Herbſtmonate einfallenden Tag- und Nachtgleiche kommen, zumahl dieſe Gegenden ſehr weit nach Süden, obgleich in dem heißen Erdſtriche liegen. Die Gemeinſchaft, welche die

unter-

unterirdiſchen Klüfte mit einander haben, kann auch eine Urſache ſeyn, daß die Wirkung der Ebbe und Flut ſich ſehr weit erſtrecket. Unter den verſchiedenen Erdbeben, die ich empfunden habe, war eins der heftigſten, welches in der Gegend um Latacunga einige Häuſer umſtürzte und viele Leute tödtete. Man ſahe zu gleicher Zeit, wiewohl nicht in einer Stunde, auf einem nahe gelegenen Berge, von unten aus einem See mitten durch das Waſſer eine Flamme hervorkommen. Dies geſchahe zu Ende des 1736ſten Jahres und zu Anfange des Chriſtmonats. Ich habe noch andere dergleichen Anmerkungen: und wenn man alles erweget, ſo kommt mir es vor, indem ich die Sache nur ſo wie ſie ſich zugetragen hat, anſehe, daß, wenn man in Peru zu allen Zeiten dieſen traurigen Naturbegebenheiten ausgeſetzet iſt, man ihnen doch noch etwas mehr in den letzten Monaten des Jahres unterworfen ſey.

Der Schriftſteller, deſſen wir gedacht haben, verſichert, daß es ſchlechterdings keine andere gefährliche Zeit gäbe, als die ſechs Stunden und etliche Minuten, die der Mond gebraucht aus dem 3ten Stundenkreiſe in den 9ten zu laufen. Und dies iſt gerade die Zeit der Ebbe: denn es iſt faſt an allen Küſten des ſüdlichen America in der Südſee hohes Waſſer, wenn der Mond durch den 3ten Stundenkreis gehet. Aber man unterſuche nur, wie viele verſchiedene Umſtände nicht nothwendig zuſammen treffen müſten, wenn die Regel unſers Schriftſtellers richtig befunden werden ſollte. Es müſte nämlich die Entzündung immer

... einer Stelle geſchehen; das Waſſer müſte allezeit einen Lauf nehmen und beſtändig mit gleicher Geſchwindigkeit durchbrechen; es müſte endlich der vermiſchte Brennzeug immer gleich viele Zeit zu ſeiner Entzündung erfordern. Wenn n... alle dieſe Umſtände nicht allemahl zugleich ſtatt finden ſollen, ſo muß man noch weniger eine genaue Erſetzung ihres Abganges vermuthen können. Alſo begab ſich auch das Erdbeben im Jahr 1746, wodurch Lima gänzlich zerſtöret wurde, wie der Mond, anſtatt aus dem 3ten Stundenkreiſe in den 9ten zu laufen, vielmehr ſeinen Lauf aus dem 9ten in den 3ten nahm. Der traurige Zeitpunkt iſt nicht weniger unrichtig befunden worden. Der Schriftſteller behauptete, man hätte ſich ſonſt nicht zu fürchten, als wenn die Knoten des Mondes ſich in den ſchädlichen Zeichen des Scorpions oder des Waſſermanns befänden; da ſie doch damahls in den Zeichen der Jungfrau und der Fiſche waren

Es gehet faſt keine Woche hin, da man in Peru nicht einige leichte Stöße von dem Erdbeben verſpüret; iſt es nicht an dem einen Orte, ſo iſt es an dem andern. Die wenigſte Zeit ... man darauf Acht; keiner giebt ſich die Mühe dieſelben in einem ordentlichen Tageregiſter anzumerken. Ein Sterndeuter ... demnach völlige Freyheit ſich groß damit zu machen, daß ... Muthmaßungen allemahl mit den Beobachtungen eingetroffen ſind. Er hat ſich vor nichts als allein vor denenjenigen Erdbeben zu fürchten, die ſchlimme Folgen haben. Aber zu gutem Glücke ſind dieſelben etwas ſeltenes; und überhaupt

haupt können ſie ſich ſo wohl zu der einen als zu der andern Zeit begeben. Man gebraucht, wie leicht zu erachten iſt, immer die kluge Vorſicht ſeine Prophezeyungen nicht in gar zu enge Schranken einzuſchließen; und außerdem muß die vermeynte Regel ſich wenigſtens zu einigen vorhergegangenen Fällen, als worauf man ſie gebauet hat, reimen.

Endlich aber wenn man ordentlich hätte verfahren und entdecken wollen, ob wirklich ein ſo genannter trauriger Zeitlauf vorhanden ſey, ſo hätte man einen andern Weg erwählen müſſen. Man hätte mit der Unterſuchung der gemeinſten Fälle anfangen und, wie mich daucht, die Entzündungen der Volcane zum erſten Gegenſtande der Beobachtungen machen müſſen. Die Erdbeben zeigen uns in der That, wenn von ihrer Wiederkunft die Rede iſt, Begebenheiten, worin mancherley Umſtände unter einander vermenget ſind. Sie können bloß deswegen, weil die Erde zuſammen hängt, durch dieſelbe dringen, ob man gleich von dem Punkte, der gerade über dem Orte der Entzündung liegt, weit entfernet iſt. Man ſpüret an einem jeden Orte alle die Erſchütterungen, die rund herum in einer gewiſſen Weite geſchehen, und man weiß nicht, welchen Ort ſie ins beſondere angehen; dahingegen geben die Volcane mehr beſtimmtere Punkte in jedem Lande, und folglich Beobachtungen an die Hand, die nicht ſo ſehr zweifelhaft ſind. Man nimmt in der Wiederkunft der Entzündung nichts ordentliches wahr. Es muß alſo eine glei-

che Bewandtniß mit den Erdbeben haben, welche aus der eben angeführten Urſache noch weniger einer gewiſſen Regel unterworfen ſeyn können, weil überhaupt zu reden es dabey in Betracht eines jeden Orts auf eine große Anzahl zufälliger Umſtände ankommt. Das Regenwaſſer bringt ohne Zweifel ſehr oft eben die Wirkungen als das Seewaſſer hervor, und man muß auch in Erwegung ziehen, daß es in den letzten Monaten des Jahres in allen Ländern, wovon ich hier handle, am meiſten regnet. Zuweilen erſtreckt ſich ein ſehr ſtarkes Erdbeben in den Cordilleras nur durch einen ſehr kleinen Raum. Man hat alle Urſache zu ſchließen, daß der Brennzeug ſodann nicht tief liege, und daß die See an der Begebenheit, zum wenigſten nicht unmittelbar einen Antheil habe. Sie trägt das ihrige zu vielen Erdbeben bey, eben ſo wie der Regen es bey vielen andern thut, und es iſt alſo eine doppelte Urſache da, warum ſie ſo häufig ſind.

Die Vergleichung der Entzündungen der Volcane und der Erdbeben giebt verſchiedenen Umſtänden bey dieſen letzten Naturbegebenheiten einiges Licht. Wann die Volcane ſehr entzündet ſind, ſo wirken ſie zu wiederholten mahlen; man ſiehet die Flamme oder den Rauch faſt allezeit ſtoßweiſe herausgehen. Als ich mich auf unſerm Standplatze zu Senegualap befand, ward ich in der Nacht durch das Geheule des Volcans Sangai in der Landſchaft Macas beſtändig im Schlafe geſtöret. Ich war etwas über 18000 Klaſtern davon entfernet, und dennoch

noch war das Getöſe erſchrecklich und weckte mich jeden Augenblick auf. Dieſer Berg hat die Geſtalt eines Kegels, deſſen Seiten vollkommen gerade ſind, und welchem nichts als die Spitze fehlet. Jedermann in dem Lande verſicherte mich, daß der Klumpen dieſes Berges immer kleiner wird: ſeine gegenwärtige Höhe erſtreckt ſich auf 2664 Klaftern über die Horizontallinie der See. Die Flamme gieng oben heraus, und zuweilen lief ein Bach von entzündetem Stoffe auf einer Seite herunter. Ein Graben an dem Fuße des Berges hat den Namen des Schwefelbaches bekommen. Zuweilen war das Toben des Volcans einem lauten Donnerſchlage gleich; aber es bekam bald ſeine ordentliche Abwechſelung wieder, und machte ein ſchwächeres Getöſe, welches mir dem ohngeachtet wegen ſeiner Wiederholung ſehr beſchwerlich fiel. Ich habe gleichfalls angemerket, daß der Rauch ſtoßweiſe mit gleicher Abwechſelung aus dem Cotopaxi ſtieg und bey Tage gleichſam Feuergarben bildete. Alle 42 oder 43 Secunden kam ein Stoß, als ich dieſe Entzündung beobachtete. Der in der Mitte des Volcans entzündete Stoff dehnete ſich ſonder Zweifel jedesmahl weiter aus; allein da er durch dieſe Ausdehnung zum Theil erſchöpfet ward, ſo verminderte ſich die Entzündung ein wenig; daher konnte die äußere Luft entweder durch die oben oder an einem anderen Orte befindliche Oeffnung wieder herein treten. Vielleicht kam auch in dieſer Zwiſchenzeit ein anderer Brennzeug dazu, welcher damahls einen leichtern Eingang fand. Sogleich empfieng der Brand

auch

auch eine neue Stärke und brachte entweder einen neuen Stoß von Rauch oder ein Geheule hervor.

Der Stoff, welcher inwendig in der Erde Feuer fängt und die Erſchütterung verurſachet, muß eben den Abwechſelungen unterworfen ſeyn. Wenn das Feuer in einem hohlen Orte entſtehet, ſo muß die Ausdehnung des entzündeten Stoffes und der Luft ſich weit erſtrecken und bis in die andern unterirdiſchen Stellen wirken, welche mit dem erſteren eine Gemeinſchaft haben. Der obere Theil des Gewölbes wird mit Gewalt in die Höhe getrieben, und dieſes kann auch gleich als von der Seite geſchehen, obgleich der Brennzeug gerade unten iſt. Die Richtung der Kraft kommt alsdenn auf die waſſergleiche oder ſchiefe Lage des Gewölbes an, und dieſes iſt die Urſache, daß zuweilen die Mauren der Gebäude verſchonet oder getroffen werden, ſo wie dieſelben nach einer gewiſſen Himmelsgegend aufgeführet ſind. Der obere Theil des Gewölbes kommt zu ſeiner erſten Stelle wieder, indem er nothwendig einige Bebungen macht, welche nicht von der Wirkung des Feuers herrühren. Ihre Geſchwindigkeit muß in dem Umfange des Gewölbes, in ſeiner Dicke und der Beſchaffenheit des Stoffes, woraus es beſtehet, ihren Grund haben. Allein wenn die Kraft des Stoßes zu eben der Zeit, da die Luft in allen nahen hohlen Stellen gar zu ſehr zuſammen gedruckt iſt, ein wenig aufhöret, ſo entſtehet ein heftiger Zurückfluß nach dem Orte der Entzündung, welches zu einem andern Ausbruch und einer neuen noch ſtärkern

kern Erſchütterung Gelegenheit giebt. Dieſelbe muß demnach auf eine merkliche Weiſe mit einer heftigern Bewegung zu verſchiedenen mahlen wiederkommen, und die Zeit zwiſchen denenſelben ſehr gleich ſeyn, bis daß ſich eine beträchtliche Veränderung entweder in dem entzündeten Stoffe oder in der Beſchaffenheit der unterirdiſchen Oerter ereignet. Die ſchwächſten Erſchütterungen geſchehen in einem ſchon einmahl zuvor erſchütterten Erdreiche; die ſtärkſten ſind diejenigen, welche die Entzündung unmittelbar verurſacht. Dieſe ſind dem Geheule der Volcane gleichmäßig, und müſſen wenigere oder mehrere mahle wieder kommen, ſo wie der Stoff ſich leicht entzündet, und nach der Verhältniß, welche ſeine Größe mit dem Umfange des Raums hat worin derſelbe eingeſchloſſen iſt.

Ein Land, welches mit ſo vielem Brennzeuge angefüllet iſt, muß in der Naturgeſchichte zu vielen andern Anmerkungen Anlaß geben. Die Natur hat daſelbſt ſo zu reden, beſtändig allen nöthigen Vorrath und die Werkzeuge, wodurch außerordentliche Begebenheiten hervorgebracht werden können, in den Händen. Die Ausdünſtungen müſſen in verſchiedenen Gegenden eben ſolche Zufälle, als in der berufenen Hundshöhle, wirken. Die mit mineraliſchem Stoffe angefüllten Waſſer müſſen warme Bäder hervorbringen, da man indeſſen an andern Orten ſehen wird, daß ſie die Körper mit glänzendem Steinwerke überziehen und in Criſtall verwandeln. Ich verſpare dieſe ganze Ausführung auf eine andere Zeit, um von demjenigen Theile von

America

America, durch den ich bey meiner Rückreiſe gekommen bin, ein Wort reden zu können.

Das vierte Capitel.

Des Verfaſſers Zurückreiſe von Quito bis zur Nordſee auf dem Magdalenenfluſſe; Betrachtungen über den Magnet ꝛc.

Als ich meine Zurückreiſe nach Europa antrat, konnte ich, anſtatt mich von Popayan nach Oſten zu wenden und aus den Cordilleras über Guanacas zu gehen, meinen Weg nordwärts zwiſchen den beyden Reihen der Gebirge nehmen und denſelben hernach über die öſtliche, ungefähr wo ſie ſich endiget, fortſetzen. Man hat verſchiedene Wege durch dieſe öſtlichen Cordilleras. Einer von ihnen, welcher ungefähr 45 Meilen weiter nordwärts iſt, gehet von Carthago nach Ibague; man kann aber auf demſelben nicht anders fortkommen, als wenn man ſtatt der Maulthiere Ochſen gebraucht. Dieſen Thieren iſt ein Ring in die Naſe geleget, worin man Riemen bindet, um ſie damit zu regieren. Sie ſind ſtärker um die Beſchwerlichkeiten eines ſo mühſamen Weges auszuſtehen: Bey ihren Bewegungen, die weit langſamer ſind, hat der Reiſende weniger zu befürchten und darf ſich auch nicht ſo ſehr abmatten; und überdem iſt der Ochſe wegen der beſondern Bildung ſeiner Füße geſchickter ſich aus dem Moraſte heraus zu arbeiten, worin kein Stein noch ſonſt ein feſter Körper

anzutreffen iſt, darauf man ohne zu verſinken treten könnte. Ich hatte viele Urſachen den Paß von Guanacas vorzuziehen; aber was mich vornehmlich bewegte denſelben zu wählen, war dieſes, daß, da ich die Abſicht hatte den Lauf des Magdalenenfluſſes zu unterſuchen, ich deſſen Ufer je eher je lieber erreichen mögte. Ich verfertigte eine Karte von den Landſchaften, durch die ich reiſete, und nahm mir vor mit dem von dieſem Fluſſe beſtrömten Lande ein gleiches zu thun.

Es fällt einem Beobachter in dieſem ganzen Theile von America überaus leicht die Lage, welche alle Oerter, durch die er reiſet, gegen einander haben, zu beſtimmen. Man darf nur die Richtung der Berge, welche man ſehr weit erblicket, mit dem Compaſſe aufnehmen. Nach einigen Tagereiſen langet man am Fuße dieſer Berge an, und wird wieder andere gewahr, die in der Ferne hervorzukommen beginnen. Eben ſo leicht fand ich es auch die Weite des Weges anzumerken. Ich hielte faſt allezeit den geraden Strich nach Norden, und that nur ſehr kleine Tagereiſen, welches nichts ungewöhnliches iſt, wann man ſein Bette und ſeinen Proviant mit ſich ſchleppen muß; und zudem lagen wir oft ſtille. Zuweilen wurden wir durch den plötzlichen Anwachs eines Fluſſes aufgehalten; ein andermahl verirreten ſich einige von unſern Maulthieren, nach denen man einen halben Tag zu ſuchen hatte. Es iſt daſelbſt nicht gebräuchlich ſie an einander zu binden, ſondern man läſſet ſie frey gehen, damit ſie deſto leichter und mit

wenigerer

wenigerer Gefahr in dem Gehölze und an dem Rande der ſteilen Höhen ihre Nahrung ſuchen können. Das beſte Mittel, welches man weiß, um ſie nicht zu verlieren iſt dieſes, daß man ſie an die Geſellſchaft eines Pferdes gewöhnet, welches ihnen zum Führer dienet, und von dem ſie ſich gemeiniglich nicht entfernen. Da ich das Land nunmehro beſſer kennen lernte, ſuchte ich mir allemahl die Zeit eines ſolchen gezwungenen Aufenthalts, der mir zuweilen nicht ungelegen fiel, auf das beſte zu Nutze zu machen. So oft es mir nur möglich war, beobachtete ich die Breite. Ich hatte eine Platte von Eiſenblech, worin ein kleines Loch war: derſelben bediente ich mich, um einen Sonnenzeiger zu machen, dem ich oft eine Höhe von acht bis neun Schuhen gab, indem ich ihn an den Stamm eines Baums oder auch an meine Zeltſtangen ſtellete. Wenn ich, anſtatt im freyen Felde zu liegen, etwa eine Hütte oder ein Haus antraf, ſo ward mir die Arbeit noch mehr erleichtert. Ich durfte nur aus dem Dache etwas Stroh heraus reißen und die Platte von Eiſenblech da hineinſtellen. Um alle Unrichtigkeit in Anſehung der Fläche des Erdreichs, welches insgemein nicht recht horizontal war, zu vermeiden, fieng ich den Sonnenſtrahl auf einem Dachziegel oder einem Stücke von einem Brette auf; aus dem kleinen Loche ließ ich eine Bleyſchnur fallen; ich maß mit den gleichen Theilen eines Proportionalzirkels und mittelſt Rohrſtangen, die ich ſtatt der Lineale gebrauchte, zwo Seiten des Triangels, nämlich die Länge des Lichtſtrahls, welcher die längſte Seite vorſtellete und

die

die geringſte Weite von dem Punkte, dahin der Strahl fiel, bis zu der Bleyſchnur; hiernächſt verrichtete ich die Auflöſung des Triangels durch die Rechnung, indem ich mit ſelbigem als mit einem rechtwinklichten, wie er auch in der That war, verfuhr.

Dieſe wiederholten Beobachtungen brachten mich in der Art den Grad der Weite zu beurtheilen wieder auf den rechten Weg. Die übelen Päſſe, die ſich in den Cordilleras finden, und der Lauf der Bäche und Ströme, auf die man öfters ſtößet, wenn man außerhalb der Cordilleras kommt und ſich immer unten an der Reihe Gebirge hält, können einen ohne Unterlaß zum Irrthum verleiten, ſo viel Erfahrung man auch ſonſt haben mag. Die wiederhohlten Beobachtungen der Breite kamen mir zu Hülfe, und indem ich dieſelben mit denen durch den Compaß gefundenen Richtungen vereinigte, konnte ich alles ſo genau beſtimmen, als es zum gewöhnlichen Gebrauche der Erdbeſchreibung verlanget werden kann. Man reiſet faſt von La Plata bis Honda beſtändig an dem weſtlichen Ufer des Magdalenenfluſſes. Honda iſt eine kleine ſehr angenehme Stadt; dies iſt der erſte Hafen, den man an dem obern Theile des Stromes antrifft, wiewohl er noch viel weiter hinauf ſchiffbar iſt. Während meiner Schifffahrt konnte ich mich der Höhen der Gebirge nicht mit ſolchem Vortheile bedienen. Aber ich maß von Zeit zu Zeit die Geſchwindigkeit des Fluſſes aus und bemerkte beſtändig alle ſeine Richtungen. Ich fuhr in 14 Tagen auf demſelben herunter, indem ich mich

durch ſeinen Strom forttreiben ließ, und das Nachtlager nahm ich allemahl auf dem Lande. Die Zeit, die ich mich zu Mompox aufhielte, welches ein ſehr artiger Hafen ohngefähr 7 Meilen oberhalb des Zuſammenfluſſes des Magdalenen- und Caucaſtroms iſt, begreiſe ich nicht mit in dieſen vierzehen Tagen. Ich füge hier wie Anmerkungen den Hauptinhalt aller meiner Beſtimmungen bey, welche auch beſtättiget wurden, wie ich den 30ſten des Herbſtmonats 1743. nicht weit von Carthagena und St. Martha, deren Lage mir bereits in Anſehung der Stadt Quito bekannt war, den unterſten Theil des Fluſſes erreichet hatte.*

Ich

* Oerter, die in den Cordilleras liegen.	Nordliche Breite		Oeſtliche Länge von dem Mittagszirkel zu Quito zu rechnen.	
Combal, ein Flecken, der an dem Fuße eines beſtändig mit Schnee bedeckten Volcans lieget.	0d	49'	0d	42'
Ypiales.	0	45	0	54
Paſto, eine kleine Stadt am Fuße eines faſt beſtändig entzündeten Volcans.	1	13½	1	13
Mercaderes, ein Dorf drey Meilen nordwärts von dem Fluſſe Mayo, welcher zwiſchen den beyden Bißthümern von Quito und Popayan die Grenze macht und bis dahin Huayana-Capac der letzte Inca mit ſeinen Eroberungen auf der Nordſeite gekommen iſt.	1	45	1	19

Popayan

Ich muſte, um meine Karte richtig genug zu machen, oft die Abweichung der Magnetnadel beobachten; und ich hatte

Popayan, eine Biſchöfliche Stadt . .	2	27	1	54
Oerter, die außer den Cordilleras liegen.				
La Plata.	2	23	2	51
Bacche, ein kleines Dorf, eine halbe Meile weſtwärts von dem Magdalenenfluſſe.	3	16	3	25
Neyva, eine kleine Stadt, welche auf der andern Seite des Magdalenenfluſſes ungefähr viertehalb Meilen in Süd-Süd-Oſten von Bacche entfernet liegt				
La Villa-Vieja, welche auch an dem öſtlichen Ufer eben deſſelben Fluſſes und von eben dem kleinen Dorfe drey Meilen nordoſtwärts lieget.				
Honda, der erſte Hafen oben an dem Magdalenenfluſſe	5	16	4	9
Mariquita, eine kleine Stadt, vier Meilen in Weſt $\frac{1}{4}$ Südweſten von Honda. Der Gualifluß kommt von Mariquita und läuft mitten durch Honda.				
Ibague, eine kleine 18 Meilen ſüdwärts von Honda und 11 weſtwärts gelegene Stadt. Dahin gehet der Weg, der bey Carthago anfängt, und den man auf Ochſen verrichtet. Ibague iſt 5 bis 6 Meilen weſtwärts von dem Magdalenenfluſſe.				

hatte noch verſchiedene andere Bewegunsgründe dies zu thun, da mir nicht unbekannt war, was dergleichen Unterſuchungen für einen groſſen Einfluß in die Naturlehre haben. Im Wintermonat 1742 hatte ich zu Quito befunden, daß die Magnetnadel ſich unterhalb des Horizonts ohngefähr 10 Grad nordwärts neigete. Ich ſage ohngefähr; denn da ich drey Nadeln von unterſchiedener Länge hatte ſchmieden laſſen, konnte ich es doch nicht dahin bringen, daß dieſelben ganz genau einerley Neigung hätten. Zu gleicher Zeit befand ſich die Abweichung $8\frac{1}{2}$ Grad gegen Nordoſten. Eben ſo groß war ſie das folgende Jahr im Heumonat zu la Plata; und vier Monate drauf fand ich ſie zu St. Martha 6 Gr. 35 Min. allezeit gegen Nordoſten. Es war nöthig ſie unterwegens zu beobachten, weil dieſelbe verſchiedenen Unrichtigkeiten unterworfen war. Oft traf ich große Stücke Felſen an, die auf der Erde zerſtreuet lagen. Dieſe Felſen waren auswendig ſchwarz; ſie

ſchienen

Mompox, ein Hafen, wo ein ſtarker Handel getrieben wird, an dem weſtlichen Ufer des Magdalenenfluſſes.	9	19	4	15
Tamalameque, eine kleine Stadt an dem öſtlichen Ufer des Fluſſes ungefähr $8\frac{1}{2}$ Meile ſüdwärts von Mompox und 13 Meilen oſtwärts.				
Laporquera, ein Flecken an dem Weſtlichen Ufer des Magdalenenfluſſes, 3 Meilen von deſſen Ausfluſſe.	10	59	3	58

ſchienen die Wirkung des Feuers empfunden zu haben, und ich ſollte faſt glauben, daß ſie durch die Entzündung einiger Volcane hieher geworfen wären. Ich kann ſie nicht beſſer vergleichen, als mit großen Klumpen Thon, die in der Sonne geborſten und Ritzen bekommen haben und nachher zu Steine geworden ſind. In dieſen Gegenden hatte der Magnet ganz unterſchiedene Abweichungen; man durfte nur fünf oder ſechs Schritte thun, ſo ſahe man ſchon, wie die Magnetnadel ihre Richtung, und zuweilen über 30 Grade veränderte. Man findet dergleichen Steine an verſchiedenen Orten. Es giebt aber einige um den dritten Theil des Weges von la Plata nach Honda, ungefähr 3 Meilen unterhalb eines kleinen Dorfes namens Bacche, die ſehr merkwürdig ſind. Es ſind ihrer zween, und die äußere Seite des gröſten iſt ohngefähr 20 Fuß lang und 11 hoch. Er iſt ſehr eben; er hat gar keinen Riß bekommen; und man ſiehet allerhand Zeichen und viele Figuren darin gegraben. Es finden ſich in weiter entlegenen, höheren und den Cordilleras näheren Gegenden noch mehr ſolche Steine, worin gleichfalls etwas gegraben iſt. Allein ich habe ſie nicht geſehen; da ich hingegen den andern abgezeichnet habe. Man nennet ſie dort zu Lande, wiewohl ganz unrecht, gemahlte Steine (piedras pintadas.) Vielleicht ſollen alle dieſe Figuren und Zeichen eine Inſchrift vorſtellen, und durch Bilderſchriften die Zeit und die Umſtände von der Entzündung der Volcane oder von einer andern Begebenheit, als etwa von einem außerordentlichen

Aufſchwellen des Fluſſes anzeigen. Mir ſcheinen dieſe Steine wenigſtens ein Werk zu ſeyn, das mit Fleiß unternommen und mit vieler Geduld vollführet worden iſt. Die Figuren ſind aufs mindeſte $2\frac{1}{2}$ Zoll tief hinein gegraben. Die Eigenſchaft, welche alle dieſe große Stücken Felſen haben ſo ſtark auf den Compaß zu wirken, zeigen, daß darin einige Eiſentheilchen enthalten ſind. Dieſe Theilchen ſind aber ſehr verſteckt: das inwendige der Steine iſt weiß von Farbe und beſtehet überdem aus ſehr feinem Grieß.

Ich will mich, da von dem Magnet die Rede iſt, dieſer Gelegenheit bedienen einige hieher einſchlagende Erfahrungen, womit ich mich auf meiner Rückreiſe ſehr beſchäfftiget habe, mitzutheilen. Es war die Frage von einer Naturbegebenheit, welche nur einmahl zu unterſuchen ich nicht für genug hielte, ſondern welche viele nach einander an verſchiedenen bald mehr bald weniger von der Mittellinie entfernten Oertern angeſtellte Beobachtungen erforderte. Es war mir nicht um eine Unterſuchung zu thun, ob in dem Magnete die der Nadel die Richtung gebende und die anziehende Kraft unterſchiedene oder trennbare Eigenſchaften ſind. Aus vielen Erfahrungen weiß man gewiß, daß unſere Magnetnadeln ſich nur darum nach den magnetiſchen Polen der Erde richten, weil ihre beyden Enden davon angezogen werden. Mir war aber bekannt, daß verſchiedene behaupteten, es wäre einer von den Erdpolen weit ſtärker als der andre; und ich konnte keinen beſſern Ort auf der Welt als Quito wählen, um an der Entſcheidung die-

ſer

ſer Frage zu arbeiten. Ich ließ mir zu dem Ende eine lange Nadel von Kupfer machen, welche wie eine Magnetnadel ſchwebete. An dem einen Ende ließ ich eine kleine in die Höhe ſtehende Spitze anlöten. Ich ſtellete dieſe Nadel waſſerrecht auf einen Zapfen, und ſetzte auf die kleine Spitze, von der ich eben geredet habe und welche vertical war, eine gemeine Magnetnadel; ich richtete es auch durch ein kleines Gegengewicht ſo ein, daß alles genau im Gleichgewichte ſtund und ſich frey herum drehen konnte. Es iſt augenſcheinlich, daß wenn einer von den magnetiſchen Erdpolen mehr Kraft wie der andre, und daß, wenn z. E. der Nordpol eine größere hat, nothwendig eine zwenfache Wirkung erfolgen müſſe. Die Magnetnadel muß nicht nur ihre gewöhnliche Richtung annehmen, ſondern, da ſie durch den Nordpol der Erde weit ſtärker angezogen wird, ſo wird ſie auch der küpfernen Nadel nach und nach eine Bewegung mittheilen; und es wird alles, indem es nach Norden fortrücket, ſich auf der magnetiſchen Mittagslinie ſetzen; ſo daß beyde Nadeln eine gerade Linie machen werden.

Wie nun alles veranſtaltet war, ſo machte ich zu Quito nicht ein- ſondern zwanzig bis dreyßig mahl damit einen Verſuch, und ich brauchte hierbey eine um ſo viel größere Vorſicht, da ich von der Meynung eingenommen war, die ich mir vorſetzte zu erweiſen oder zu beſtättigen. Aber ich mogte es auch anfangen wie ich wollte, ſo kam die küpferne Nadel durch die andre in keine Bewegung, und blieb allezeit

zeit in der Stellung, worin ich ſie ließ. Ich konnte ſonſt auch den Grund ihrer Unbeweglichkeit nicht darin ſuchen, daß ſich die kupferne Nadel an dem Zapſen riebe; denn da ich beyde Nadeln an einander befeſtigte, nahmen ſie ganz geſchwinde diejenige Richtung, welche ihnen der Magnet gab. Zuweilen ſetzte ich die kupferne auch durch einen Ruck in Bewegung, da inzwiſchen die andre vollkommen frey war; allein die erſtere blieb immer ohne Unterſcheid in jeder Richtung ſtehen. Ich muſte alſo nothwendig ſchließen, daß die beyden magnetiſchen Erdpole, welche vermuthlich ſelbſt aus der Vermiſchung verſchiedener anderer entſpringen, auf eine merkliche Weiſe einerley Kraft haben. Unſere gemeinen Magnetnadeln werden, wenn ſie eine gewiſſe Richtung annehmen, durch dieſe Kraft gelenket; und in der Länge können ſie nicht weiter vorwärts rücken, weil ſie in ihrem Mittelpunkte zurück gehalten werden. Weil aber diejenige, deren ich mich bey meinen Verſuchen bediente, ſich auf alle Weiſe bewegen konnte und dem ohngeachtet weder nord- noch ſüdwärts rückte, ſo war es ein unumſtößlicher Beweis, daß das eine Ende derſelben keine größere Neigung nach dem einen Pole, als das andere Ende nach dem entgegen geſetzten Pole hatte.

Nachdem die Gleichheit zwiſchen der überhaupt betrachteten Kraft, obwohl wieder mein Vermuthen feſt geſtellet war, ſo muſte ich noch die ſich nach einer gewiſſen Verhältniß richtende Kraft unterſuchen, nämlich diejenige, welche man von dem Pole empfindet, davon man ſich entfernet, und die von dem andern Pole herrührende, welche

zunehmen muß, ſo wie man ſich demſelben nähert. Dieſes konnte ich mit leichter Mühe auf meiner Zurückreiſe wahrnehmen, indem ich die Beobachtung an ſolchen Oertern wiederholete, die in einer ungleichen Weite von der Mittellinie entfernet waren. Ich ſtellete längſt des Weges drey Verſuche damit an, und der letzte geſchahe zu Porquera, einem unten an dem Magdalenenfluſſe drey Meilen von ſeiner Mündung liegenden Flecken; aber der Erfolg dieſer Erfahrungen war allezeit recht ſo beſchaffen als zu Quito. Der Mittelpunkt der Schwere bey der Magnetnadel, wiewohl derſelbe beweglich war, blieb allezeit in Ruhe, da ſie ſich auf die magnetiſche Mittagslinie ſetzte. Ich konnte damahls nicht anders denken, als daß ich noch nicht genug gegen Norden gekommen war, ob ich mich gleich ſchon ungefähr 11 Grade von der Mittellinie entfernet hatte, welches einen Unterſcheid von mehr als 20 Graden in meiner Entfernung von den beyden einander entgegen geſetzten Polen ausmachte. Endlich habe ich nach meiner Ankunft in Franckreich die Beobachtung nochmahls wiederholet und ſie iſt allezeit eben ſo ausgefallen. Gleichwie ich dafür hielte, daß ich die Vorſicht nicht zu weit treiben könnte; alſo begnügte ich mich nicht eben ſo wie vorhin zu verfahren, ſondern ſtellte einen andern Verſuch an, durch welchen ich die geringſte Unähnlichkeit gewahr werden muſte. Ich hieng eine Magnetnadel mittelſt verſchiedenen zuſammen geknüpften 5 bis 6 Fuß langen Haaren an dem Mittelpunkt ihrer Schwere auf. Dieſe neue Bleyſchnur ſollte nicht ganz gerade

rade herunter hängen, ſondern ſich ein wenig gegen Norden neigen, wenn es wahr iſt, daß der magnetiſche Nordpol, welchem wir näher ſind, mit einer größern Kraft, als der entgegen geſetzte magnetiſche Südpol wirket. Ich würde eine Abweichung von 5 Secunden oder einen nicht den 40000ſten Theil des Gewichts der Nadel ausmachenden Unterſcheid in der Kraft mit leichter Mühe wahrgenommen haben. Was für eine große Aufmerkſamkeit ich auch dabey anwandte, ſo habe ich doch niemahls einen horizontalen Zug dabey wahrgenommen, welcher eine gewiſſe Stellung von der Schwere angenommen oder deren Richtung verändert hätte. Es hat mir allezeit geſchienen, daß die Haare immer gerade hiengen, und daß, wenn die Nadel ſich nord- oder ſüdwärts wandte, ſie nicht das geringſte Beſtreben hatte ſich nach einem oder dem andern Pol in der Richtung ihrer Länge zu lenken.

Ich habe erſt ſeit meiner Zurückkunſt und nach einer genauern Ueberlegung der Sache den Grund dieſer von mir gefundenen beſtändig vollkommenen Gleichheit zwiſchen der anziehenden Kraft der zween Pole endlich gemuthmaßet, welche mir ſo ungewöhnlich zu ſeyn ſchien. Man kann die Richtung des magnetiſchen Ausfluſſes mit den Lichtſtrahlen vergleichen, deren Kraft ſich vermehret oder vermindert, ſo wie dieſe Strahlen in einem größern oder kleinern Raume ſich vereinigen. Wenn die Strahlen aus einander ſchießen, ſo vermindert ſich die Stärke des Lichts, und dieſes währet in einem fort, wofern man nicht durch ein Brenn-

glas

glas oder einen Hohlſpiegel zuwege bringt, daß ſie anſtatt aus einander zu ſchießen zuſammen kommen. Und ſodann nimmt die Stärke des Lichts zu, ob es gleich dieſelbe in einer größern Weite von dem leuchtenden Körper bekommen hat. Eben dieſes muß auch in Anſehung der magnetiſchen Kraft geſchehen. Die Richtungen, nach welchen dieſe Kraft ſich äußert, ſind gleichſam Mittagszirkel, und dieſelben ſind von einander am weiteſten in den Gegenden der Mittellinie entfernet: Es muß alſo daſelbſt die Stärke der magnetiſchen Kraft geringer ſeyn. Wenn man ſich aber in die eine oder die andere Halbkugel weiter hinein begiebt, muß man ſich nicht einbilden, daß bloß die Wirkung desjenigen Poles, dem man ſich nähert, zunehmen müſſe. Die Wirkung des andern Poles wird es gleichfalls thun, weil ſeine Richtungen in eben den Umſtänden ſind, als die Lichtſtrahlen welche aus einander ſchießen und wieder zuſammen laufen. Dieſe Richtungen, die ſich um die Mittellinie weiter von einander befanden, kommen ſich hernach einander immer näher, je mehr ſie vorwärts rücken. Die Kraft, die wir hier zu Paris von dem magnetiſchen Südpole verſpüren, muß dieſemnach derjenigen merklich gleich ſeyn, die wir von eben dieſem Pole wahrnehmen würden, falls wir auf der andern Seite gleich weit von der Mittellinie wären. Es kommt alſo, daß ich überhaupt rede und einige Betrachtungen, dabey man hier nicht nöthig hat ſich aufzuhalten, bey ſeite ſetze, gar nicht darauf an, in welcher Gegend auf der Erde man ſeine Stellung nehme,

es liegt auch nichts daran, ob man von beyden Polen gleich weit, oder von dem einen mehr und dem andern weniger entfernet ſey, man wird allemahl die Wirkung des einen ſo ſtark wie des andern befinden. Es iſt wahr, die Kraft eines jeden Poles wird gröſſer oder geringer, aber beyde Kräfte werden nichts deſto weniger allezeit gleich ſeyn: u. dieſes wird gleichfalls durch meine Beobachtungen beſtättiget. Der Wiederſtand der Luft würde vermuthlich zwiſchen beyden Wirkungen einigen Unterſcheid machen, wenn der magnetiſche Stoff über die Erdfläche hin ſchliche und in der dicken Luft, die wir ſchöpfen, einen ſehr weiten Zug zu thun hätte. Allein die Annäherungsnadeln zeigen uns den Strich, dem der magnetiſche Stoff folgt; dieſer Strich iſt hier unten faſt ſcheitelrecht; woraus abzunehmen iſt, daß der magnetiſche Stoff gar bald die dicke Luft durchſtrichen habe, und daß beynahe ſein ganzer Weg, der ſich aufwärts lenken muß, oberhalb des dicken Theils der Luft verrichtet werde.

Der Leſer wird es hoffentlich nicht übel deuten, daß, nachdem ich wegen der Beobachtungen, von denen ich jetzo Bericht abgeſtattet, ihn von Peru bis nach Europa geführet habe, ich mit ihm faſt auf einmahl wieder zu der Mitte des heiſſen Erdſtrichs zurücke gehe. Wie ich aus den Cordilleras kam, durfte ich nicht zweifeln, ich würde, wenn ſonſt der Boden niedrig genug wäre, ein Land antreffen, das mit demjenigen, welches an der andern Seite der gedoppelten Reihe von Bergen liegt, beynahe gleiche Eigenſchaften hätte. Inzwiſchen nahm ich ſchon

bey

bey dem erſten Anblick einen mannigfaltigen Unterſcheid [illegible]. Der Boden von la Plata liegt gar nicht hoch; der Mercurius im Barometer ſtund daſelbſt gerade auf 25 Zoll: und zu Honda auf 27 Zoll $5\frac{3}{4}$ Linien. Das Erdreich iſt durchgängig, wenigſtens gegen die Höhe zu, ſteinigt, und es ſind keine Bäume darin. Das Land um la Plata vier oder fünf Meilen weſtwärts von dem Magdalenenfluſſe iſt ziemlich bevölkert. In den übrigen Gegenden ſind wenig Einwohner, und man findet bis gegen die See keine nur einigermaßen merkwürdige Plätze oder Städte, außer Honda und Mompox. Dieſer letztere Ort iſt mit einem ſehr ſchönen ſteinernen Damme gezieret, welchem man wegen der öftern Aufſchwellung des Stroms eine anſehnliche Höhe hat geben müſſen. Ob er ſchon daſelbſt ſehr breit iſt, ſo ſteiget er doch gewöhnlicher Weiſe alle Jahr gegen den Anfang des Chriſtmonats auf 12 bis 13 Fuß. Er nimmt ſeinen Lauf zwiſchen Felſen und auf dem Sande bis auf den halben Weg von Honda nach Mompox; weiter unterwärts aber leidet er mit dem inneren Theile der Cordilleras beynahe eine gleiche Veränderung. Sein Grund iſt Schlamm; die ſchönen Gegenden an demſelben verwandeln ſich unterwärts faſt alle in Moräſte, von denen einige ſich ſehr weit erſtrecken.

Ein beſonderer Umſtand hat in dieſen Ländern öfters meine Aufmerkſamkeit erreget, und dieſer beſtehet darin, daß alle Gebirge, welche ich vorbey gieng, und welche am Fuße der Cordilleras und außerhalb denenſelben liegen,

einen ganz andern Urſprung zu haben ſcheinen, als diejenigen, die ich zuvor geſehen hatte. Die mancherley Schichten der Erde und öfters auch der Felſen, woraus ſie beſtehen, lagen an verſchiedenen Seiten nicht ſo ſchief, als in den andern; ſie waren vollkommen waſſergleich, und ich beobachtete, daß ſie zuweilen in den verſchiedenen weit von einander liegenden Bergen übereintrafen. Die meiſten von dieſen haben zwey oder dreyhundert Klaftern in der Höhe, und ſind faſt alle unerſteiglich. Oefters ſind ſie ſo ſteil, als Mauren, und daher kann man ihre waſſergleiche Schichten, deren äußerſtes Ende ſie den Augen darſtellen, deſto beſſer ſehen. Ihr Anblick iſt zwar nicht angenehm, aber doch ſelten und ſonderbar. Wenn einer unter denſelben von ungefehr rund und von den andern ganz abgeſondert iſt; ſo iſt eine jede ſeiner Schichten gleichſam ein ſehr platter Cylinder oder ein abgekürzter Kegel von einer ſehr geringen Höhe, und die manche über einander gehäuften Schichten, die durch ihre Farben und die verſchiedene Abdachung ihres Umfanges unterſchieden ſind, geben dem ganzen Berge die Geſtalt eines nach der Kunſt und mit der größeſten Regelmäßigkeit aufgeführten Werks. Einer von dieſen Bergen ungefähr eine Meile von Honda an dem Ufer des Fluſſes Guali auf dem Wege nach Mariquita liegt allen Reiſenden im Geſichte. Allein, wenn ich hier davon eine Abbildung geben ſollte, ſo müſte ich verſichert ſeyn, daß man mir ſolchen Glauben beymeſſen würde, als die Nachrichten eines Mannes natürlicher Weiſe haben

ſollen,

ſollen, welcher kein eigennütziges Anliegen hat die Wahrheit zu verändern, und welcher ſeine ganze Lebenszeit den größeſten Abſcheu vor den Lügen gehabt hat. Man ſiehet in dieſen Ländern, daß die Berge daſelbſt beſtändig das Anſehen alter und prächtiger Gebäude, Capellen, runder erhabener Dächer, Schlöſſer annehmen; zuweilen ſind es Feſtungswerke, die aus langen Cortinen mit Bollwerken beſtehen. Wenn man alle dieſe Gegenſtände und die Art und Weiſe, mit welcher die Schichten übereintreffen, betrachtet, ſo läßt ſich ſchwerlich zweifeln, daß das Erdreich rund herum niedriger geworden ſey. Es ſcheinet, daß dieſe Berge, die eine feſtere und ſtärkere Grundlage gehabt haben, gleichſam als Zeugen oder Denkmahle übrig geblieben ſind, welche die vormahlige Höhe des Erdreichs anzeigen.

Ich kenne die Gegenden an dem **Orenok** nur aus Beſchreibungen; allein ich weiß, daß die dortigen Berge an verſchiedenen Orten gleichfalls aus waſſergleichen Schichten beſtehen, und daß ſie oben öfters ſo eben als ein Altan ſind. Man findet, wie ich glaube, nichts dergleichen in **Peru**, ungeachtet die Natur daſelbſt mit ſo unendlicher Verſchiedenheit gewirket hat. Alle Schichten gehen ſchräge um jede Spitze und richten ſich nach der Abhängigkeit der Berge. Wenn dieſer Theil der Erdfläche, wie es das Anſehen hat, auf beyden Seiten der Reihe Gebirge, welche ſüdwärts von **Popayan** herkommt und zwiſchen dem **Magdalenenfluſſe** und dem **Orenok** fortläuft, niedriger geworden iſt, ſo wird die Ueberſchwemmung der Inſel Atlantis,

lantis, von welcher Plato redet, eine weit größere Wahrſcheinlichkeit bekommen. Unſere Einbildungskraft wiederſetzt ſich, wenn wir uns ſo große Veränderungen in der äuſſern Geſtalt unſerer Erdkugel vorſtellen wollen, deren gegenwärtiger Zuſtand uns ſo dauerhaft ſcheinet. Aber wir müſſen hierin von den entfernteſten Zeiten nicht ſo ſchlechterdings aus der gegenwärtigen urtheilen. Die großen Veränderungen haben ihre Schranken. Es folget auf dieſelben allezeit ein Zuſtand des Gleichgewichts oder einer Ruhe, die von ihnen herrühret, und welche eine gewiſſe Dauer haben muß.

Der Weg von la Plata bis nach Honda iſt ziemlich eben. Er gehet durch verſchiedene kleine Ströme, welche ſich in den Magdalenenfluß ergießen. Dieſer nimmt auch auf der andern Seite verſchiedene Flüſſe zu ſich, inſonderheit den Bogota, welcher durch Santa-Fe fließt, und ſich in denſelben der Stadt Ibague gegen über ſtürzet, deren Lage ich bereits angemerkt habe. Der Bogota iſt ſchon zu Santa-Fe anſehnlich. Man würde vielleicht auf der ganzen Erde einen höhern Waſſerfall vergebens ſuchen, als derjenige iſt, welchen er 15 oder 16 Meilen unterhalb dieſer Stadt und ungefehr 8 Meilen von dem Magdalenenfluſſe in einem Orte namens Tequendama formirt. Ich bin verſichert, daß man vieles von den Nachrichten einiger Reiſebeſchreiber abkürzen müſſe, welchen es unbekannt geweſen iſt, daß man das Wort Meilen in Berechnung der Höhen nicht ſo leicht gebrauchen müſſe,

und

und daß Santa Fe kaum vierzehnhundert Klaftern über die Horizontallinie des Meers erhaben war. Dieſer Waſſerfall, wenn man davon aus den Höhen urtheilet, mit welchen man denſelben in der Nachbarſchaft vergleichet, muß zwey bis dreyhundert Klaftern hoch ſeyn, und das Waſſer fällt gerade herunter.

Man hat beſondere Brücken oder andere Mittel erdacht, um über alle dieſe Flüſſe ſo wohl als über die zwiſchen den Cordilleras befindlichen zu gehen, wenn man keine Fuhrten findet. Außer den ſteinernen Brücken, welche die Spanier an verſchiedenen Orten gebauet haben, giebt es noch viele andere, welche bloß aus großen von einem Ufer des Fluſſes zum andern ausgeſpannten Tauen beſtehen. Dieſe ſind aus Baumwurzeln gemacht und faſt ſo dicke als ein Schenkel. Es ſind allezeit zum wenigſten zwey, welche parallel, vier oder fünf Schuhe weit von einander liegen. Sie gehen über zween hölzerne Böcke, die man an jedem Ufer errichtet hat, und unten an dem einen dieſer Böcke ſiehet man eine horizontal liegende Spille oder Winde, um ſie damit ſtramm anzuziehen. Man legt auf dieſelbe Querhölzer und Faſchinen und ſpannet zur Seite etwas höher zwey andre Taue auf, welche ſtatt eines Geländers dienen. Man läſſet ſich ohne Gefahr über dieſe Art von Brücken gehen; wenn ſie aber beträchtlich lang ſind, wie ich dann dergleichen gefunden habe, ſo machen ſie durch ihre Schwere einen großen Bogen, und man kommt ſodann nicht ohne Beſchwerlichkeit darüber, weil ſie ſich beſtändig auf und

nieder bewegen. An andern Orten hat man die Sache mit weit geringern Koſten verrichtet. Man hat nämlich von dem einen Ufer des Fluſſes bis zum andern drey oder vier lederne Seile gezogen, die durch ihre Zuſammenfügung nur eines vorſtellen. Dieſen giebt man eine ſchiefe Neigung von 15 oder 16 Graden gegen das andere Ufer, und diejenigen, welche über den Strom ſetzen wollen, hängen ſich an eine Art von Rolle, die auf den ausgeſpannten Riemen ſchnell fortglitſchet. Die Geſchwindigkeit der Bewegung wird zuweilen ſo ſtark, daß die Rolle anfängt zu brennen, welche nur bloß aus einem Stücke Holz beſtehet, das durch Abſchneidung zweener Aeſte die Geſtalt einer Gabel bekommen hat. Der Reiſende muß ſich vor dem entzündeten Dampfe, der daraus gehet, wohl in Acht nehmen und ſein Geſicht davon entfernen. Wenn die Bewegung gar zu ſchnell wird, ſo ſtehet jemand am Ufer, der dieſelbe vermittelſt eines langen an die Rolle befeſtigten Seiles mäßiget. Will man von der andern Seite herüber, ſo ſuchet man weiter auf- oder unterwärts am Fluſſe eine Stelle, da das Ufer höher, als an der andern Seite iſt, und wo man eben eine ſolche Maſchine von Seilen, welche Tarabite genannt wird, errichtet hat.

Die Brücke, welche mir unter allen die ſonderbarſte zu ſeyn ſcheinet, iſt die über den Fluß de la Plata. Es war nicht möglich ſie aus einem zerbrechlichern Stoffe zu bauen und ihr dem ohngeachtet eine größere Feſtigkeit zu geben. Der Fluß de la Plata ergießt ſich in den Paes

und hernach in den Magdalenenfluß; er iſt ſo ſchnell, daß er große Steine mit ſich führt. Er iſt 110 bis 120 Fuß breit, und ſeine beyden Ufer ſind ſehr hoch. Dieſes iſt Urſache, daß man faſt keine andere Art von Brücken darüber bauen konnte. Man hat ſich demnach des großen Schilfs bedienet, deſſen ich ſchon zu verſchiedenen mahlen erwehnet habe, um dieſem Mangel abzuhelfen. Man hat verſchiedene derſelben an den Enden zuſammen gebunden, und aus zwo Reihen auf dieſe Weiſe verknüpfter Rohrſtangen, welche parallel vier oder fünf Schuhe von einander liegen, hat man einen großen Bogen gemacht, welcher von einem Ufer des Fluſſes zum andern gehet. Quer über dieſen Bogen hat man die Stämme von dem Schilfe gelegt, welche ſtatt der Stuffen dienen; denn man muß über 30 Schuh herauf ſteigen, um auf die Höhe des Schwibbogens zu kommen, und man gehet hernach auf der andern Seite wieder herunter. Zwo andere Reihen von Rohrſtangen machen ein Geländer aus; und da das Werk von der Winde leicht umgeworfen werden, und durch ſeine eigene Stärke ſich nicht erhalten kann, ſo hat man es mit einer Gattung von Seilen befeſtiget, welche von der Höhe des Bogens nach verſchiedenen Stellen des Ufers herunter gehen; und dieſe Seile ſind ebenfalls etwas kleinere Rohrſtangen, die man an ihren Enden zuſammen gebunden hat.

Der Marmor iſt an den Ufern vieler von dieſen Flüſſen ſehr gemein. Man ſiehet daſelbſt auch Felſen von

Schieferſtein, und ich habe öfters Gelegenheit gehabt die große Verwandtſchaft zwiſchen dieſen beyden Arten von Steinen zu beobachten. Dieſe Anmerkungen hatte ich ſchon in den Cordilleras inſonderheit um Atapu und Sula unterhalb unſerer zu Senagoualap und Sachattian aufgeſteckten Zeichen gemacht. Die Marmor- und Schieferſteinfelſen ſtoßen daſelbſt oft zuſammen, und ich habe einige geſehen, die an einem Ende aus Schieferſtein und an dem andern aus vollkommenem Marmor beſtunden. So oft ein neuer mit dem Schieferſtein eine Verwandtſchaft habender Steinſaft dazu kommt, welcher die Blätter deſſelben verbindet, ſo macht er den ganzen Felſen dichter und härter; er wird alſo aus einem Schiefer- ein Marmorfels. Ein anderer Stein, der ſich gleichfalls in Blätter zertheilet und Schite genannt wird, iſt dieſer Verwandelung ebenfalls unterworfen. Zuweilen ſchließen ſich nicht nur bloß die Blätter an einander, ſondern es vereinigen ſich auch ganze Stücke von dieſem Steine zufälliger Weiſe. Wenn hernach an den ganzen Klumpen der grobe Sand und die Kieſelſteine von einem Flußwaſſer getrieben werden, und derſelbe dadurch eine gewiſſe Runde bekommt, die ihm beynahe die Geſtalt eines Cylinders giebt, ſo nimmt er völlig die Form des Stammes von einem Baume an, und zuweilen iſt es ſo gar ſchwer ihn davon zu unterſcheiden. Es that mir ſehr leid, daß ich einen von dergleichen Stämmen, welchen ich in einem Graben zwiſchen Guanacas und la Plata an dem Fuße eines Berges, namens Subida del

Fray-

Frayle, fand, nicht mit mir nehmen konnte. Dies war ein Stück Marmor, welches 20 Zolle in der Länge und 17 bis 18 im Durchſchnitt hatte. Man erkannte daran gleichſam Holzfäſerchen; auf der Fläche ſahe man Knorren von verſchiedenen Geſtalten, und die auswendige Beſchaffenheit des Stammes war ebenfalls geſchickt jemanden einen irrigen Begriff beyzubringen. Auf einer Seite war eine Vertiefung, welche einen hohlen Winkel machte, und auf der andern wieder heraus gieng. Ich wuſte eben ſo wenig als die übrigen Perſonen der Geſellſchaft, was ich davon denken ſollte. Ich konnte nicht eher etwas beſtimmen, als bis ich meine Augen auf andere Stücken Schite richtete, welche nahe dabey waren und anfiengen eben ein ſolches Anſehen zu bekommen, jedoch ſo, daß ſie einen noch nicht zum Irrthum verleiten konnten; denn ſie gaben mir im Gegentheil ein Licht von der Beſchaffenheit dieſes Stückes Marmor. Man ſagt, daß unter verſchiedenen Arten Holz ſich der Baum Gayac am leichteſten verſteinere. Man verſicherte mich, daß ich oberhalb Mompox in einem Flecken oder Dorfe Pueblo del Rey genannt ein Kreuz zu ſehen bekommen würde, an welchem der ganze obere Theil des Stammes noch von Holz, der untere aber wirklich aus Feuerſtein wäre, und viele Leute erzählten mir, daß ſie Feuer daraus geſchlagen hätten. Als ich an dieſen Ort kam, ward mir eben dieſes als eine gewiſſe Wahrheit geſagt; allein man fügte hinzu, daß das Kreuz vor 6 oder 7 Jahren bey einem ungewöhnlichen Anwachſe des Waſſers in den Fluß gefallen wäre.

Ich

Ich will nur etwas weniges von den Thieren und Ungeziefern erwehnen, welche man in den hieſigen Ländern antrifft, und welche beynahe faſt eben diejenigen ſind, die ſich auf der andern Seite der Cordilleras befinden. Es giebt in dem Fluſſe Crocodillen von 18 bis 20 Fuß in der Länge, welche die Menſchen eben nicht angreifen, außer wenn ſie von ungefähr ſchon Menſchenfleiſch gefreſſen haben. Ich ſahe, daß ſie allezeit die Flucht nahmen, wenn ſie an dem Ufer lagen, und ich mich demſelben näherte. Was einem in dieſem Lande am ſonderbarſten ſcheinet, iſt eine Art von Spinnen, welche man in den Wegen findet, und davor man ſich ungemein zu fürchten hätte, wenn alles, was man davon erzählet, wahr wäre. Alle Leute ſtimmen indeſſen in den Erzählungen von denſelben überein, eben ſo wie die Reiſebeſchreiber, die ihrer Erwehnung thun. Dieſe Spinnen, welche ſo groß als die unſrigen ſind, liegen insgemein unter Steinen verſteckt. Sie ſpinnen ein weißes und ſehr feines Gewebe, und durch daſſelbe werden ſie gemeiniglich entdeckt. Sie haben eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe; allein auf dem Bauche ſehen ſie anders aus, und derſelbe iſt ganz roth bis auf ungefähr fünf ſchwarze Flecken, welche man auf dem oberſten Theile wahrnimmt. Das Gift dieſes Ungeziefers, welches man Coya nennet, iſt tödtlich und deſſen Wirkung ſo heftig, daß es durch die Schweißlöcher der Haut dringet. So gar Pferde und Ochſen ſterben, wenn man eine dergleichen Spinne auf ihnen zerdrücket. Jedoch ſind unſre Fußſohlen und Hände inwendig ſo dicke,

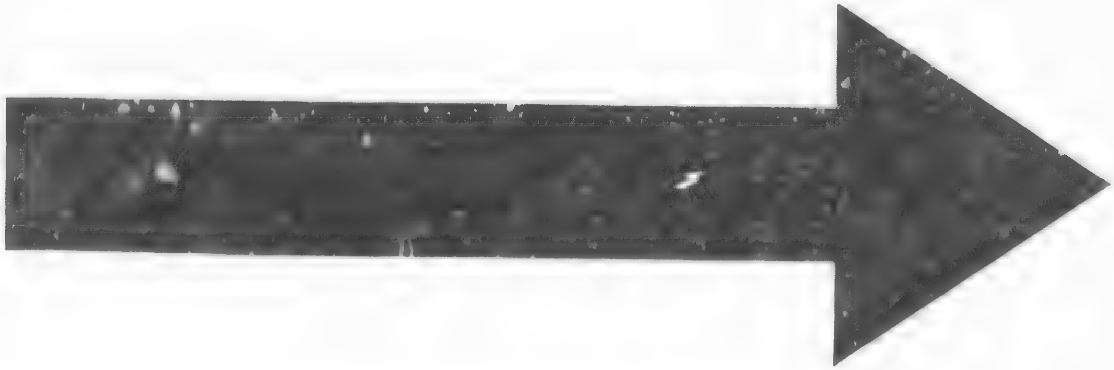
daß das Gift nicht dadurch dringen kann. In dem ganzen Lande, wo die Coyas gemein ſind, lebt man in beſtändiger Furcht: man hat weder bey Tage noch bey Nacht das Herz ein Ungeziefer, das einem etwa auf das Geſicht kommt, wegzujagen, weil man ſich immer vor der gefährlichen Spinne fürchtet, und weil man weiß, daß man dieſelbe ſehr leicht zerdrücken kann. Das Gegengift, wenn man es ſo nennen kann, iſt übrigens eben ſo erſchrecklich, ja vielleicht noch mehr, als das Gifte ſelbſt. Der Kranke muß ſich nackend auf die Erde legen; man bedeckt ihn ſodann mit einem Haufen Stroh und zündet daſſelbe an. Einige ſind weder von dem Gifte der Coya noch von dem Gebrauche der Arzney geſtorben; andere aber, die davon gekommen, ſind im Kopfe verrücket worden.

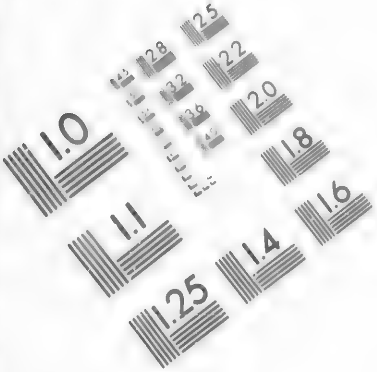
Man kann leicht denken, daß ich aus Neugierigkeit diejenigen von dieſen Umſtänden werde unterſuchet haben, womit man am leichteſten die Probe machen konnte. Da ich in der Nachbarſchaft eines kleinen Dorfes, namens Bacche, mich etwas aufzuhalten genöthiget ward, ſo ließ ich, wiewohl dieſes mir ſehr große Mühe koſtete, einige von dieſen Ungeziefern ſuchen, und man brachte mir zehen oder zwölfe derſelben. Ich ließ ein Huhn unter der Bruſt abrupfen, und einer jungen Ziege anf dem Rücken das Haar abſcheren. Das ganze Dorf lief zuſammen, und mehr als zwanzig Perſonen wollten die Erfahrung mit anſehen. Es befand ſich auch darunter einer von den reichſten Einwohnern zu Popayan, namens Don Joseph Tenorio,

welcher nach Carthagena reiſete und Statthalter der Provinz Choco geweſen war. Man wuſte nicht, ob das Huhn davon ſterben würde, weil die Hühner öfters die Coyas verſchlucken, ohne das geringſte Ungemach darnach zu empfinden; Aber was die junge Ziege betrifft, ſo ſollte ſie in weniger als einer Stunde und vielleicht auf der Stelle nach einigen Convulſionen ſterben. Die beyden Verſuche wurden um 3 Uhr nachmittags angeſtellet. Dem ohngeachtet ſahe ich den folgenden Morgen um 10 Uhr, als ich abreiſete, daß das Huhn und die Ziege, die beyde an einen Pfahl gebunden waren, mit großer Begierde fraßen. Ich erſuchte den Don Joſeph Tenorio, mit dem ich zu Honda wieder zuſammen kommen ſollte, andere Verſuche anzuſtellen. Er gab mir beynahe einen Monat hernach auch wirklich Nachricht davon; allein ich hatte ſchon eine andere Probe mit einer mir zugehörigen Mauleſelin gemacht, die eben denſelben Erfolg hatte. Man zerdrückte viele Coyas an verſchiedenen Stellen ihres Halſes und Rückens, nachdem man zuvor das Haar davon abgeſchoren hatte; man zerquetſchte ſo gar eine auf einer Wunde, und alles dieſes that ihr keinen Schaden.

Ich kann nicht eine gleiche Gewährleiſtung von der beſondern Begebenheit thun, welche ich erzählen werde, und es thut mir leid, daß ich die Wahrheit derſelben nicht habe unterſuchen können. Der Pater Gumilla, ein frommer und eifriger Miſſionarius aus dem Jeſuiterorden, redet davon in der Beſchreibung, die er von dem Orenok herausgegeben

gegeben hat. Man findet in den unterſten Gegenden des Magdalenenfluſſes und noch mehr gegen den Orenok eine ſehr gefährliche Schlange, die zu der Gattung der Blindſchleichen gehöret. Man nannte ſie zu Mompox Tatacua. Die Gelenke in ihrem Rückgrade ſind auf eine beſondere Art zuſammen gefüget, die mir von der ganz unterſchieden zu ſeyn ſchiene, welche man an dem Aale wahrnimmt. Dieſe Schlange kriecht auch ganz anders als die andern. Sie gehet von der Seite und hilft ſich dabey immer mit dem Kopfe und Schwanze fort. Wenn man ſie an den Aſt eines Baums bindet und ſie trocknen läſſet, oder auch, wenn man ſie in einen Schorſtein hänget, ſo kann man zehen bis zwölf Jahre hernach ſie, wenn man will, wieder zum Leben bringen. Man darf ſie nur in ein ſchlammigtes Waſſer, worauf die Sonne ſcheinet, werfen und ſie etliche Tage darin liegen laſſen. Die Sache iſt mir von vielen Leuten bezeuget worden, welche, wie ſie ſagten, Augenzeugen dabey geweſen waren, inſonderheit von einem Franzöſiſchen Wundarzte, namens Granchamp, der zu Mompox wohnhaft war. Unterdeſſen will ich ſie nicht als eine Gewißheit ausgeben; alle dieſe Perſonen haben ſich betrügen können. Allein wenn die Sache wahr wäre, ſo würde des Herrn Descartes Meynung von der Seele der Thiere dadurch erwieſen werden können. Die Thiere würden gewiß Maſchinen ſeyn, weil wir in gewiſſen Fällen das Mittel hätten dieſelben, um ſo zu reden, wieder aufzuziehen oder ihnen eine neue le-





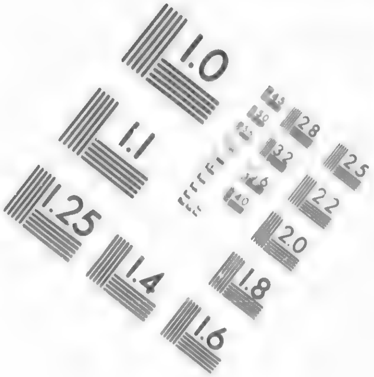
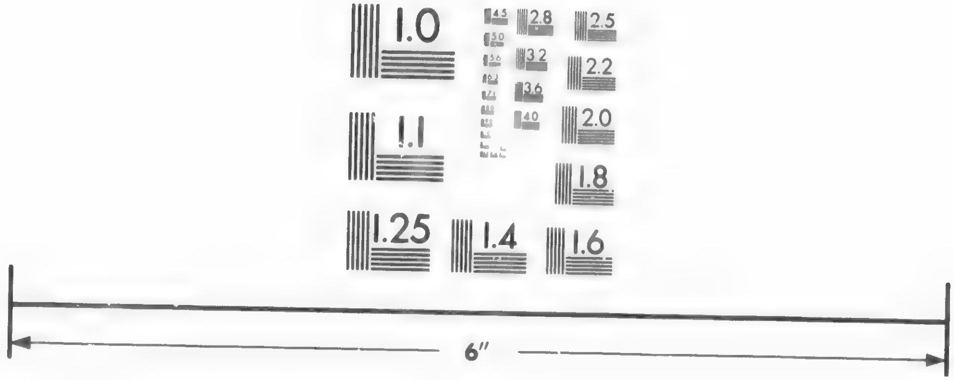
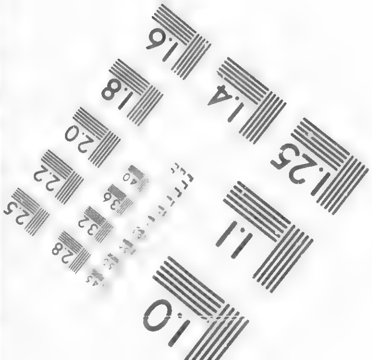
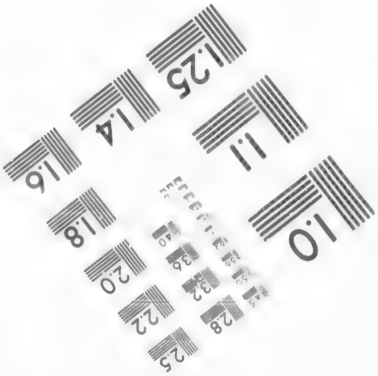


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

bendige Bewegung zu geben, nachdem der Tod dieſelbe gänzlich aufgehoben hatte.

Das fünfte Capitel.

Von den Einwohnern in Peru und ihren Sitten.

Wenn man in dem Lande ſo viele natürliche Merkwürdigkeiten antrifft, ſo ſind die Sitten und Gewohnheiten der dortigen Völker unſerer Aufmerkſamkeit nicht weniger würdig, und könnten mir Stoff zu einer ſehr langen Beſchreibung geben. Man weiß, daß dieſes Land von den Spaniern, welche es erobert haben, und von den Indianern, welche die alten Einwohner deſſelben ſind, bewohnet wird. Dieſe ſind von den andern Leuten nicht unterſchieden, die man unter dem Namen der Wilden oder der Caraiben kennet. Weil der heiße und die kalten Erdſtriche in Peru gleichſam vermiſchet ſind, ſo daß man nur in die Gebirge oder wieder aus denſelben gehen darf, wenn man Länder finden will, die weit mehr von einander unterſchieden ſind, als wenn man ganz Europa durchreiſete; ſo muß dieſer ungemein große Unterſcheid auch unfehlbar eine Verſchiedenheit in ihren Gebräuchen und ſogar in ihren natürlichen Neigungen zuwege bringen. Der große Zwiſchenraum, welcher die beyden Welten von einander ſcheidet und die Gemeinſchaft ſchwer macht, muß auch merkliche Wirkungen hervorbringen. Es iſt leicht zu urtheilen, daß,

wenn

wenn die Liebe zu ſeiner Nation in dem Spaniſchen America, ſo wie ſonſt allenthalben, ſehr weit getrieben wird, und daß, wenn ſie, wie es billig iſt, ſo gar gute Bürger machet, man daſelbſt dennoch, inſonderheit in den entfernteſten Ländern einſamer und abgeſonderter iſt. Man ſiehet daſelbſt in einer gar zu großen Entfernung alle die verſchiedenen Angelegenheiten Europens, als daß dieſe Liebe ihre rechtmäßige Grenzen überſchreiten und bis zu einer Ausſchweifung gehen könne, welche daraus ein Laſter macht, indem ſie uns eine Feindſchaft gegen alle Menſchen, die nicht unſre Landsleute ſind, einflößet. Dies iſt der Ort, wo man die Gaſtfreyheit am beſten ausübet. Gleichwie man dort bey der Quelle der Reichthümer iſt, alſo ſiehet man ſie mit mehrerer Gleichgültigkeit an, und die Armuth wird daſelbſt für ein geringeres Uebel gehalten. Die jungen Leute, welche aus Europa dahin reiſen, werden daſelbſt auf das freundlichſte aufgenommen; man empfängt ſie als alte Freunde oder als Brüder. Man ſorgt für ihr Glücke; ſie finden faſt allezeit Gelegenheit ſich daſelbſt auf eine vortheilhafte Weiſe niederzulaſſen; und man frägt nicht einmahl ſo genau nach, woher ſie kommen, und ob ſie eine gute Erziehung gehabt haben. Die gröſte Schande in dieſem Lande beſtehet darin, wenn man von vermiſchtem Geblüte iſt: Allein es wird keine Unterſuchung in Anſehung eines Menſchen angeſtellet, welcher über das Meer geſeegelt iſt und nicht aus Africa kommt. Dieſes macht für ihn einen genugſamen Beweis aus, daß er wirklich von

weißer

weißer Art iſt, und von dem Augenblicke an iſt er allenthalben wohl angeſehen. Es ſind alſo gleichſam zwo Gattungen Spanier in America. Man nennet alle diejenigen Chapetons, die in Europa gebohren ſind. Die andern heiſſen Creolen, welche oft von denenjenigen herſtammen, die vor mehr als zweyhundert Jahren zur Zeit der Eroberung in dieſes Land gekommen ſind. Man findet daſelbſt jüngere Söhne aus den beſten Häuſern in Spanien, und dieſe beſitzen dort noch größere Güter, zum wenigſten in Ländereyen. Sie ſind gemeiniglich in ihrer erſten Jugend wohl erzogen worden; ihre Gemüthsbeſchaffenheit iſt aufrichtig, und es iſt mit ihnen gut umzugehen.

Was die Indianer betrifft, ſo muß man meiner Meynung nach in Anſehung ihrer einen Unterſcheid machen. Einige leben unten einſam in ihren Wäldern, worin ſie gleichſam kleine Republiken ausmachen, die von ihrem Pfarrer, der ein Spanier iſt, und von ihrem Statthalter, welchem einige andre Indianer als Gehülfen und Officiere zugeordnet ſind, regieret werden. Man kann bey ihnen leicht wahrnehmen, daß ſie alle etwas zu wenig Lebhaftigkeit haben. Wenn man ſonſt oft geglaubt hat, daß die große Hitze die Einbildungskraft ſtärker machte, ſo verhält ſich dieſes in ihrem Betrachte ganz anders; denn ſie iſt bey ihnen ſehr matt und träge. Wenn ſie eine Arbeit vornehmen, ſo beſtehet alles, was ſie thun, in der Nachahmung. Denn ihre Geſchicklichkeit erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß ſie ſelbſt was neues hervorbringen könnten, und

eben

eben derſelbe Fehler zeiget ſich in ihren Reden und in allen ihren Verrichtungen. Sie leben alle in einer ſo großen Einigkeit, als ſie in einer vollkommenen Unſchuld zu leben ſcheinen. Sie ſind angenehme, ehrliche Leute und gar keines Miſtrauens fähig; ja es fället ihnen nicht einmahl ein, daß man die Abſicht haben könne ſie zu hintergehen. Ihre Hausthüren ſtehen immer offen, ob ſie gleich daſelbſt Baumwolle, Kürbisflaſchen, Pito, welches eine Art von Aloe iſt, daraus ſie Garn machen, und einige andere Waaren, womit ſie oft Handel treiben, liegen haben. Wegen der großen Hitze müſſen ſie faſt nackend gehen; ſie färben ſich gemeiniglich mit dem Roucou roth und ſuchen darin einen beſondern Putz; anſtatt ſich über und über anzuſtreichen, bemahlen ſie ſich nur ſtreifenweiſe und und ſogar auch in dem Geſichte. Dieſen Gebrauch ſcheinen ſie ſeinem Urſprunge nach als ein Mittel angeſehen zu haben, um ſich wider das Stechen gewiſſer Arten von Mücken, Maringoinen oder Muſtiken genannt, zu ſchützen. Eben dieſe Indianer wiſſen mit allen Handwerken, deren ſie nöthig haben, ſelbſt umzugehen; ſie ſind Zimmerleute und die Baumeiſter ihrer Häuſer, ſie machen ihre Pirogen, ſie ſind auch Weber. Wenn ganz große Gebäude aufgeführet werden ſollen, ſo pflegen ſie ſich dabey gemeinſchaftliche Hülfe zu leiſten: Ein Indianer bittet alle andere aus der umliegenden Gegend zu ſich, und thut nichts weiter, als daß er ſie gut bewirthet. So groß das Haus auch immer ſeyn mag, (denn in gewiſſen Oertern wohnen drey oder vier beſonde-

re Familien unter einem Dache, wo jede einen Platz von etlichen Schuhen inne hat,) ſo wird es doch denſelben Tag, und zuweilen wohl nach einer Arbeit von einer oder zwoen Stunden fertig.

Ihr Zuſtand iſt indeſſen ganz glücklich; ſie leben allein, oder ohne Fremde unter ſich zu haben, die ſie plagen könnten. Nebſt den Erdgewächſen, daran es ihnen niemahls fehlet, können ſie auch durch die Jagd und Fiſcherey ihren Unterhalt reichlich finden. Das Wild erlegen ſie entweder mit Pfeilen, die zuweilen vergiftet ſind, oder mit Kugeln von Thon, die ſie durch Blaſeröhre ſchießen; und was die Fiſcherey betrifft, ſo iſt ihnen dieſelbe um ſo viel leichter, weil die Fiſche ſich dort in großer Menge befinden, indem die Ströme hier nicht mehr einen ſo ſtarken Schuß haben, als oben, allwo ſie überaus ſchnell laufen. Obgleich die Indianer, welche noch nicht unter das Joch gebracht ſind, und welche man die kriegeriſchen nennet, ſelbſt in den Ländern, wohin ſie von einer Zeit zur andern ihre Streifereyen treiben, faſt unbekannt ſind: ſo weiß man doch, daß ſie in ihrer Lebensart denen andern ſehr gleich kommen; die ähnliche Beſchaffenheit der Länder hat auch eine Gleichheit in ihren Gebräuchen veranlaſſen müſſen.

Im übrigen wiſſen wir nicht, ob man ſich in Anſehung dieſer Völker nothwendiger Weiſe auch die Schwierigkeit vorzuſtellen habe, die einem in Anſehung der Mohren ſo viel zu ſchaffen machen kann. Dieſelben ſind dem Anſehen nach nur dadurch von uns unterſchieden, daß ſie

in einem von dem unſrigen ganz unterſchiedenen Himmelsſtriche wohnen, als welches durch die Länge der Zeit ſehr merkliche Wirkungen hervorgebracht hat. Wenigſtens bin ich verſichert, daß man ihre faſt kupferrothe Farbe, die nicht von dem Anſtreichen herrühret und ihnen, wie man insgemein glaubt, natürlich iſt, nur als einen zufälligen Unterſcheid anzuſehen habe. Ich habe Gelegenheit gehabt anzumerken, daß diejenigen, welche gleich unter den Cordilleras auf der weſtlichen Seite oder an der Südſee wohnen, beynahe eben ſo weiß ſind, als wir. Dieſe ſind einer heftigen und beſtändigen Sonnenhitze nicht ſo wie die andern bloßgeſtellet; ſie bringen vielmehr ihre Lebenszeit in einem Lande zu, wo eine ſo vollkommene Windſtille herrſchet, daß ſie auch niemahls durch die geringſte Bewegung der Luft unterbrochen wird: denn die Gebirge ſchützen ſie gegen den anhaltenden Oſtwind, der faſt eine Meile hoch über ihren Kopf ſtreichen muß. Wenn man ſich von den Cordilleras weiter gegen die Küſte wendet, ſo hat es ſchon nicht mehr die Bewandtniß; man empfindet dort den Wind, und die Indianer haben auch wieder ihre Kupferfarbe. Es iſt wahr, wenn die Fleiſchfarbe der erſtern keinen Unterſcheid zwiſchen ihnen und uns zu machen ſcheinet, ſo unterſcheiden ſie ſich doch dadurch, daß ſie weder einen Bart noch Haare auf der Bruſt oder ſonſt an einem Theile des Leibes haben, und inſonderheit daß ihr Haupthaar ſehr lang iſt; denn ſie haben durchgehends dicke, ſchwarze, gerade und ſehr ſtarke Haare. Allein wenn man zugiebt,

daß ihre Farbe, die überhaupt ſo ſehr von der unſrigen unterſchieden iſt, von der Beſchaffenheit des Himmelsſtriches oder von der ſtarken Wirkung der Luſt, wozu der Mangel der Kleidung Gelegenheit giebt, herrühre; ſo läſſet ſich allenfalls muthmaßen, daß auch die andern Umſtände, worin ſich ein Unterſcheid äußert, beynahe eben den Grund haben.

Der Zuſtand der Indianer, die oben in den Cordilleras wohnen, iſt nicht eben ſo beſchaffen, und ſie ſind auch ganz andere Leute als die vorigen. Bey ihnen ſind ſo viele böſe Eigenſchaften, als gute bey den andern anzutreffen, wenn man ſie als Bürger oder als Glieder der Geſellſchaft betrachtet, denn außerdem ſind ſie nicht im Stande böſes zu thun. Sie ſind ungemein faul und tumm; ſie können ganze Tage auf einer Stelle zubringen und auf ihren Ferſen ſitzen ohne ſich zu regen oder ein Wort zu ſprechen. In den Städten dienen ſie als Hausgeſinde, und auf dem Lande gebraucht man ſie zur Feldarbeit. Die Kleidung, die man ihnen giebt, nebſt dem Zugemüſe und Getreyde, das ſie auf dem Lande zu ihrem Unterhalte bekommen, wird ihnen als ein Theil des Lohns angerechnet. Wenn ſie heirathen, belaufen ſich die Gebühren des Pfarrers ſehr hoch, ſo wohl als die Begräbnißkoſten, wenn aus ihrer kleinen Familie jemand ſtirbt. Daher kommt es, daß ſie niemahls etwas im Vermögen haben und ihren Herrn faſt immerzu ſchuldig ſind, bey welchen Umſtänden ihre Faulheit merklich zunimmt. Es iſt nicht auszuſprechen, was ſie für eine große Gleichgültigkeit in Anſehung der

Reichthümer, ja ſelbſt aller ihrer Bequemlichkeiten von ſich blicken laſſen, vielleicht weil ſie merken, daß es ihnen doch zu nichts helfen würde, wenn ſie ſich darum bemüheten. Außerdem daß ſie ſich gern in einer gewiſſen Art Bier, welches ſie aus Indianiſchem Korne machen, voll trinken, ſtellen ſie gleichſam eine große Secte von Stoiſchen oder vielmehr Cyniſchen Weltweiſen vor. Man weiß oft nicht, wenn man von ihnen einen Dienſt begehret, durch was für Bewegungsgründe man ſie dazu bringen ſoll. Man bietet ihnen vergebens einige Stücke Geld an. Denn ſie ſagen, daß ſie nicht hungrig ſind. Es muß ſich demnach keiner wundern, daß ſie die Taſchen in den Kleidern für was unnützes halten, und wenn man ſie endlich genöthiget hat ein kleines Stück Geld zu nehmen, ſo wiſſen ſie es nicht beſſer als in dem Munde zu verwahren.

Leinen Zeug oder Strümpfe dürfen ſie nicht tragen, und ihre Kleidung ſiehet jetzo nicht anders aus, als diejenige, welche vor alters bey ihnen im Gebrauch geweſen iſt. Sie beſtehet in einem kleinen Futterhemde ohne Ermeln, von Tuche das im Lande gemacht wird und reicht ihnen bis an die Knie. Ueber daſſelbe ziehen ſie oft ein anderes Stück Zeug an, welches nicht ſo weit als lang iſt, und in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf dadurch zu ſtecken; dieſer Ueberzug ſiehet faſt wie ein Meßgewand aus. In ihrer kleinen Hütte haben ſie nicht das geringſte Hausgeräthe. Sie legen ſich auf die Erde auf ein Fell nieder; zuweilen eſſen ſie ganze Jahre hindurch kein Fleiſch. Es

iſt wohl wahr, daß ſie oft etwas Feder- oder anderes Vieh aufziehen, aber dies geſchieht faſt allezeit, um ihren Pfarrer damit zu beſchenken; wenn ſie es ſelbſt verzehren, ſo geſchicht es nur in ganz außerordentlichen Fällen, dahin inſonderheit ein unter ihnen ſich begebender Todesfall gehöret. Die Freunde und Verwandten des Verſtorbenen kommen alsdenn eiligſt zuſammen, um ſich bey ihrem Wehklagen mit allem dem, was ſie der Kirche entziehen können, etwas zu gute zu thun: und dies Trauergelag währet ſo lange, bis daß ganz und gar nichts mehr übrig iſt.

Dem Anſehen nach haben diejenigen, die außer den Cordilleras wohnen, etwas mehr von ihren alten Sitten beybehalten, dahingegen die, welche ſich eben, wo das Land ungleich ſtärker bewohnet iſt, aufhalten, mehr die Wirkungen der Unterwürfigkeit empfunden haben. Aus ihrer Vermiſchung mit den Spaniern entſteht eine dritte Gattung von Menſchen, nämlich die Meſtizen, welche jetzo den gröſten Theil der Einwohner ausmachen, und gemeiniglich beyde Sprachen, nämlich die Spaniſche und die uralte Landesſprache, welche zur Zeit der Incas geredet ward, verſtehen. Dieſe Meſtizen, die faſt alle unehelich gebohren werden, ſind nicht mehr Spanier, als Indianer; indeſſen genießen ſie alle Vorrechte der erſtern, und werden in manchem Betrachte wirklich für Weiße gehalten. An natürlicher Geſchicklichkeit fehlet es ihnen nicht. Sie ſind es eben, die in den Städten alle die Künſte treiben, welche man in einem gemeinen Weſen nöthig hat, weil

die Spanier ſich darauf ganz und gar nicht legen. Unter den Leuten von allerley Stande, die aus Europa kommen, findet ſich nicht ein einziger, der ein Handwerk verſtünde oder ſich es zu ſagen getrauete. Dieſes kann zur Erläuterung desjenigen dienen, was ich oben als etwas unerhörtes von dem Zuſtande angemerket habe, worin ſich hier zu Lande die Künſte und ins beſondre der Ackerbau befinden.

Dieſe Meſtizen ſind es auch, deren Gewalt die Indianer am meiſten drücket; inzwiſchen hat die Spaniſche Regierung aus einer weiſen Vorſicht die kräftigſten Maßregeln ergriffen, um ſolchem Uebel zu wehren und dem armſeligen Reſte dieſer ſich immer vermindernden Indianer ihren Schutz angedeihen zu laſſen. Man hat geſucht ſie mit Auflegung gar zu harter Arbeit zu verſchonen; man hat in allen Städten gewiſſe Schutzvögte beſtellet, welche ſich ihrer von Amtswegen annehmen ſollen; ja man hat es ſo gar für beſſer gefunden ſie von der Gerichtbarkeit der Inquiſition ganz frey zu erklären, als dieſes Gericht zu nöthigen in Anſehung ihrer andere Regeln zu beobachten, wie diejenigen, welche ihm ſeine gewöhnliche Schärfe vorſchreibet; ſie ſtehen alſo nur unter der Zucht ihrer Biſchöfe oder Pfarrer. Aber wegen der weiten Entlegenheit der Oerter haben dieſe weiſen Anordnungen nicht allen den guten Erfolg, den ſie haben könnten, und daher befinden ſich die Indianer, überhaupt betrachtet, nirgends beſſer als in ihren Wäldern. Dieſes nebſt den andern Umſtänden

ſt ſonder Zweifel Urſache, daß unter denen, die in verſchiedenen Landſchaften wohnen, eine ſo geringe Aehnlichkeit wahrgenommen wird. Dem ohngeachtet muß man geſtehen, daß, wenn man ſie alle mit der vortrefflichen Abſchilderung, die einige Geſchichtſchreiber von ihnen machen, in Vergleichung ſtellt, man ſeinen eigenen Augen nicht trauen ſollte. Alles, was von ihrer natürlichen Geſchicklichkeit, von den unterſchiedenen Oertern, wo ſie ſich niedergelaſſen hatten, von ihren Geſetzen und ihrer bürgerlichen Verfaſſung berichtet wird, würde einem verdächtig vorkommen, wenn man das Zeugniß ſo vieler glaubwürdiger Schriftſteller verwerfen könnte, und wenn nicht außerdem noch ſo viele Denkmahle vorhanden wären, welche unwiderſprechlich beweiſen, daß man von dem uralten Zuſtande dieſer Völker nicht nach demjenigen, worin wir ſie jetzo ſehen, urtheilen müſſe.

Es iſt nicht zu begreifen, wie es ihnen möglich geweſen ſey die Mauren ihres Sonnentempels, von dem man zu Cusco noch die Ueberbleibſel ſiehet, aufzuführen; es ſind Steine dazu gebraucht, die 15 bis 16 Schuhe im Durchmeſſer haben, und wiewohl dieſelben roh und unbearbeitet ſind, ſo paſſen ſie doch ſo dichte auf einander, daß keine Lücke dazwiſchen bleibet. Wir haben viele von den verfallenen Gebäuden geſehen, welche ſie Tambos nannten und zu Lager- oder Vorrathshäuſern gebraucht wurden, wie denn auch die Incas auf ihren Reiſen darin einkehrten. Die Thore in ſelbigen ſind nicht breit, aber ſehr hoch, weil

ſich

ſich ihr Kayſer, wenn er ausgieng, allemahl von den vornehmſten Herren ſeines Hofes in einer Sänfte auf ihren Schultern tragen ließ. Ihre Mauren ſind zuweilen aus einer Gattung Granit gemacht, und die gehauenen Steine ſcheinen gegen einander gerieben zu ſeyn; ſo ungemein dicht ſchließen ſie zuſammen. In einem dieſer Tambos bemerkt man noch einige zur Auszierung angebrachte Thierköpfe, in deren durchbohrten Naſelöchern Ringe hängen, welche man darin herum drehen kann, ohnerachtet ſie mit dem Kopfe aus einem Steine gemacht ſind. Dieſe Gebäude lagen insgeſamt längſt dem prächtigen Wege, der in die Cordilleras von Cuſco nach Quito und gar noch weiter gieng. Er erſtreckte ſich faſt auf 400 Meilen, und wir ſind ſeinen Spuren gefolget. In unſerm 24ſten Triangel liegen die Ueberbleibſel einer alten Schanze, und um dieſelbe etwas abwärts einige Wachhäuſer nebſt verſchiedenen Gebäuden, die von einander abgeſondert waren, und in ziemlich guter Ordnung ſtunden. Ich ſage nichts von unterſchiedenen Feſtungswerken, die auf den Spitzen vieler Berge, beſonders dererjenigen, worauf wir unſre erſten Triangel errichteten, nach der Kunſt aufgeführet ſind, und welche den urſprünglichen Einwohnern des Landes zugeſchrieben werden müſſen, da ſie ihre Freyheit den andern von Cuſco gekommenen Indianern theuer verkauften. Huayana Capac führte dieſe letztern an, welcher damahls den kayſerlichen Thron noch nicht beſtiegen hatte, aber, wie ich ſchon geſagt habe, kurz vor Ueberkunft der Spanier wirk-

lich der zwölfte Kayſer in der Ordnung war. Aller Vermuthung nach müſſen die wegen ihrer Größe und Geſtalt erſtaunenswürdige Gräber, welche wir an einem Orte, namens Cochesqui fanden, in eben dieſelbe Zeit geſetzet werden. Es beſtehen dieſelben aus aufgeworfenen Erdhügeln, unter denen einige 40 Schuhe hoch, 70 Klaftern lang und 40 breit, auch mit überaus langen Gängen verſehen ſind, auf denen man, weil ſie allmählig herunter gehen, unvermerkt zu dieſen Gräbern gelanget. Es ſind deren 7 oder 8, und noch über 100, die eine ganz andere Geſtalt haben. Unſere Mittagslinie endiget ſich gegen Norden auf einem von dieſem Klumpen. Die Geſchichtſchreiber erwehnen eines Pallaſtes, den ſich die Jncas in eben der Gegend hätten bauen laſſen; man findet aber nicht die geringſten Spuren davon, dahingegen die Gräber, deren keiner gedacht hat, noch wirklich vorhanden ſind. Faſt alle alten Werke der Peruaner haben gleiches Schickſal erfahren müſſen: ſie ſind nur um ſo viel eher zerſtöret worden, je größer die Aufmerkſamkeit war, welche ſie auf ſich gezogen hatten. Ueberhaupt muß ich noch ſagen, daß man dergleichen Denkmahle nicht anſehen könne, ohne ſich von denenjenigen einen vortheilhaften Begriff zu machen, welche das Herz gehabt haben den Bau derſelben zu unternehmen und auszuführen.

Die Schranken, worin ich mich nothwendig halten muß, erlauben mir nicht mich in eine weitläuftigere Beſchreibung einzulaſſen. Ich verſpare die Anmerkungen, welche ich bey

Vergleichung der hiſtoriſchen Erzählungen von dem Lande mit den Oertern, wovon ſie handeln, gemacht habe, bis zu einer andern Zeit; ich werde mich auch allhier nur ganz kurz über dasjenige erklären, was ich ſo wohl von der Göttergeſchichte dieſer Völker, als von ihrem Urſprunge und verſchiedenen Wanderungen muthmaße. Mir kommt es ſehr glaublich vor, daß außer dem älteren Wege, welchen man nicht anders als über die Inſel Atlantis hat nehmen können, einige Schiffe in ſehr entfernten Zeiten nothwendig durch Stürme auf dieſe weit entlegene Küſten geworfen ſeyn müſſen, faſt eben ſo als es dem Steuermann ergangen ſeyn ſoll, welcher dem Colomb die erſte Kenntniß von America gegeben hat, und als wir noch andere dergleichen neue Exempel haben. Ja ich glaube zween verſchiedene ſehr merkliche Zeitpunkte dieſer alten Ueberfahrten, die nicht anders als zufällig haben ſeyn können, wahrzunehmen. Es muß ſehr vieles von ſo großen und ſo wenig bekannten Ländern zu ſagen ſeyn. Wenn man ſich auch nur begnügen wollte die Veränderungen allein anzumerken, welche die Verſchiedenheit der Umſtände bey der Spaniſchen Regierung in dieſen Ländern verurſacht hat, ſo könnte man gewiß verſichert ſeyn die Neugierigkeit der Leſer dadurch zu erregen. Alles, was einer Veränderung in dem äußerlichen der wahren Religion, die man daſelbſt bekennet, fähig iſt, muſte auch die Aufmerkſamkeit eines Fremden rühren, welcher alles zu unterſuchen bedacht war und dazu häufige Gelegenheit hatte. Aber ich muß mich erinnern, daß dieſe Erzählung nur bloß

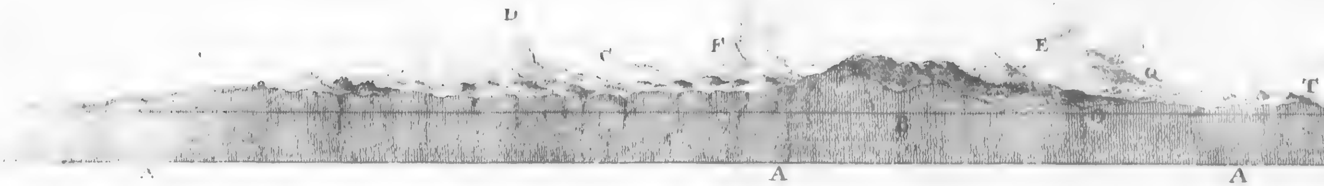
ein Entwurf iſt und es hier allein darauf ankommt eine richtige wiewohl mit einer groben Feder gemachte Abbildung des Landes zu geben, in welchem unſere Arbeiten verrichtet worden ſind.

Erklärung des Seiten-Abriſſes und der Auſſicht der Cordilleras in Peru in der Gegend von Quito.

Man muß ſich vorſtellen, daß ſich der Verticalplan, welcher die Cordilleras der Länge nach ſenkrecht durchſchneidet, ungefähr eine Meile nordwärts von Quito erſtrecke, und daß der Zuſchauer ſich nach Süden gekehret habe. Die Gebirge, die er zur Rechten hat, ſind die weſtlichen oder an der Seite der Südſee gelegenen, und die öſtliche Reihe, welche aus dem Antiſana, Chinchulagua, Cotopaxi, Tonguragua ꝛc beſtehen, iſt zur linken. Mitten zwiſchen dieſen beyden Reihen liegt der Theil der Landſchaft Quito, der am meiſten bewohnet wird, wie man auf der 36ſten und den folgenden Seiten geſagt hat, und wie die Karte von der Mittagslinie es bezeuget. Der Verticalplan, von dem wir reden, durchſchneidet beynahe gegen die Mitte die Auſſicht der zwo Reihen Gebirge, welche man unten vorgeſtellet hat. Es iſt übrigens augenſcheinlich, daß man in dieſem Seitenabriſſe die Berge allein ſehen müſſe, welche jenſeit des Verticalplans oder gegen Süden liegen. Die Auſſicht ſtellet die beyden Reihen Gebirge alſo vor, als wenn der Zuſchauer auf der Seite des ſtillen Meers ſtünde. Alſo iſt da die weſtliche Reihe am nächſten, und man entdeckt die andere oder die öſtliche nicht anders als über der erſteren. Man hat in dieſen zwoen Abbildungen eben dieſelben

ELCHE
DURCH
G
B
DER G
A

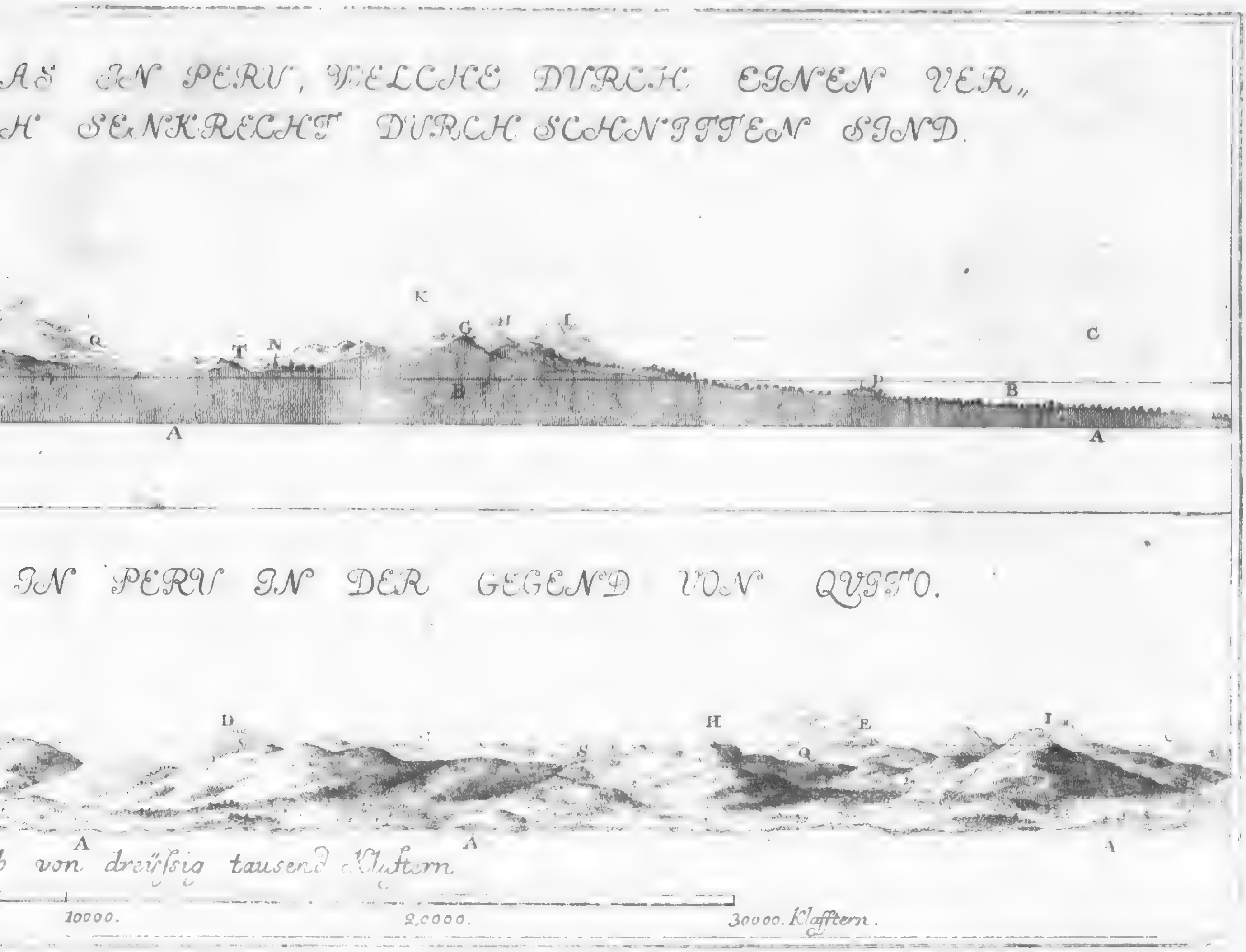
SEITEN ABRISS DER CORDILLERAS IN PER
[illegible] PLAN DER LÄNGE NACH SENKRE



AUSSICHT DER CORDILLERAS IN PERU

Maaſs_Stab von dreÿſsig ta

1 2 3 4 5000. 10000.


AS IN PERU, WELCHE DURCH EINEN VER„
H SENKRECHT DURCHSCHNITTEN SIND.
IN PERU IN DER GEGEND VON QUITO.
h von dreyſsig tausend Klaftern.
10000.
20000.
30000. Klaftern.

ſelben O
könnte d
die Auſſi
Mittags

Meers.

B
niedrigſte
nordliche

C
welche un
dem heiße

D
des vorig
len des N

E.

F
wann Na
großen S

G.
hatten.

H.
der höchſt
und wo da

I.
Horizonta
die Höhe

K.
tet hat, un
anziehende

L.

ſelben Oerter ſorgfältig mit einerley Buchſtaben bezeichnet Man könnte der Mühe überhoben ſeyn allhier zu wiederholen, daß die Ausſicht wenig mehr als den vierten Theil von der Länge der Mittagslinie in ſich begreift

Die Linie AAA. bezeichnet die Horizontallinie des Meers.

BBB Die Horizontallinie des Caraburu, welches der niedrigſte unter allen Standplätzen unſerer Mittagslinie und das nordliche Ende unſerer erſten Grundlinie iſt.

CCC. Die untere Grenze des Schnees in den Gebirgen, welche ungefähr 2440 Klaftern über der Fläche des Meers in dem heißen Erdſtriche erhaben iſt.

D. Antiſana, ein Volcan, welcher ſich gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts entzündete, und wo eine von den Quellen des Napo iſt

E. Cotopaxi, ein wirklich entzündeter Volcan.

F Tonguragua, ein Volcan, welcher noch dann und wann Rauch von ſich giebt und in den Jahren 1640 und 45 großen Schaden that.

G. Pichincha, auf welchem wir verſchiedene Zeichen hatten.

H. Der Coraſſon de Barionuevo oder Chouſſalong, der höchſte Berg, auf welchem zween Academiſten geſtiegen ſind, und wo das Barometer auf 15 Zolle $9\frac{1}{10}$ Linien ſtund.

I. Die zwo Spitzen des Iliniſſa, deſſen Höhe über der Horizontallinie des Meers man ſo gleich beſtimmt und darnach die Höhe der andern Berge berechnet hat.

K. Chimboraſſo, der höchſte Berg, den man beobachtet hat, und an deſſen ſüdlicher Seite man die Erfahrung mit der anziehenden Kraft angeſtellet hat.

L. Das Bette des Fluſſes Guaillabamba, wo er aus

den Cordilleras kommt und, nachdem er ſich mit dem Smaragdenfluſſe vereiniget, in das ſtille Meer fließet.

M. Cochesqui, ein Beobachtungsplatz an dem nordlichen Ende der Mittagslinie.

N. Die Stadt Quito.

O. Das Zeichen zu Oyambaro, als dem ſüdlichen Ende unſerer erſten Grundlinie.

P. Flecken Mindo, der außerhalb der Cordilleras und in der Provinz de las Esmeraldas liegt.

Q. Zeichen auf dem Cotopaxi, nach dem wir uns in unſerem ſechſten und ſiebenden Triangel richteten, und wo unſer Poſten durch den neuen Ausbruch des Volcans 1742 wie oben geſagt, ganz über den Haufen geworfen ward.

R. Zeichen zu Tanlagua auf der weſtlichen Reihe. Das Zeichen zu Pambamarca iſt gerade gegen über auf der andern Reihe, die dahinten liegt, und ſolches diente uns zur Spitze in dem dritten Winckel unſers erſten Triangels, welcher auf der Grundlinie zu Yaruqui errichtet war.

S. Zeichen, das dem Herrn Godin zu Verfertigung ſeiner beſondern Triangel dienete.

T. Zeichen zu Guapulo, welches der Herr Godin auch nur gebraucht hat.

Wenn man den Seitenabriß dieſer Gebirge betrachtet, und dasjenige lieſet, was ich von der Schwierigkeit dieſelben heran zu klettern geſaget habe, ſo wird man ſonder Zweifel wahrnehmen, daß man nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von dergleichen Gegenſtänden durch die Ausſicht eines Plans bekommt, in welchem man, wie man ſich hier zu thun bemühet hat, eine genaue Verhältniß zwiſchen allen Ausmeſſungen beobachtet. Ein auf dem Papiere vorgeſtellter abhängiger Ort ſcheinet nicht ſo ſteil zu ſeyn, als wenn man ihn in der Nähe auf der Erde ſiehet. Es iſt unmöglich einen Berg hinauf zu klettern, deſſen Seiten in

Anſehung des Horizonts eine ſchiefe Neigung von 36 bis 37 Gr. haben, wofern man ſich nicht an den Geſträuchen oder Kräutern halten kann, oder wenn die Felſen, woraus der Berg beſtehet, nicht gleichſam Stuffen abgeben. Ich bin von unſerm Zeichen auf dem Cotopaxi zweymahl bis zu der untern beſtändigen Grenze des Schnees hinauf geſtiegen. Er war eben ſo abhängig und ſteil; allein die Stücken von Bimſen- und calcinirten Steinen, auf welchen ich hinan ſtieg, gaben mir einen ſichern Tritt, wiewohl ſie oft nachgaben und ich zuweilen mehr zurück fiel als vorwärts kam. Ich brachte ungefähr fünf Viertelſtunden oder etwas mehr zu, um die 140 bis 150 Klaftern heran zu klettern, die wir uns unter der Grenze des Schnees befanden, und ich brauchte nicht mehr als 11 Minuten, als ich wieder herunter ſtieg. Ich muß noch eine andere Anmerkung machen, welche zwar eigentlich zu der vorigen nicht gehöret, deren Gegenſtand aber für uns weit wichtiger war, nämlich, daß wir ſehr glücklich geweſen ſind, daß die Cordilleras in Peru um die Mittellinie eine von dem Mittagszirkel wenig unterſchiedene Richtung hatten. Denn wenn ſie von demſelben 40 bis 50 Gr. abgewichen wäre, ſo hätten wir ihr nicht weiter folgen können, und unſere Ausmeſſungen würden uns unten in Wälder und moraſtige Länder, wo niemand hätte durchkommen können, geführet haben. Unſere Reiſe würde aller Wahrſcheinlichkeit nach vergeblich geweſen ſeyn; oder wir hätten wenigſtens unſere Triangel auf der Küſte errichten müſſen. Dieſes brachte ich in Vorſchlag, als wir zu Manta anlandeten, und vielleicht hätte es uns viele Zeit und Mühe erſparet.

ENDE.

in A

worin
in eine
dem L
den J
ihre
lä

Des

Herrn Diereville
Reiſe
nach
Portroyal
in Acadien oder Neu=Frankreich,

worin die verſchiedenen Bewegungen der See in einer langen Schiffahrt beſchrieben, und von dem Lande, der Beſchäfftigung der dort wohnenden Franzoſen, den Sitten der wilden Völker, ihrem Aberglauben und ihren Jagden hinlängliche Nachrichten, unter welchen ſich auch eine richtige Abhandlung von dem Biber befindet, gegeben werden.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vo

des Lebe
welches
Rheede
in welch
welchen
Der Sc
chen, zu
mich be
Ich gier
den, um
mich wa
von ſechs
ungeſtüm
ſauer.
merkte,
wären,
ten.

Beſchreibung einer Reiſe
nach
Portroyal in Acadien oder Neu-Frankreich.

Ich werde die Beſchreibung meiner Reiſe nach Portroyal in Acadien oder Neu Frankreich mit Erzählung eines Zufalls anfangen, der mir beynahe das Leben gekoſtet hätte, da ich in das Schiff ſteigen wollte, welches zu meiner Reiſe beſtimmet war. Es lag auf der Rheede vor Rochelle, über zwo Meilen von der Stadt, in welcher ich auf guten Wind zu meiner Abreiſe wartete, welchen wir den 20ſten Auguſt 1699 des Abends bekamen. Der Schiffshauptmann wollte ſich denſelben zu Nutze machen, zumahl es ſchon ſehr ſpät im Jahre war, und lieſs mich bey nächtlicher Flut mit einer Schalupe abholen. Ich gieng alſo aus Rochelle, wie die Thore geöffnet wurden, um den Damm zu erreichen, wo die Schalupe auf mich wartete und begab mich in dieſelbige; ſie ward zwar von ſechs ſtarken Matroſen geführet, allein weil die See allzu ungeſtüm war, ſo ward ihnen doch die Arbeit ungemein ſauer. Als der Hauptmann uns zu Geſichte bekam und merkte, daß wir nur noch eine Viertel Meile vom Schiffe wären, lieſs er um keine Zeit zu verlieren, die Ancker lichten. Mittlerweile daß er dieſes that, kamen wir immer

näher

näher und gelangten endlich ohne viele Mühe bey dem Schiffe an. Allein wir fanden die größeſte Schwierigkeit uns an daſſelbe zu legen, ob es ſich gleich nur hin und her bewegte. Die Wellen, die ſich immerzu zwiſchen dem Schiffe und der Schalupe erhoben, warfen uns beſtändig wieder zurück, wenn wir eben im Begriff waren uns an daſſelbe zu hängen; endlich erreichten wir dieſen Zweck, ſahen uns aber dadurch nicht ſonderlich gebeſſert: denn die Bewegungen, welche das Schiff und die Schalupe machten, ließen uns nicht ſo viel Zeit, daß wir die Leiter hinauf ſteigen konnten. Der Hauptmann, welcher wohl einſahe, daß es mir als einem unverſuchten Seemanne am ſchwerſten fallen würde, gab allen Matroſen in der Schalupe Befehl nicht eher aus derſelben zu gehen, als bis ich in das Schiff gelanget wäre. Ein jeder ſanne alſo nur darauf, wie ich es am füglichſten anfangen mögte, und ich ſelbſt ließ mir ſolches angelegen ſeyn, weil ich gewiß keine Luſt hatte länger da zu bleiben. Der Hauptmann glaubte es am beſten getroffen zu haben, indem er mir ein Seil zuwarf, welches ich ſogleich ergriff und überaus feſt hielt, damit es mir nicht wieder entwiſchen mögte. Solchergeſtalt ſtieg ich auf den Bord der Schalupe; ich hate aber kaum meine Füße darauf geſtellet, als mich eine Welle wieder herunter ſtieß; jedoch blieb ich an dem Seile hängen, wiewohl es mir höchſt beſchwerlich fiel und ich die Gefahr von einer Welle fortgeriſſen zu werden vor Augen ſahe, indem meine Füße das Waſſer berühreten. Inzwiſchen faſſete ich mich und

war

war ernſtlich auf meine Errettung aus dieſen gefährlichen Umſtänden bedacht: ich ward ein kleines Ende von einem Brette gewahr, gegen welches ich den einen Fuß ſtellete und hiedurch einen feſten Stand bekam. Ich kletterte alſo mittelſt meiner Arme längſt dem Seile heran, und kam anderen mir zu Hülfe ausgeſtreckten Händen bald ſo nahe, daß ſie mich erreichen und vollends aus der Gefahr herauf ziehen konnten.

Den in der Schalupe zurückgebliebenen Matroſen ward es nicht weniger beſchwerlich als mir aus derſelben zu kommen; ich war nun außer aller Furcht und ſahe mit Vergnügen, daß auch die allerhurtigſten Bootsleute an den Maſtleitern mit eben ſo vieler Mühe hinauf kletterten, als ich an einem einzelnen Seile gethan hatte. Wie ich mich auf der Decke des Schiffes und mit der Mannſchaft deſſelben, die aus zwey und zwanzig Perſonen beſtand, umgeben ſahe, glaubte ich ſicher genug zu ſeyn und dachte nur auf eine Beſchreibung dieſer überſtandenen Gefahr.

Nachdem man ſich ganz ſegelfertig gemacht hatte, lavirten wir, um die Höhe zu gewinnen. Der ganze Tag aber gieng vergebens darüber hin: denn weil uns der Wind zuwieder war, ſo konnten wir nicht durch die zwiſchen den Inſeln Oleron und Re befindliche Meerenge kommen; ſondern wir waren vielmehr genöthiget zurück zu gehen und an eben demſelben Orte, wo wir des Morgens abgeſegelt waren, des Abends wieder Anker zu werfen. Die Nacht brachte ich hier ziemlich ruhig zu; jedoch war mir das Getöſe des Steuerruders

verdrießlich, und ich ſchlief freylich in dem Schiffe nicht ſo bequem, als ich es in meiner Kammer zu Rochelle gewohnt war. Mit anbrechendem Tage gieng man wieder unter Segel, weil der Wind ziemlich günſtig war. Wir kamen auch in weniger denn drey Stunden weiter, als wir den ganzen vorhergehenden Tag gethan hatten, und das Land verlohr ſich gar bald aus unſerm Geſichte.

Der Wind ward gegen Abend beſſer und allmählig ſtärker, daher die See die ganze Nacht hindurch ziemlich tobete; die Matroſen hatten dabey das meiſte auszuſtehen; aber ich empfand nichts davon und ſchlief in guter Ruhe, bis der Tag anbrach. Da vereinigte ſich ein anhaltender überaus heftiger Regen mit einem gewaltigen Sturme, welche ihre Wut gleichſam um die Wette ausübeten. Wir hielten uns eine geraume Zeit, und weil wir endlich ſahen, daß alle Mühe vergebens ſeyn würde, ſo machten wir Anſtalt in Isle-Dieu einzulaufen, deren Name uns eine ſichere Freyſtatt zu verſprechen ſchien.

In dieſen verwirreten Umſtänden ereignete ſich noch ein anderer Zufall, von welchem mehr zu befürchten war: es wurde ein Schiff durch die Gewalt des Sturmes gerade auf das unſrige getrieben, und beyde waren in Gefahr gegen einander zu zerſcheitern. Allein unſer Hauptmann, der ſein Handwerk verſtund, ließ zu rechter Zeit eine ſo gute Wendung machen, daß er dem andern Schiffe auswich, und hielte ohngeachtet des ſtürmiſchen Wetters noch immer die See. Er that hieran auch nicht übel, weil der Wind ſich

nach

nach einer Stunde zu unſerm Vortheil änderte. So muß man ſich durch dergleichen wiedrige Fälle nicht abſchrecken laſſen. Denn je größer der Sturm iſt, deſto eher verwandelt er ſich in eine ſanfte Meerſtille. Wir erfuhren es in der That, und da der Wind den Tag hindurch ziemlich gut blieb, ruheten ſich die Matroſen wieder von der ausgeſtandenen Arbeit aus. In der Nacht hatten wir nicht weniger gutes Wetter, und die Mannſchaft, welche die Wache verrichtete, vertrieb ſich nur die Zeit mit Tabackrauchen und ſcherzen, weil man nichts wiedriges beſorgte. Eben dieſes Wetter hielt auch den folgenden Tag an, und wir hatten wenig Wind, wobey für uns nur das allerverdrieß=lichſte war, daß wir ſehr langſam ſegelten. Zween bis drey Tage verlieſen ohne daß der Wind ſtärker wehete und die Luft war ganz kühle; auf der See aber iſt eine große Windſtille eben ſo beſchwerlich, als ein großer Sturm, und ein Seefahrer ſiehet am liebſten, wenn das Wetter die Mittelmaße hält. Man hörete kaum das Waſſer rauſchen, alles reizete uns zum Schlafe, welchen ich auch ungeſtört genoß, indem ich von den Wellen gleichſam gewieget ward. Als ich wieder erwachte, verließ ich meine Schlafſtelle und begab mich oben auf das Schiff, wo ich eine Pfeife Taback rauchte und in meinen Gedanken den Ritter Bart vorſtellete. Dieſes that ich nur, um die Zeit hinzubringen und mich als einen rechten Seemann anzuſtellen, indem wohl kein Schiffjunge war, der es nicht beſſer verſtund, als ich. So wenig ich indeſſen auch im Tobackrauchen geübet war,

ſo hatte ich doch dabey meine Einfälle, als welche der Dampf dieſes Indianiſchen Krautes insgemein zu verurſachen pfleget, und ich richtete meine Gedanken auf dasjenige, was unter den Fiſchen geſchah: ich bemerkte, daß es bey ihnen eben ſo als bey den vernünftigen Erdbürgern zugieng; die großen verfolgten die kleinen; keiner aber wollte an unſere auf einem ſehr hellen Waſſer ſchwimmende Angeln beißen. Das Spiel iſt für mich ein ſehr ſchlechter Zeitvertreib. Inzwiſchen wuſte ich ſelbſt nicht, was ich anfangen ſollte. Des Bücherleſens wird man endlich auch überdrüßig; und das Gemüthe will bey ſolchen Beſchäfftigungen einige Ruhe, gleichwie der Leib bey ſeiner Arbeit haben.

Nachdem wir während einer ſo großen Meerſtille kaum von der Stell gekommen waren, ſo erhob ſich der Wind ein wenig und w[illegible]d uns ſo günſtig, daß wir das verſäumte bald wieder einholeten. Unſer Schiff gieng gleichſam im Fluge, und man konnte kaum die Suppe auf dem Tiſche behalten: wir tröſteten uns inzwiſchen damit, daß wir den Wind gerade im Rücken hatten.

Bey ſo günſtigem Wetter ließen ſich die Germonen häufig an unſern Angelſchnüren fangen; dieſes iſt ein überaus ſchmackhafter Fiſch, der an Güte dem Lachſe faſt nichts nachgiebet; er ſiehet ihm auch ziemlich ähnlich, außer daß er dicker und kürzer iſt, auch längere Floßfedern hat. Der [illegible] ihn mit unſern Angeln z[illegible]ngen folgte bald das weſentliche Vergnügen ihn auf verſchiedene Art zugerichtet

zu eſſen. Er bewegte ſich noch, wenn er ſchon in Stücken zerſch[illegible]en auf dem Roſte lag. Auf dem Markte zu Paris [illegible] ſolcher Fiſch nicht zu haben, und er läſſet ſich auch, weil er gar zu zärtlich iſt, ſo weit nicht führen. Man muß ſich auf die See begeben, wenn man ſeinen Geſchmack damit vergnügen und ihn recht friſch eſſen will.

Es iſt nicht mehr als billig, daß die Schiffer auf der See, wo ſie ſo vieles auszuſtehen haben, auch zuweilen eine Ergetzlichkeit genießen. Unſre Bootsleute waren damahls ganz vergnügt und aßen ſich in dieſem niedlichen Fiſche, darüber ſie allerhand Brühen gemacht hatten, rechtſchaffen ſatt. Das Schiff ſegelte nach Wunſche, ohne daß ſie ſich mit mannichfaltigen Arbeiten abmatten durften. Ich glaube, daß, wenn ihnen Neptun allezeit ſo gewogen wäre, ſie mit dem größeſten Vergnügen von der Welt bey ihm ihr Glück ſuchen würden; ſie könnten auch auf langen Reiſen ihre Weiber mit ſich führen, und man würde nicht ſo viele von dieſen letzteren nach der Zurückkunft ihrer Männer ſeufzen hören.

Wir muſten inzwiſchen die Ruhe, deren wir in dieſem guten Wetter genoſſen, theuer bezahlen: der Wind ward ſtürmiſch, und wiewohl er uns nicht entgegen war, muſten wir doch viel davon ausſtehen. Die See ſchwellete ſich auf, und ihre ſich thürmende Wellen führeten unſer Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe. Dieſe Veränderung des Wetters betraf uns zu einer ſehr ungelegenen Zeit; denn es gieng eben gegen die Nacht, als das

Meer mit ſolcher Heftigkeit zu toben anfieng. Ich konnte nicht ſchlafen, vielmehr vermehrte ſich meine Unruhe alle Augenblicke. Die Bewegungen, welche unſer Schiff zuweilen machte, waren mir nur gar zu empfindlich, und ich wünſchete mich weit außerhalb dieſer ungeſtümen Fluten, um die Ruhe ungehindert genieſſen zu können. Das Geſchrey der Matroſen, welches ſie bey ihrer beſchwerlichen Arbeit machten, ſchien mir alle Augenblicke einen Schiffbruch anzukündigen, den ſie doch in der That nicht ſo ſehr als ich befürchteten. Da mich vielleicht ihre Geſichtsſtellung hätte veranlaſſen können ein Herz zu faſſen, ſo bekam ich dieſelben gar nicht zu ſehen. Zuweilen hörete ich ſie ſingen; allein ich ſchloß daraus nicht viel gutes, und ſtellete mir dabey gleichſam einen Schwanengeſang vor, welcher uns den nahen Untergang verkündigte. Nach einem langen ängſtlichen Verdruſſe brach endlich der Tag an. Aber es ward dadurch nur ſchlimmer; denn anſtatt daß er uns hätte gutes Wetter bringen ſollen, dienete er vielmehr uns die vielfache Gefahr, die wir liefen, ſo viel deutlicher vorzuſtellen. Alſo wünſchet man ſich oft eine Wiſſenſchaft von Dingen, die uns vielleicht nicht ſo quälen würden, wann ſie uns unbekannt blieben.

Inzwiſchen daß ich ſchon wegen des Wetters alle mögliche Furcht ausſtund, ſagte man mir noch zu Verdoppelung meines Kummers, daß wir uns in den Gewäſſern befünden, welche von den Saletaniſchen Seeräubern unſicher gemachet würden, und daß wir uns vor denenſelben

mehr zu fürchten hätten, als vor der heftigſten Wut des Windes und der Wellen. Ich muß meine Schwachheit offenherzig bekennen; mir war wirklich vor ihnen bange, indem wir gar nicht vermögend waren ſolchen Leuten Wiederſtand zu thun. In dieſem entſetzlichen Sturme, worin ich hätte vergehen mögen, bewunderte ich den Muth der Matroſen. Sie ſahen das Waſſer ohne Unterlaß mit großen Wellen über die Decke des Schiffes rollen, und machten ſich daraus ſo wenig, daß ſie noch wohl gar dazu lacheten. Dies bewegte mich einſt zu ſagen, die Matroſen wären wie die Aerzte: jene halten ihr Schiff nicht eher in Gefahr, als in dem unglücklichen Augenblicke, da es in den Abgrund ſinket; dieſe hoffen noch immer die Geneſung ihres Kranken, wenn derſelbe gleich darauf ſeinen Geiſt aufgiebet. Ich aß nnd trank den ganzen Tag nicht; ich hatte auch nicht die geringſte Luſt dazu. Die Germonen, welche die andern mit großer Begierde aßen, und die ich ſelbſt vorher ſo gut gefunden hatte, waren mir ganz eckelhaft geworden und reizeten meinen Geſchmack nicht im geringſten. Ich ſaß in dieſen gefährlichen Umſtänden ohne Begierde zu eſſen bey der Suppe ganz ſtill und traurig auf dem Vorderkaſtell des Schiffes, da der Wind von hinten in die Segel blies. Ich ſuchte mich vergebens ſo vieler Unfälle zu erwehren; die wütende See hatte mir dergeſtalt alles im Leibe umgekehret, daß ich mich mehr als einmahl übergeben muſte. Niemahls bin ich ſo entkräftet geweſen. Ich wünſchte, daß mir die Nacht den grauſamen Anblick der

Wellen entziehen mögte; und wann die Dunckelheit derſelben mich in neues Schrecken ſetzte, ſo verlangte ich wieder die Sonne zu ſehen. Kaum fieng ſie an mit ihren Strahlen hervorzubrechen, als man alle die Segel aufzuſpannen anfieng, welche man wegen des gewaltſamen Sturms einzunehmen genöthigt geweſen war; und der Wind ward endlich ſo ſchwach, daß wir kaum mehr aus der Stelle kamen. Man hat ſich aber über die ſo ſchleunige Veränderung deſſelben nicht gar zu ſehr zu verwundern, weil dies nichts ungewöhnliches iſt.

Die Germonen, welche bey dem Sturme ebenfalls das ihrige gelitten hatten, waren in dieſer Meerſtille ſo hungrig, daß ſie häufig an unſere Angeln biſſen: unter andern fieng man drey oder vier von einer ungemeinen Größe, und ich kann ohne Vergrößerung ſagen, daß ſich an einem einzigen ein ganzes Carthäuſer Kloſter hätte ſatt eſſen können. Bey dem Fiſchfange ergötzten wir uns auch mit der Jagd: denn ein ſehr weit her kommendes Waſſerhuhn ſetzte ſich auf unſer Schiff und ward daſelbſt gefangen, welches mir eine ſo ſeltſame Sache ſchien, daß ich glaubte, ſie verdiente hier angemerkt zu werden. Ich machte bey dieſem anmuthigen Wetter eine Betrachtung, die ich ebenfalls anführen muß, nämlich, daß die See nach dem grauſamen Sturme, obgleich eine große Windſtille erfolgte, noch lange Zeit in ihrer heftigen Bewegung blieb. Es ſcheinet, daß ſolche unvermerkt durch die Winde, welche mitten in die Fluten gedrungen ſind, verurſachet werde, und daß bey ſolcher Be-

wegung

wegung die Wellen eine mehr gewölbte Form annehmen und ſich ſtärker ausdehnen. Hiezu will ich noch dieſe Anmerkung fügen, daß ſich die Segel niemahls heftiger bewegen, als wenn der Wind am ruhigſten iſt.

So war es dieſen Tag hindurch beſchaffen; allein gegen Abend nahm der Wind zu, und wir hatten die Nacht hindurch eine gewünſchte Fahrt. Aber die Freude währete nicht lange; denn er ſetzte ſich mit anbrechendem Tage wieder um, und weil er uns gerade entgegen war, ſo kamen wir auch nicht weiter vorwärts. Gegen Abend ſahen wir ein Schiff in vollem ſegeln mit dem Winde auf uns zu kommen; es ward für ein Saletaniſches gehalten, und wir waren dabey nicht wenig verlegen, weil wir den Händen dieſer Barbaren nicht entgehen konnten, welche kein Quartier zu geben pflegen. Allein zu unſerm Glücke war es ein Terreneuf-Fahrer, der auf der Rückreiſe nach Gaſcogne begriffen war. Er gab uns dieſes mit ſeinem Vila! durch ein Sprachrohr zu verſtehen, deſſen Schall mich einigermaßen in Schrecken ſetzte.

Es war gut für uns, daß es nicht mehr zu bedeuten hatte; denn wir waren genöthiget geweſen die vierzehen Canonen, die unſer Schiff führete, ſtatt des Ballaſtes in den unterſten Raum zu bringen. Weil die See ganz ſtille war, gedachte ich dieſe Nacht recht gut zu ſchlafen. Allein es währete nicht lange; ſie fieng ſchon in der erſten Nachtwache wieder an zu toben und ſich aufzuſchwellen; und die gewaltigen Stöße, die ſie uns bey dem gar zu heftigen Winde verſetzte,

 ließen

ließen mir keine Ruhe. Endlich gieng die Sonne wieder auf, ohne daß ich ein Auge hätte zuthun können. Der Tag war eben ſo unangenehm als die Nacht; wir muſten uns der Gewalt der Wellen überlaſſen, von denen wir bald hier bald dort hingetrieben wurden, ohne einen Ort zu finden, wo wir vor ihnen hätten ſicher ſeyn können. Auf der Decke konnte man unmöglich bleiben, weil das Schiff beſtändig von einer Seite zur andern geworfen ward. Ich faſſete daher den Endſchluß den ganzen Tag nicht aus dem Bette aufzuſtehen, zumahl ich ganz kranck war und nichts als ein Stück geröſtetes Brodt genießen konnte, welches ich doch auch ſogleich wieder von mir geben muſte.

Da ich ſolchergeſtalt von einem Seemanne nichts als den bloßen Namen hatte, ſo wünſchte ich mir die Herzhaftigkeit der Matroſen zu beſitzen. Sie ſahen die größeſten Wellen ohne Entſetzen an, da ich jeden Augenblick befürchtete, daß ſie uns verſchlingen würden; ſie waren nur um ſo viel luſtiger, je ſchneller eine der andern folgte. Wir hatten alle unſere Segel eingenommen und fuhren allein mit dem großen. Unſer Schiff drehete ſich bloß nach den verſchiedenen Bewegungen, worin es durch die unruhige See geſetzet ward, und die Matroſen thaten nichts dabey; ſie trieben nur ihre Poſſen, und einer lachte über den andern, wenn ihnen etwas begegnete: denn bald wurden etliche von den über ſie her ſchlagenden Wellen durch und durch vom Kopfe bis zu den Füßen naß; bald wurden andere über den Haufen geworfen und wie ein Ball von einer Seite des Verdecks

decks bis zu der andern geprellet. Alles dieſes bewegte ſie nur zu einem lauten Gelächter, welches eben ſo groſſen Lärmen als die ungeſtümen Wellen machte. Gewiß dieſe Leute ſind bey ihrem beſchwerlichen Handwerke nur allzu beglückt. Das Leiden eines Menſchen in den mannichfaltigen Umſtänden, darin er ſich befindet, fängt alsdenn erſtlich an, wenn er damit nicht mehr zufrieden iſt. Die Matroſen ſcheinen bey dem ihrigen allezeit vergnügt zu ſeyn, und was wollen ſie mehr? Sie eſſen und trinken ſich ſatt und bekümmern ſich nicht darum, woher ſie das nöthige zu ihrem Unterhalte nehmen. Wenn ſie zuweilen abgemattet und durch und durch naß geworden ſind, bezeugen ſie ſich am munterſten, ſie ſchütteln nur ihren Kopf, ziehen andere Kleider an, und wenn es die Zeit erlaubet, legen ſie ſich ſchlafen. Des Abends, wenn ſie gut gegeſſen und ein kurzes Gebet verrichtet haben, begeben diejenigen ſich zur Ruhe, welche in der erſten Nachtwache nichts zu thun haben, d. i. welche nicht von 8 bis 12 Uhr in der Nacht wachen müſſen; und ſie wiſſen ihre Hangmatte ohne Licht ſo gut, wie die Kaninichen ihre Löcher zu finden. Sie laſſen ſich nicht lange wiegen, ſondern ſchlafen wie die Ratzen, und ich glaube, man könnte alle Canonen ablöſen, ohne daß ſie davon erwachten; kurz, wenn ſie auf das Eſſen und Trinken gut abgerichtet ſind, ſo ſind ſie es gewiß noch beſſer auf das Schlafen. Sollte ſich nicht mancher in ihre Stelle wünſchen, dem die Ruhe und die Luſt zum Eſſen fehlet?

Was mich betrifft, ſo fand ich nichts anders zu beſchreiben, als die verdrießlichen Tage und traurigen Nächte, welche ich auf dem Schiffe zubrachte. Hundertfältigen Gefährlichkeiten ausgeſetzet zu ſeyn, von denen die geringſte einen erſchrecket und in den Abgrund zu verſenken drohet; die offene Tiefen immer vor Augen zu haben; zu ſehen, wie das Schiff gleich als ein Klumpen Schaum von dem Winde und den Wellen hin und her geworfen wurde, gleich als wenn es zu Trümmern gehen wollte; alles dieſes ſind ſo entſetzliche Gegenſtände, bey denen einer ſelbſt muß zugegen geweſen ſeyn, der ſich dieſelben in ihrer gehörigen Größe vorſtellen will. Ich habe in dieſem Stücke eine klägliche Erfahrung von fünf bis ſechs Tagen, und wenig Hoffnung übrig gehabt der Gefahr zu entgehen. Meine Geſtalt verfiel und meine Natur litte ungemein; ich war nie auf der See geweſen, und zu einer Probe war dieſes gar zu viel, daß mir auch noch die Haut ſchaudert wenn ich daran gedenke. Der erlauchte Theagenes * hatte mir nach ſeiner großen Einſicht wohl voraus geſaget, daß wir wiedrige und verdrießliche Winde haben würden. Ich habe die Wahrheit von ſeiner Prophezeyung empfunden. Allein da er über das Seeweſen geſetzet iſt und von mir die Beſchreibung einer beſchwerlichen Reiſe verlanget, warum gebietet er dem gar zu unruhigen Meere nicht ein wenig ruhiger zu ſeyn? Ich ſoll mich nur darum in Sturm und

Wetter

* Der Herr Begon, Intendant zu Rochefort, dem der Verfaſſer ſeine Reiſebeſchreibung zugeeignet hat.

Wetter, in tobender See und ſchäumenden Wellen befinden, daß er durch mich eine Abbildung davon erhalten möge, welche er doch vergebens erwarten würde, wenn die Gefahr aufs höchſte geſtiegen wäre und uns in den Fluten eine Grabſtäte angewieſen hätte. Sein Verlangen hätte indeſſen durch einen mäßigen Sturm erfüllet werden können: ich hätte ſelbigen nach Art der Dichter vergrößert und aus einem geringen niedrigen Winde einen Orkan gemacht, ſo wäre uns beyden ein Genügen geſchehen.

Gleichwie die Winde allemahl abwechſeln, ſo folgte auch nach dieſem Ungewitter ein anderer, von dem wir aber keinen ſonderlichen Vortheil hatten, als daß nur der Himmel dabey heiter und ohne Wolken und die See ziemlich ſtille war. Ich betrachtete den Himmel und ſahe, daß die See allemahl bey dem anmuthigſten Wetter von demſelben ihre größeſte Schönheit erhalte. Der Himmel dienet dem Waſſer gleichſam zu einem Spiegel; dieſes iſt ſchön, ſo bald es nur jener iſt. Mögte ſich doch das Frauenzimmer eines gleichen Vortheils vor einem ſchönen Spiegel rühmen können, ſo würden die Weibesbilder gar oft des Verdruſſes ihre häßliche Geſtalt zu erblicken überhoben ſeyn. Sie würden ſich beſtändig mit einem Spiegelglaſe ſchleppen, und die ängſtlichen Sorgen, die ihnen jetzt ihre Schönheit vom Morgen bis zum Abend machet, dürften ſie nicht mehr beunruhigen. Aber was würden die Folgen davon ſeyn? Ihr Stolz würde nur in ſolchen Umſtänden bis zur höchſten Stuffe wachſen, und aus Eitelkeit würden ſie ſich noch mehr einbilden.

Was half es uns bey einer ſo ſanften Meerſtille das Waſſer in einer ſo reizenden Geſtalt zu ſehen? Die Winde ruheten nur, um nachgehends mit deſto größerer Heftigkeit loszubrechen; ſie wandten gleichſam dieſen anmuthigen Tag und die darauf folgende Nacht zu den Vorbereitungen eines neuen Sturms an. Sie blieſen mit ſolcher Gewalt, daß man alle Segel einziehen muſte. Das Schiff, welches nur mit dem großen Segel gieng, war ein Spiel der Wellen. Wir gaben dabey betrübte Zuſchauer ab, und muſten uns zufolge der Bewegung der Ebbe und Flut wieder unſern Willen von dem beſtimmten Wege entfernen. Ueberdem kam es mit mir öfters zum Erbrechen, wie es in dergleichem ungeſtümen Wetter zu geſchehen pflegt. Dieſes traurige Schauſpiel währete zweymahl vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit ich nicht das geringſte genoß, ſo daß ich auch ganz kraftlos ward: denn wenn man immer von ſich giebt und nichts zu ſich nimmt, woher ſollen alsdenn die Kräfte kommen? Die See ward etwas ruhiger, und wir ſtunden nicht mehr ſo viel aus; unſer Hauptmann fand auch, daß wir wieder auf dem rechten Wege waren; er konnte ſich aber ohne günſtigeren Wind nicht verſprechen lange auf demſelben zu bleiben. Einer von den Matroſen ſagte mit einem angenommenen Ernſte, der Wind, der uns fehlete, ſteckte irgend in einem Flaſchenfutter; allein niemand wollte nach dem ſeinigen gehen, um denſelben zu ſuchen. Er hatte Luſt einmahl zu trinken und einem jeden von ihnen einen Schluck Brandtewein zu verſchaffen.

ſchaffen. Allein ſeine Poſſen waren ohne Wirkung. Ein anderer, der eben ſo ernſthaft ausſahe, ſuchte ſich von der Nothwendigkeit ſeinen Kameraden aus ſeinem Flaſchenfutter zuzutrinken dadurch los zu machen, daß er vorgab, der Wind würde nicht eher gut werden, als bis man einen Schiffjungen gepeitſchet hätte. Ein jeder ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen, und wie geſagt ſo geſchahe es. Ohne aber das Loos zu ziehen, wie ſonſt in dergleichen Fällen gebräuchlich iſt, wurde einer unter dieſen armſeligen Schiffjungen, der einem Matroſen etwas entwendet hatte, zum Opfer auserſehen, und etwas härter gepeitſchet, als vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn man nicht etwas wieder ihn gehabt hätte. Sie zogen ihm ſeine mit Pech beſchmierte Hoſen herunter und banden ihn an den Pumpenſtock. Der Steuermann war ſodann mit einer Geißel, die aus verſchiedenen neuen Riemen mit vielen Knoten beſtund, über ihn her. Alſobald ſchrie der Junge aus vollem Halſe und bat inniglich um Gnade und Vergebung. Schreye nur immerzu, ſo ſtark als du willt, antwortete ihm der Zuchtmeiſter, indem er immer drauf los ſchlug, das iſt nicht die rechte Sprache, du muſt ſchreyen, Nordoſt, guter Wind für unſer Schiff! Er war Steuermann und muſte demnach mehr als ſonſt jemand für den Wind beſorgt ſeyn. Der arme Tropf rief darauf aus vollen Kräften: Nordoſt, vielleicht ohne daß er noch einige Kenntniß von den Winden hatte. In demſelben Augenblicke ließ man ihn laufen, daß er ſich nach Belieben das verwundete Fell

ſchmieren

ſchmieren könnte. Allein wir wollen zur Sache ſchreiten; es mag es glauben wer da will; ich will mich bey dergleichen Thorheiten nicht länger aufhalten. Wir bekamen bald den Wind, den wir verlangten und wurden dadurch mehr erfreuet, als wenn er ſich auf eine andere Weiſe eingeſtellet hätte.

Das Unglück des einen gereichet oft dem andern zu einer Luſt; ſo ſind wir Menſchen insgemein geartet. Aber was hatten wir für Vortheil davon? Ich erkannte, daß wir einen ziemlichen Strich fortſeegelten und doch wenig weiter kamen. Denn auf der See iſt es eben ſo als auf der Erde beſchaffen, ſie hat gleichfalls ihre Berge und Thäler, wenn ſich ihre Fluten durch die Gewalt der Winde in die Höhe thürmen. Da fähret man hohe ſchwimmende Gebirge hinauf und herunter, und der ungleiche Lauf der rollenden Wellen führet einen durch lauter Sprünge an den Ort, dahin man gedenket. Sollte man den Weg, den man ſolchergeſtalt auf der Meerfläche verrichtet, auf einem ebenen Lande thun, würde man denſelben gar bald und mit weit geringerer Mühe vollenden. Mir kamen dieſe Berge wie hohe Thürme vor, die man durch allerhand Umwege erſteiget; es gehören viele Schritte dazu, ehe man bis zu der Spitze gelanget, ſteiget man wieder herunter, ſo werden nicht wenigere erfordert, und doch iſt man alsdenn nicht weiter als am Fuße des Berges.

Wir ſegelten auf dieſe Weiſe zween Tage, indem der beſte Wind, den wir wünſchen konnten, uns dadurch ſehr

beſchwer-

beſchwerlich fiel, daß er allzuheftig war; ſo ein hartes Schickſal muſten wir ausſtehen. Nachher aber nahm die Wut der See allmählig ab, ſo daß wir zuletzt ebenes Waſſer und eine gerade Fahrt hatten. Da ſtrich unſer Schiff mit leichter Mühe und größeſter Geſchwindigkeit durch die Wellen. Es ſchien, als ob ſich Wind und Meer zu unſerm Vortheile vereiniget hätten und uns nunmehro nach einem ſo großen Ungemache in einen ſichern Hafen führen wollten. Wir waren vergnügt, daß wir die See in ſo lieblicher Geſtalt erblickten. Alle Furcht vor einem plötzlichen und traurigen Ende war verſchwunden, und unſre jetzige Zufriedenheit machte, daß wir das vergangene Uebel ganz vergaßen. Ich meines Theils ſchmeichelte mir bereits mit der angenehmen Hoffnung in wenig Tagen die Fiſcherey auf der großen Sandbank zu ſehen und bald in Neu-Frankreich einige Unzen beſſeres Geblüt zu ſammlen. Ein jeder Vorwurf erwecket einem in ſolcher Hoffnung ein Vergnügen: es kam eben damahls eine kleine Bachſtelze geflogen und ſetzte ſich auf den Bord des Schiffes; ich glaubte, dieſer Vogel würde uns die glückliche und angenehme Zeitung bringen, daß wir nicht weit mehr vom Lande wären. Um davon Gewißheit zu haben, warf man, ehe zween Tage verliefen, das Senkbley aus, in der Meynung die Jacobsbank zu finden; allein man ſahe ſich betrogen, und man ſuchte ſie umſonſt. Ein ſolcher Irrthum iſt in dieſem falſchen und unbeſtändigen Elemente nichts ſeltſames. Indeſſen kamen wir der ſo berufenen großen Bank,

wo der Stockfiſch gefangen wird, immer näher. Nachdem wir dieſe drey Tage geſegelt hatten, glaubten wir um die Gegend derſelben zu ſeyn. Es wurde demnach das Senkbley abermahl ausgeworfen, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolge, wie vorhin. Wir würden uns über die Maße gefreuet haben, wenn wir aus dieſer Tiefe, die mit dem Bleywurfe ſo wenig als mit unſern Augen zu ergründen war, etwas Sand bekommen hätten. Man muſte ſich diesmahl bis auf den folgenden Tag gedulden, in Hoffnung alsdenn glücklicher zu ſeyn; allein das Senkbley wurde wieder eben ſo vergebens als das erſte mahl ausgeworfen, und man fand nichts als Waſſer. In dieſen verdrießlichen Umſtänden ſchrie der Bootsmann auf einmahl Land! indem er die Linie von dem Bleywurfe in der Hand hielte. Es erhob ſich unter uns ein tauſendfaches Freudengeſchrey, welches ſich aber alſobald in ein Wehklagen verwandelte; denn der arme Tropf hatte ſich verſehen. Wie nun das Senkbley das nicht bewies, was er vorgegeben hatte, und er folglich nicht mehr glauben durfte, daß wir auf der Bank von Terre-Neuve wären, ſo ſchien er ganz beſchämt, daß er uns dieſes angekündigt hatte. Inzwiſchen glaubte er ſeine Maaßregeln ganz richtig genommen zu haben. Was konnte ich damahls denken? Wenn ich keine geſchickte und erfahrne Steuermänner vor mir gehabt hätte, ſo würde ich mich gewiß nicht haben überreden können, daß wir einen richtigen Lauf gehalten hätten, ſondern vielmehr geglaubet haben, daß wir blindlings in der See herum irreten. Damit

Damit unſer Verdruß noch größer werden mögte, ſo ließ uns auch ein wiedriger Wind ſeine Macht empfinden. Wir wurden die ganze Nacht hindurch ſehr weit verſchlagen, und man muſte die Segel niederlaſſen, um ſolchergeſtalt den Anbruch des Tages zu erwarten. Allein derſelbe war für uns nicht vortheilhafter: auf den Sturm folgte eine ſo große Windſtille, daß wir gar nicht aus der Stelle kommen konnten. Dem ungeachtet war die Bewegung des Schiffes eine der heftigſten und beſchwerlichſten. Es wälzete ſich ohne Unterlaß bald auf die eine bald auf die andere Seite. Alles krachte und alles wurde dergeſtalt durch einander herum geworfen, daß ich niemahls ein ſolches Gepraſſel gehöret habe; mein Flaſchenfutter ward ebenfalls herum gekehret, doch wurden meine gebrannten Waſſer noch gerettet. Es ſchien, als wenn unſer Unglück den höchſten Grad erreichen ſollte. Welch ein Verdruß war es nicht für uns, daß wir nach erlittenem rauhen Sturme bey ſtillem Wetter noch eben ſo viel ausſtehen muſten! Aber das war es noch nicht alles; eben da wir einen günſtigen Wind erwarteten, überfiel uns einer der gefährlichſten. Dergleichen Erzählungen mögten mich beynahe in Verzweifelung bringen. Man muß nur immer eben daſſelbe Lied wieder anſtimmen und eine Sache beſtändig auf verſchiedene Art vortragen. Ich glaube, ich würde beſſer thun, wenn ich mit ſolcher unangenehmen Erzählung zurücke hielte. Allein ich habe einmahl angefangen ein Tageregiſter von meiner Reiſe zu verfertigen; ich will es

M 2 demnach

demnach zu Ende bringen, es gerathe wie es wolle. Wäre die Schaubühne in meiner Gewalt, ſo wollte ich eine mannigfaltigere Veränderung in den Auftritten beobachten, wobey andere mehr Aufmerkſamkeit und ich weniger Mühe haben würde.

Dieſer mit einem ſtarken Regen vergeſellſchaftete wiedrige Wind ſchüttete zween Tage alle ſeine Wut gegen uns aus. Die Haare ſtehen einem zu Berge, wenn man ſolchergeſtalt in dem von einer Seite zur andern geworfenen Schiffe, das immer in den Abgrund zu ſinken drohet, ſeinen Tod beſtändig vor Augen ſiehet; wenn man die Matroſen zitternd ſprechen höret, daß wir wie gejagte Vögel wären, die nirgends Ruhe finden könnten. Aber ſo ſahe es mit uns aus, und wir waren den ſtürmenden Winden nur gar zu oft bloß geſtellet, deren wir uns auf keine Weiſe erwehren konnten. Es iſt wohl nichts ängſtlichers als ohne Unterlaß mit der Gefahr eines Schiffbruches bedrohet zu werden; man erblaſſet vor lauter Furcht, ehe noch der Untergang erfolget. Es gehet alles übel von ſtatten, wenn die See in großer Bewegung iſt; man darf keinen Topf zum Feuer ſetzen, um etwas zu kochen, wenn nicht alles verſchüttet werden ſoll, ſondern man muß ſich mit trockenem Zwiebacke behelfen. Meines Theils war dies mein wenigſter Kummer: denn mir ward gleich übel, wenn etwas zu eſſen aufgetragen ward. Ein jeder griff mit ſeinen Fäuſten in die Schüſſel, ohne ſich vorher gewaſchen zu haben, da doch kein Mangel an Waſſer war, und bediente ſich ſeiner

Mey-

Meynung nach der natürlichſten Gabeln, die der Menſch hätte. Allein dieſer machte mir keine Luſt zum Eſſen und ich that allemahl ſehr ſchlechte Mahlzeiten. Beſonders hatte ich vor dem Geſchirre, daraus die Schiffleute aßen, einen rechten rechten Abſcheu. Wie ſchmutzig war nicht das leinen Zeug und Küchengeräthe? Die Schüſſeln wurden niemahls geſcheuret, und um dieſelben wurde, wenn man aß, ein ſchmieriger Strohwiſch geleget, damit ſie deſto feſter ſtehen mögten. Ich ſahe mit Vergnügen zu, wie zehen Arme nicht vermögend waren zu verhüten, daß die Geſchirre nicht umfielen, und das, was ſie aus denſelben langeten, ſicher nach dem Munde zu bringen. Aber wir wollen davon nicht weiter reden, damit denen nicht auch übel werden möge, die etwa dieſes dereinſt zu leſen bekommen.

Der Wind ward ein wenig günſtiger, und man ſuchte wieder ſo viel als möglich war, auf den rechten Strich zu kommen. Dieß geſchahe nicht ohne Mühe, und dem ohngeachtet richtete man in dreyen Tagen wenig aus: wir konnten darauf nicht bleiben, weil uns bald der Wind bald die Meerſtille wechſelsweiſe viel zu ſchaffen machten. Was wir die Nacht hindurch bey dem einen gewannen, verloren wir des Tages bey der andern, und auf ſolche Art war es nicht möglich weit vorwärts zu kommen. Immittelſt überfiel uns ein neuer höchſt gefährlicher Zufall. Unſer Schiff bekam in einer Zeit von weniger als einer Stunde bey zween Schuhe Waſſer, und wir hätten bey ſo bewandten Umſtänden bald in den Abgrund verſinken müſſen. Man gerieth

über

über dieſen Unfall in eine deſto größere Beſtürzung, da das Schiff bisher gar nicht leck geweſen war. Man lief gleich zur Pumpe und brauchte dieſelbe ohne Unterlaß aus allen Kräften, wobey ſich die Matroſen ſehr eiferig bezeigten; allein es war vergebens, denn es lief immer mehr Waſſer hinein, als heraus gepumpet ward. Wir waren insgeſammt voller Furcht und Schrecken, und wuſten ſelbſt nicht, wozu wir in einem ſo gefährlichen und dringenden Zufalle greifen ſollten. Der Hauptmann, der als ein vorſichtiger Mann einſahe, was eine ſolche Menge Waſſer zuletzt für ſchädliche Folgen haben könnte, ſtieg indeſſen in den unterſten Raum hinunter, um zu ſehen, woher dieſes Unglück rührete. Allein er horchete vergebens, um das Geräuſche des eindringenden Waſſers zu vernehmen. Dennoch kam es immer ſo häufig herein, daß die Pumpe nicht vermögend war es alles wieder hinaus zu führen. Wie inzwiſchen der Hauptmann ſahe, daß er in dem Raume vergebens darnach ſuchte, ſo gieng er zu der unten in dem Hintertheile des Schiffes befindlichen Brodtkammer, wo er ſogleich den Ort, da das Waſſer herein drang, entdeckte. Unſer Tod wäre demnach unvermeidlich geweſen; wir hätten entweder mit dem Schiffe unterſinken oder doch Hungers ſterben müſſen. In ſolcher äußerſten Noth will jedermann rathen; das geſchwindeſte Mittel aber iſt allemahl das beſte. Man hohlete alſobald den Schiffszimmermann, der ſein Handwerk ſehr wohl verſtund; er beſichtigte den Schaden, und verſprach demſelben abzuhelfen. Die-

ſes, ſagte er, ſoll uns den Untergang noch nicht bedeuten, und die gute Hoffnung, welche er zu unſerer Rettung machte, richtete mein beſtürztes Gemüthe wieder etwas auf. Weil hier keine Zeit zu verſäumen war, ſo machte er in Eile ein Gerüſte feſte, welches auf der rechten Seite der Vorrathskammer, da der Schaden war, in die See hieng; er ließ ſich darauf zu dem Waſſer hinunter und ſahe, daß ein Bret los gegangen war. Durch die Gewalt der Wellen hatten die Nägel nachgelaſſen und ſteckten annoch in dem Brette; er nagelte es alſo damit ſo gut er konnte, wieder an und vermachte das Loch, welches faſt zween Schuhe in der Länge hatte, mit Hanf und Unſchlitt. Allein dieſes war noch nicht genug; um ſich auf ſeine Arbeit deſto ſicherer verlaſſen zu können, muſte man eine bleyerne Platte verfertigen; während daß man dieſelbe nach ſeiner Vorſchrifft zurechte machte, ward das Schiff auf die Seite geleget, damit man dieſe Platte um ſo viel beſſer anbringen könnte. Wie ſie fertig war, ließ man ihm dieſelbe an einem kurzen Stricke herunter; er war aber allein nicht vermögend dieſelbe aufzunageln. Wenn er meynete, daß er einen Nagel treffen wollte, ſo machte eine Welle, die öfters über ſeinen Kopf fuhr, daß er fehl ſchlug. Als er ſahe, daß er einer ſo mühſamen Arbeit nicht lange mehr gewachſen ſeyn würde, ob er gleich zur Herzſtärkung vielen Brandtwein zu ſich nahm; ſo ſchickte man ihm einen Matroſen zu Hülfe. Hierauf gieng das Werk beſſer von ſtatten, und in einer Zeit von zwoen Stunden war der Schaden ausgebeſſert

beſſert. Es war der fünf und zwanzigſte Tag im Herbſtmonate, als uns dieſer Zufall begegnete, deſſen Andenken niemahls bey mir vergehen wird. Wir hatten bey dieſem Unglücksfalle das beſondere Glück, daß auf der See eben damahls eine große Windſtille herrſchete, ohne welche wir alle ohnfehlbar hätten umkommen müſſen. Das Schiff zog nunmehro, weil die Oeffnung verſtopfet war, kein Waſſer mehr; das darin befindliche aber ließ man auspumpen, und jetzo dauchte uns gleichſam, daß wir neues Leben bekommen hätten.

Endlich langten wir in vier Tagen auf der Bank an, nachdem wir überaus viel ausgeſtanden hatten, und ich bezahlte hier mit Freuden mein Hänſelgeld. Diejenigen Schiffleute, welche noch nicht in dieſer Gegend gereiſet waren, kamen damit nicht frey. Es iſt eine unter den Matroſen eingeführte Gewohnheit, welcher ſich niemand entziehen kann; und alle diejenigen, die man hänſelt, müſſen ſchweren, daß ſie ſelbſt auch allemahl mit denenjenigen, die noch nicht gehänſelt ſind, eben ſo verfahren wollen, wenn ſie ſich mit ihnen in ſolchen Gegenden auf der See befinden, wo dieſe Ceremonie beobachtet werden muß, welche man ihnen zu dem Ende bekannt machet. Ich muß die förmlichen Umſtände dieſer Handlung erzählen, wenigſtens ſo wie ich ſie angeſehen habe. Man ſetzet einen mit Waſſer angefüllten Zuber mitten auf das Verdeck; drey oder vier Matroſen nehmen denjenigen, der gehänſelt werden ſoll, bey den Beinen und Armen und tauchen ihn mit dem Hintern

tern

tern etliche mahl in den Zuber; zuletzt aber laſſen ſie ihn ſchalkhafter Weiſe hinein fallen, daß er die Füße in die Höhe kehret; und wenn er ſich alsdenn herum drehet und alle Mühe anwendet um heraus zu kommen, werden ihm von andern Matroſen noch fünf bis ſechs Eymer Waſſer über den Leib gegoſſen; und damit hat dieſe Ceremonie unter einem lauten Gelächter ein Ende. Uebrigens können diejenigen, die zum erſten mahl eine Seereiſe thun, einem ſolchen Bade entgehen, wenn ſie der geſammten Mannſchaft auf dem Schiffe ein Maaß Brandtewein zum beſten geben.

Die erſte Anmerkung, die ich auf der großen Bank machte, betraf das Waſſer, welches hier meinen Augen weit heller als ſonſt irgendwo in der See vorkam. Der Sand, den man mit dem Bleywurfe herauszog, war ſo weiß wie Salz und mit zerbrochenen Muſchelſchalen untermiſchet. Die Angelſchnüre lagen alle bereit um unterwegens zu fiſchen, aber man warf ſie vergebens aus. Der Stockfiſch, der hier in ſo großer Menge iſt, wollte gar nicht anbeißen, und wir glaubten nicht, daß wir ſo glücklich seyn würden einen ſolchen Fiſch zu fangen. Weil die Nacht einfiel, muſten wir mit unſerer Fiſcherey bis zu dem folgenden Morgen inne halten; allein unſer Unſtern verfolgte uns noch immer, und wir hatten auch da kein beſſer Glück. Inzwiſchen ließen wir uns dadurch nicht abſchrecken, und wie wir mitten am Tage unſre Angeln von neuem auswarfen, fiengen wir eine ſolche Menge, daß das Verdeck damit ganz angefüllet

ward. Wir bekamen ſehr viele Fiſche von einer beſondern Gattung, welche wie die Platteiſen ausſehen; ſie ſind wie ſelbige auf dem Rücken grau und unter dem Bauche weiß. Doch unterſcheiden ſie ſich ſonſt merklich von ihnen; denn ſie ſind vier bis fünf Schuhe lang, zween bis drey Schuhe breit und einen dick. Wenn man dieſen Fiſch ganz bis in das Schiff hätte herauf ziehen wollen, ſo würde der Angel ohnfehlbar abgeriſſen ſeyn; daher man, ſo bald man ihn eine Klafter tief im Waſſer ſahe, Schiffhaken zur Hand nahm um ihn damit zu faſſen, wenn er über dem Waſſer hervor kam, und zwo Perſonen hatten ihre völlige Arbeit, daß ſie ihn auf die Decke brachten. Dieſer Fiſch hat ſeinen Aufenthalt in der offenbahren See, welches ihm auch ſehr dienlich iſt; denn er iſt überaus fräßig; ein ganzer Stockfiſch iſt nur ein kleiner Biſſen in ſeinem Magen, und man konnte mehr als einen deutlich darin ſehen. Sein Kopf iſt fett und hat ein zartes wohlſchmeckendes Fleiſch; in den Gräten ſtecket ein Saft, der das ſchönſte Mark an Niedlichkeit übertrifft; die Augen, welche wie eine Fauſt dicke ſind, ſchmecken auch vortrefflich, und das äußerſte an den Seiten iſt nicht weniger angenehm zu eſſen. Wenn er zu Dieppe gefangen würde und man ihn zu Paris in ſeiner Küche haben könnte, ſo würde man gewiß alle Finger darnach lecken, u. die Bürger würden ihn als ein Gerichte, das auf die königliche Tafel gehörte, anſehen. Aber der Himmel hat ſolche Leckerbiſſen nicht für ſie beſtimmet, ſie ſind nur den Matroſen zugedacht und kommen nur in dieſer ihre hölzerne Schüſſeln. Man

iſſet

iſſet weiter nichts davon, als diejenigen Stücke, deren ich gedacht habe, und der Leib wird als eine gar zu harte und unverdauliche Speiſe wieder in die See geworfen, um dem Stockfiſche damit etwas zu gute zu thun. Es iſt auch nicht mehr als billig, daß dieſer ihn nach ſeinem Tode freſſe, da er von ihm in ſeinem Leben unaufhörlich verfolgt und verſchlungen wird. Kein Fiſch iſt ſo fräßig wie dieſer. Den Stockfiſch wollten wir ſo friſch nicht eſſen, ſondern wir ſalzten ihn etwas ein und ließen ihn ein bis zween Tage liegen, wodurch er noch beſſer ward, wiewohl man geſtehen muß, daß er uneingepöckelt ebenfalls ſehr gut ſchmeckte; allein es war darum zu thun, daß man ihn auf allerley Art zugerichtet genießen mögte: denn wir fiengen ihrer genug, ohngeachtet unſere Fiſcherey nur als ein Nebenwerk getrieben und vielfältig unterbrochen ward.

Es kam mir vor, als ob ich auf der Bank hundert unterſchiedene Schiffe gleichſam eine ſchwimmende Stadt vorſtellen und den Einwohnern der See den Krieg ankündigen ſähe. Ich befand aber zuletzt, daß deren eigentlich nur ſechſe waren, dagegen ich mancherley Gattungen Vögel bey tauſenden erblickte. Die häufigſten ſind die Seemeeven; die man zuweilen in großer Menge zuſammen ſiehet; ſie ſind größer wie Tauben, und haben einen krummen Schnabel, als die Papageyen; auf dem Rücken ſind ſie grau und auf dem Bauche weiß. Von andern werden ſie Leberſchnapper genannt, welcher Name ſich beſſer für dieſelben ſchicket: denn wenn man unter dem Fiſchen die

Leber vom Stockfiſche auf das Meer wirft, ſo fallen ſie ſo gleich mit der gröſten Begierde darauf; ſie ſind ſo ſehr darauf erpicht, daß ſie einer nach dem andern ganz nahe an das Schiff kommen und darauf lauren, o[illegible] ſie eine ausgeworfene Leber erhaſchen können. Zuweile[illegible] werden ſie dabey gefangen, und die Art dieſes zu bewerkſtelligen iſt gar angenehm. Man befeſtiget unten an einer Stange einen Reif, um welchen ein kleines Vogelgarn als ein Sack angeheftet iſt. dieſes wirft man über ſie, und da die See mit ſolchen Vögeln bedecket iſt, bleibet oft einer von ihnen darin hängen. Das ſeltſamſte aber dabey iſt dieſes, daß dieſelben, wenn ſie aus dem Waſſer herauf geholet und auf die Decke des Schiffes geſetzet ſind, ſich vergebens zu entkommen be[illegible]hen, ſo gut ſie ſonſt auch fliegen können. Vermuthlich ſind ſie von Natur ſo beſchaffen, daß ſie ihren Fuß auf dem Waſſer haben und von den Wellen ſo weit in die Höhe gehoben werden müſſen, daß die Luft hinreichend iſt ſie im Fluge zu erhalten. Die Naturkündiger haben hier einen Vorwurf zu ihrer Beſchäfftigung. Ich ſahe noch andere Vögel, die Hühner, und von den Franzoſen zuweilen auch Palourdes genennet werden, vielleicht deswegen, weil ſie nicht gut fliegen können; dieſe ſind weit gröſſer als die andern, aber man findet ſie nicht ſo häufig. Ihre Farbe iſt ſchwarzbraun, und nach der Leber ſind ſie gleichfalls überaus begierig. Auf ihren Flügeln konnte man ſilberfarbige Streifen in beſonderer Ordnung wahrnehmen, und ein ſolches Merkmahl einer vorzüglichen

Schönheit erregete meine Neubegierde, um ſie näher zu betrachten und nach ihnen zu ſchießen. Eines Theils erreichte ich meinen Zweck gar bald: mit ſechs Schüſſen erlegte ich ihrer ſechſe nach einander, aber weiter bekam ich von ihnen nichts zu ſehen. Sie fielen gar zu weit von dem Schiffe, welches mir zu gefallen ſeinen Lauf nicht hemmen wollte; die Matroſen gaben ſich vergebliche Mühe dieſelben mit den Schiffhaken herauf zu hohlen, und ſie entwiſchten ihnen allezeit. Aus Verdruß wegen dieſes Schickſals bey meiner Jagd, da ich meine Schüſſe ſo wohl angebracht hatte, ſetzte ich mein Rohr an die Seite und ließ den andern Vögeln das Leben.

Man hatte mir wegen des Ortes, wo ſich die große Bank anfängt, ſehr bange gemacht, und ich glaubte, die See würde daſelbſt gewaltig toben, indem ich mir einbildete, daß das Waſſer durch ſein ſteigen und fallen auf dieſem unter demſelben verborgenen Gebirge nothwendig in große Bewegung gerathen müſte; allein es war ganz ſtille, und wir brachten drey Tage zu, ehe wir über dieſe Gegend kommen konnten. Als wir die große Bank eine ziemliche Weite hinter uns gelaſſen hatten, warf man das Senkbley zu verſchiedenen mahlen aus, um zu ſehen, ob man keinen Grund finden könnte. Man fand ihn auch wirklich, und es wurde dabey bemerket, daß ſolcher bald tiefer, bald ſeichter war; auf den tiefeſten Stellen fand man klei-

ne runde Steine, wie Haſelnüſſe, und wo es nicht ſo tief war, groben Sand. Ehe wir dieſen den Stockfiſchen eigenen Aufenthalt verließen, wurden unſere Angelſchnüre zur Luſt noch einmahl in einer Tiefe von achtzig Klaftern ausgeworfen. Man fieng auch in der That fünf oder ſechſe von ſo ungemeiner Größe, als wir ſie vorhin noch nicht gehabt hatten; denn der Grund war ſehr geſchickt ihnen ihre Nahrung zu geben. Allein die ermüdeten Fiſcher ſuchen ſie da nicht; denn ob es gleich ein Vortheil war daſelbſt ſo große und ſchöne Fiſche zu fangen; ſo würde es ihnen doch gar zu viele Mühe koſten, ſie ſo weit aus der Tiefe herauf zu holen, als wozu ſtarke Arme und immer neue Kräfte nöthig ſind.

Zween Tage darauf warfen wir das Senkbley wieder aus, aber vergebens; denn es war kein Grund mehr zu finden. Es entſtand ein ſo dicker Nebel, daß man ſich auf dem Schiffe einander nicht ſehen konnte, welcher drey Tage anhielte. Da die Sonne durch ihre Kraft denſelben endlich wieder vertrieb, erblickte man gar bald in der Ferne Land und zugleich die rauhen gebirgigten Gegenden von Neu-Frankreich. Den Augenblick wurde zu Bezeugung unſerer Freude das Te Deum abgeſungen. Dieſes gab ein neues Schauſpiel, wobey man alle Traurigkeit vergaß: denn obgleich die Matroſen nicht allzu lieblich ſingen; ſo habe ich doch niemahls dem berühmten Rochois und der ſchönen Moreau mit mehrerer Freude zugehöret.

Wir waren noch ſehr weit von dem angenehmen Gegenſtande, der uns in die Augen fiel, und nach zween Tagen muſten wir wieder aus einem andern Tone ſingen. Ein überaus heftiger Sturm, der die See in eine gewaltige Bewegung ſetzte, trieb uns weit davon zurück. Wiewohl uns aber dieſer Wind ſehr beſchwerlich fiel, ſo will ich mich doch darüber nicht beklagen, denn er würde uns weit beſchwerlicher geweſen ſeyn, wenn er unſer Schiff nach der Küſte getrieben hätte. Der Hafen war noch weit entfernet, dahin wir unſere Zuflucht nehmen wollten; ſonſt hätte ich gerne längſt dem Ufer hinſegeln und ſehen mögen, ob das Erdreich daſelbſt fruchtbar wäre oder nicht, um hier davon Bericht abſtatten zu können. Auf den Wind, der uns ſo weit vom Lande getrieben hatte, erfolgete den Tag darauf ein anderer, der uns erlaubete demſelben wieder näher zu kommen; und wir entdeckten von weiten zehen Engliſche Schiffe, die ſich längſt dieſem Strande mit der Fiſcherey beſchäfftigten. Weil es gegen Abend ſtilles Wetter ward, ſo thaten wir auch einen Verſuch und ſahen, daß der Fiſch, den man auf der Bank ſuchet, hier ebenfalls mit größeſter Begierde an den Angel biſſe. Wir hätten in weniger Zeit und ohne ſonderliche Mühe das ganze Verdeck damit anfüllen können, weil die See in dieſer Gegend eben nicht tief iſt. Es war dieſes dem St. Helenen=Hafen gerade gegen über, wie wir in der Nacht von einem Engliſchen Schif-

ſe, das uns bey dem Mondſcheine zu Geſichte kam, erfuhren. Als der Tag anbrach, erblickten wir ein großes holzreiches Land und ſegelten bis zu Mittage längſt dem Ufer hin. Unſere Fahrt war gewünſcht; allein ein Wind, der auch die beherzteſten Schiffer in Furcht ſetzen konnte, nöthigte uns einen guten Ankergrund zu ſuchen und uns in genugſame Sicherheit gegen ſeine Anfälle zu ſetzen. Zudem äußerte ſich ſchon bey uns einiger Mangel an Holz und Waſſer, und man kochte auf einmahl ſo viel, als auf acht Tage genug war; daß wir demnach dringende Urſachen hatten irgendwo einzulaufen, weil unſer Leben von gar zu vielen Gefährlichkeiten zugleich bedrohet ward. Wir liefen demnach auf gutes Glück zu **Chibouetou** ein, welches auf der Küſte von Acadien lieget und in den Landkarten **Bayeſenne** heißet, allwo wir bald alles benöthigte antrafen. Dieſer Hafen iſt geräumig und von der Natur ſelbſt auf das ſchönſte angeleget, und ein ihn umgebender Tannenwald giebt ihm ein herrliches Anſehen. Auf dem Ufer deſſelben ſtehet ein Haus, wo man die Stockfiſche dürret, von einer beſondern Bauart. Es iſt halb ſo lang als die Mail zu **Paris** und eben ſo breit; es ſtehet auf einem ſchönen ſandigten Grunde längſt dem Geſtade, und ſo weit davon, daß das Waſſer, wenn die See am höchſten iſt, darunter hinlaufen und den Abfall vom Stockfiſche mit fortſpülen kann. Man bilde ſich ein, als ſähe man eine über der Erde erbauete hölzerne Brücke, die

aus ſtarken nach der Waſſerſeite ſehr tief eingerammelten Bäumen beſtehet, auf deren Enden andere in die Quere gehende Balken wohl eingefüget worden ſind; man ſtelle ſich weiter vor, daß dieſes Gebäude nach der Landſeite wegen des abhängigen Bodens nicht ſo hoch iſt, und daß über demſelben junge lange Tannen, die von einer Seite bis zur andern reichen, eben ſo neben einander geleget und an den beiden Enden auf den Balken, darauf ſie ruhen, wohl vernagelt worden ſind; ſo hat man einen Begriff von dieſer Maſchine, welche die Fiſcher Degras nennen. Den Sommer hindurch wird der Stockfiſch frey über dem Gebäude ausgebreitet und ohne Unterlaß umgekehret, bis er trockene und ſo werde, wie er ſeyn muß, und wie man ihn an tauſend Orten in der Welt ſiehet, wohin er verführet wird. Dieſe Pflanzſtatt war damahls unbewohnt; ſie war vor dem letzten Kriege von Franzöſiſchen Fiſchern angebauet worden, die auf Veranlaſſung einer Geſellſchaft, welche nachher ihre Rechnung nicht dabey fand, ſich hier niedergelaſſen hatten.

So bald wir nur Anker geworfen hatten, ließ ich mich an das Land ſetzen, als wornach ich mich ſchon ſo lange geſehnet hatte. Ich bekam Luſt, die Trappgänſe und Meerraben zu verfolgen; allein ſo ſchnell ich auch hinter ihnen her war, ſo entkamen ſie mir doch noch geſchwinder, oder vielmehr, ſie tauchten ſich unter das Waſſer, und mein Laufen war

N ganz

ganz umſonſt. Ich ergötzte mich demnach nur mit Erlegung des kleinen Wildes an dem Geſtade; aber mein Schieſzen in dieſer Gegend ſetzte das wilde Volk in Schrecken. Ich hatte mich ohne mein Wiſſen einiger Gefahr bloß geſtellet; denn ich kam auf meiner Jagd nahe bey einer Hütte vorbey, aus welcher mich dieſe Nation gar leicht verrätheriſcher Weiſe hätte todtſchieſſen können. Allein die Wilden ſind nicht ſo grauſam geartet. Als unſre Matroſen des Abends nach einem Brunnen giengen, um Waſſer zu ſchöpfen, trafen ſie zwey von dieſen Leuten an, die ſich ſehr leutſelig bezeigten. Indeſſen führeten ſie ihre Axt und Schießgewehr mit ſich; ohne Zweifel hatte ich ſie unruhig gemacht, ſo daß ſie einen Ueberfall beſorgeten. Daher hatten ſie ſich in gute Gegenverfaſſung geſetzet; und wer würde es wohl in ſolchen Umſtänden nicht eben ſo gemachet haben? Sie ſtellten ſich gegen unſre Leute großmüthig und unerſchrocken; ſo bald ſich dieſe aber merken ließen, daß ſie Franzoſen wären, legten die Wilden gleich ihre Waffen nieder. Sie wollten, wie ich glaube, damit zu verſtehen geben, daß ſie alle unſrem großen Monarchen unterworfen wären; und nachdem unſre Leute mit ihnen, ohne ſich von beyden Seiten zu verſtehen, geredet hatten, giengen ſie als gute Freunde auseinander.

Den folgenden Morgen ganz frühe kamen drey von den vornehmſten unter ihnen in einem kleinen aus Baumrinde gemachten Fahrzeuge an, um bey uns einen Beſuch abzu-

ſtatten.

ſtatten. Ihre Höflichkeitsbezeugungen waren kurz und gut, inzwiſchen wuſte ich ihnen kein Wort darauf zu antworten. Ich machte ihnen aber dagegen ein ſo freundliches Geſicht, daß ſie ganz vergnügt darüber ſchienen. Um dieſelben aber noch etwas beſſer zu bewirthen, als in welcher Abſicht ſie vielleicht hieher gekommen waren, ließ ich ihnen ein gutes Frühſtück an Fleiſch und Fiſchen vorſetzen; den Zwieback aßen ſie mit der gröſſeſten Begierde, und den Brandtwein tranken ſie mit groſſer Luſt, aber nicht ſo mäßig wie wir: ſie wurden immer begieriger darnach, und ich glaube, ſie hätten meinen ganzen Flaſchenkeller ausgeleeret ohne voll davon zu werden. Ich bemerkte an ihnen etwas, das mich ſehr erbauete: da ſie ſich zu Tiſche ſetzeten, verrichteten ſie ihr Gebet ſehr andächtig und machten das Zeichen des Kreuzes, welches ſie auch bey dem Aufſtehen auf gleiche Weiſe beobachteten. Sie trugen ein jeder an ihrem Halſe einen Roſenkranz, als ein Scapulier, nebſt einem kleinen Reliquienkäſtlein, das in einem Stücke Tuch oder wollenem Zeuge eingenähet war. Es hatte ſie ein ſehr frommer Prieſter getaufet, der vor kurzem geſtorben war. Sie gaben durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ſie denſelben in einem da herum liegenden Gehölze begraben hätten. Aus Neugierigkeit nahm ich mir gleich vor mich dahin zu begeben, und als ich dieſes bewerkſtelligte, fiel mir auch ſein Grabmahl alsbald in das Auge. Es beſtund aus Pfählen, die mit Baumrinde be-

decket waren und war gewölbet, doch nicht ſo ſehr rund als länglicht, ſo daß es wie eine Gartenlaube ausſahe. Der Leichnam aber war an ſtatt eines Marmors mit ziemlich darauf gelegten Kieſelſteinen bedeckt.

Endlich giengen unſere drey Wilden höchſtvergnügt von unſerm Schiffe, und zu Bezeugung ihrer ausnehmenden Freude thaten ſie einen Schuß, deſſen Schall ſich über das Waſſer ausbreitete; denn weil ſie nicht mehr als ein einziges Rohr hatten, ſo erfolgte auch nur eine einfache Salve. Ich hatte ihnen Pulver und Bley mitgegeben, daß ſie mir Wildpret ſchießen ſollten. Sie würden mir auch ohne Zweifel etwas gebracht haben; allein da der Wind die folgende Nacht gut ward, um aus dem Hafen zu laufen, wo wir uns mit allem benöthigten verſehen hatten, ſo machten wir uns in der Frühe zu Fortſetzung unſerer Reiſe ſegelfertig. Wir glaubten längſt der Küſte, daß dieſer günſtige Wind uns bis zu dem Orte, dahin wir gedachten, führen würde; allein wie er uns ſo weit gebracht hatte, daß wir gerade vor demſelben lagen, ſo hinderte uns ein anderer Wind daſelbſt einzulaufen.

Wir wurden von demſelben ſehr weit auf das Ufer von Menane oder Isle Gravee verſchlagen. Drey Tage lang warf er uns in dieſer Gegend hin und her; endlich aber, nachdem er uns Mühe und Arbeit genug gemacht hatte, konnten wir uns bey Port Royal, als dem eigentlichen Orte unſerer Beſtimmung, nach einer Reiſe

von

von vier und funfzig Tagen vor Anker legen. Ich erkannte aus dem Ufer, daß dieſer Hafen ſeinen Namen nicht gar zu wohl verdiente. Jedoch war ich froh, daß ich mich in ſelbigem vor allen Winden vollkommen geſichert befand. Wie wir uns dem Orte näherten, bedrohete man uns von dem Drachen, daß man unſer Schiff in den Grund ſchieſſen würde. Dieſer Drache war ein königliches Schiff, welches von Rochefort einigen Kriegesvorrath und Lebensmittel nach Plaiſance und in die Feſtung an dem Fluſſe St. Johann überbracht hatte. Allein ungeachtet er uns auf dieſe Weiſe drohete, war er doch ſelbſt in größerer Furcht als wir; die Officiere und Matroſen kamen ſämmtlich ins Gewehr, und die Urſache war dieſe: Sie hatten von etlichen Wilden erfahren, daß ſich zum öftern ein Kaper auf der Küſte ſehen ließe, und daß er ihnen, wo ſie nicht auf ihrer Hut wären, leicht einen Streich ſpielen könnte. Dies war eine heilſame Nachricht; ihnen war vor einem Sturme nicht ſo bange, als vor ſolchem Feinde; und wenn man wegen einer Gefahr, die man vermuthet, in gar zu großer Angſt iſt, ſo pflegt man ſich dieſelbe insgemein immer als gegenwärtig vorzuſtellen. Aus dieſem Grunde wurden wir von ihnen für Seeräuber angeſehen. Hätten ſie ihre Canonen auf unſer Schiff richten können, ſo würden ſie ſehr übel mit uns umgegangen ſeyn; ſie hätten ohne Zweifel in ihrem eingebildeten Schrecken ein Blutbad angerichtet und vielleicht

unſer Schiff gar in Grund gebohret. So bald ſie uns von weitem kommen ſahen, brannten ſie ihre Canonen gegen das Ufer los, um in dem Lande Lärmen zu machen und das Volk zu Hülfe zu rufen. Sie feuerten dreymahl ſcharf, davon wir aber nur das letzte mahl etwas gewahr wurden. Wären ſie uns einen Piſtolenſchuß nahe geweſen, ſo würden ſie unſer Schiff zu Grunde gerichtet haben.

Während daß ſie in ſolchen Sorgen waren, muſten wir doch ein wenig höher als ſie Anker werfen, und unſer Hauptmann ließ die Schaluppe ausſetzen um ſich zu ihnen an das Schiff zu begeben und ihre Gemüther von einer ſo vergeblichen Furcht zu befreyen. So bald er nur da angekommen war, nahm dieſe Unruhe ein Ende, und man trank ſich auf die Angſt einander zu. Die Einwohner hatten in der Zeit ſchon ihre beſten Sachen in ihre Schlupfwinkel in den Wäldern geſchleppet. Da wir an das Land geſtiegen waren und ſie nunmehro wuſten, daß wir ihre Freunde wären, ſo ſahe man die Karren mit voller Ladung wieder zurück kommen. Ich betrachtete inzwiſchen die Lage des Ortes, welche mir ziemlich ſchön vorkam; Port Royal erſtrecket ſich ohngefähr eine halbe Meile in die Länge und faſt eben ſo weit in die Breite. Die Häuſer, welche darin und zwar ziemlich weit von einander liegen, ſind nichts anders als elend zuſammen gekleiſterte Hütten mit Schorſteinen von Thon. Ein ſolcher Anblick gefiel mir ganz und gar nicht; ich fand hier nur ein wil-

des Land, wo man nichts anders als Wälder und Flüſſe nebſt einigen alten verfallenen und armſeeligen Hütten ſahe, und ich muß geſtehen, daß ich mir von dieſen Gegenden eine weit beſſere Vorſtellung gemachet hatte. Ich war Neu-Frankreich ſchon überdrüſſig, da ich kaum in demſelben angelanget war und ſehnete mich nach dem Alten. Zween Factoren, welche nebſt mir in dem Lande bleiben ſollten, dachten auf eben dieſe Art.

Ich fragte nach der Kirche, weil ich ſie nicht erkennen konnte, indem ſie eben ſo wie andre Häuſer gebauet iſt, und ich ſie eher vor eine Scheune als ein Gotteshaus gehalten haben würde. Als ich mich nach derſelben verfügte, um dem Höchſten für meine glückliche Ueberkunft zu danken, ſo kam mir der Pfarrer entgegen. Nachdem wir uns einander gegrüßet hatten, führte mich derſelbe in die Kirche und reichte mir zu einer beſondern Ehrenbezeugung Weihwaſſer. Ich verrichtete mein Gebet und ward nachher von ihm in ſein ſchlecht ausgeziertes Zimmer genöthiget, welches am Ende der Kirche iſt und wieder die Art ſolcher Pfarrhäuſer an dieſelbe ſtößet. Er ſetzte mir verſchiedene Gattungen von Aepfeln vor, die ich ſehr gut fand, ob ſie gleich nur wild waren. Es war ein überaus ehrlicher Mann und hatte viele Verdienſte; er bezeigte einen großen Eifer für ſeine Pfarrkinder und bekleidete in Acadien die Stelle eines Oberverweſers des Herrn Biſchofes zu Quebeck. Er gieng mit mir, um ein Haus zu

zu beſehen, das ich miethen wollte; man hatte es vorhin zur Kirche gebrauchet, und es war das gröſeſte an dieſem Orte. Es beſtund unten aus drey beſonderen Theilen, über denen ſich Kornböden, unter dem mittelſten Theile aber ein gemauerter Keller befand. Ich glaubte, daß ich in Betracht des Landes eine ziemlich gute Wohnung angetroffen hätte; es verlieſen aber drey bis vier Tage nach meiner Ankunft, ehe ich ſie bezog, denn ich gieng herum und betrachtete zuvorderſt alles ſehenswürdige an dem Orte. Port Royal lieget in einer angenehmen Gegend, man mag ſeine Augen hinwenden, wohin man will; der Zugang zu dieſem Orte iſt enge und mit leichter Mühe zu verwahren. Man könnte dort auf einer mit zween kleinen Moräſten umgebenen Anhöhe die ſtärkſte Feſtung anlegen; die Gegend ſchicket ſich ungemein wohl dazu, und der Aufenthalt daſelbſt würde für eine jede Familie, wenn ſie ſich erſtlich recht gut eingerichtet hätte, ſehr reizend ſeyn. Die gedachten Moräſte werden mit Ochſen umgepflüget und verſehen die Einwohner mit Getreyde. Weiter hin ſiehet man überaus groſſe Wälder, deren Bäume überaus hoch ſind. Zween Ströme, womit dieſer Strich Landes faſt umgeben iſt, machen eine nicht minder anmuthige Ausſicht. Der erſtere, den man den Dauphin nennet, iſt ſo breit als die Seine; er entſpringt ſieben bis acht Meilen oberhalb Port Royal und iſt zu beyden Seiten bewohnet, doch ſo daß die Häuſer bald dichter

bald weitläuftiger ſtehen. Es giebt längſt demſelben hin und wieder ziemlich ſchöne Wieſen. Auch noch unterhalb Port Royal finden ſich Wohnplätze an dieſem Strome nebſt etlichen Höfen, die man mit Obſtbäumen eben ſo gut als in der Normandie, nur daß ſie nicht gepfropfet ſind, beſetzet hat; und ſolche Wohnungen erſtrecken ſich bis nach einer Inſel, welche die Ziegeninſel genannt [illegible] und eine Meile von Port Royal lieget. Unterhalb dieſer Inſel formiret der Strom den Hafen, der bis an die See reichet; er iſt ungefähr zwo Meilen lang und eine Meile breit, er hat daneben alle dazu erforderlichen Eigenſchaften und überall einen guten Ankergrund. Zwo auf jeder Seite der Straße angelegte Schanzen würden die Einfahrt, welche nicht über hundert und funfzig Schritte breit iſt, beſtreichen können. Der andere Strom, welcher der Mühlenfluß genannt wird und ſich in denjenigen ergießet, von dem ich eben geredet habe, iſt nicht über eine Meile lang und weit ſchmaler als der erſtere. Es liegen drey Mühlen, nämlich eine Getreyde- und zwo Sägemühlen, nebſt drey bis vier Häuſern an demſelben. Bey dieſem Strome ſteiget die Flut bis zu der Quelle, bey jenem aber nicht ſo weit, indem er viel länger iſt. Das Land iſt ziemlich fruchtbar: es trägt Getreyde, wie auch Hülſen- und andere Früchte von allerhand Art und in zureichender Menge; man hat da Fleiſch und Fiſche, Geflügel und allerhand Wildpret; allein ich will davon ausführlicher reden, wenn ich daſſelbe beſſer kennen werde.

Ich that mir etwas zu gute, weil ich vortrefflichen Wein von Bourdeaux mitgenommen hatte. Indem ich davon trank, dachte ich an die auf dem Waſſer ausgeſtandene Gefahr nicht mehr zurück. Auf dem Lande vergißt man gar zu bald das Ungemach der Seereiſe; es iſt beſchwerlich dieſelbe zu thun, aber angenehm ſie gethan zu haben. Als ich mich in einem ſo geruhigen Zuſtande und in der Meynung befand, daß ich nunmehro von keinem Sturme etwas zu befürchten hätte, ſo ſchien es, als ob der gefährlichſte, der vielleicht je geweſen iſt, ſeine ganze Wut, die er nicht gegen uns ausüben konnte, mit deſto größerer Heftigkeit auf unſer in dem Hafen liegendes Schiff auslaſſen wollte. Nachdem vollkommen glaubwürdigen Geſtändniſſe der älteſten Einwohner hat man in dieſem Lande nie einen ſtärkeren Sturm erlebet. Er blies mit ſolchem Ungeſtüm, daß die Ankertaue an dem Schiffe zerſprangen. Eine Barke, auf welche man alle Waaren, deren Aufſicht mir anvertrauet war, geladen hatte, um ſie den andern Tag in das Kaufhaus zu bringen, war an das Schiff befeſtiget; dieſe konnte einen ſo grauſamen Anfall nicht ausſtehen, ſondern ward umgeſtürzet und gieng zu Grunde. Was für ein betrübter Zufall, und welcher Schade! Die halb ertrunckenen Matroſen, welche ſich durch das Schwimmen gerettet hatten, kamen noch um Mitternacht zu mir um mich von dieſem verdrießlichen Schiffbruche zu benachrichtigen. Ich wachte in

meinem

meinem Bette, und es war auch nicht wohl möglich bey einem ſo ungeheuren Winde zu ſchlafen. Vielmehr hörete ich ihr Geſchrey ſchon von weitem, ich ſprang aus meinem Bette und lief den geradeſten Weg dahin. Allein da war nichts zu ſehen ehe es Tag geworden war. Derſelbe brach etwas ſpäte an, aber frühe genug, um dieſes klägliche Schauſpiel zu ſehen. Ich ſtellete mir ſogleich den Verluſt der Barke und der Güter vor, womit ſie beladen war; ich konnte aber weiter nichts, als das eine Ende davon nebſt dem Maſte zu ſehen bekommen. Niemahls hat man ſo etwas in dieſer Gegend erlebet. Ich gieng noch weiter herunter und ſahe auf dem Ufer, wie einige Weinfäſſer und Ballen von den Wellen hin und her geworfen und zertrümmert wurden; das übrige war, wie ich glaubte, weggetrieben worden. Was machte uns nicht dieſer Unfall zu ſchaffen? Vier Tage waren nicht hinreichend den armſeligen Reſt von der verunglückten Gütern zu bergen. Wir konnten nicht mehr als zwo Stunden bey niedrigem Waſſer daran arbeiten, welche Zeit faſt gar zu kurz war. Da man alle Waaren wieder trocknen wollte, muſten ſie erſtlich in ſüßem Waſſer ausgewaſchen und zu wiederholten mahlen in die Luft gebracht werden. Weil ſich das Wetter dazu niemahls recht ſchicken wollte, ſo muſten ſie öfters, da man ſie eben ausgeleget hatte, wieder weggenommen werden. Alles dieſes erforderte lauter Mühe und Unkoſten, die das ſchon erlittene groſſe Un-

gemach

gemach noch verdoppelten. Es fehlete nun, nachdem wir Sturm und Schiffbruch erlebet hatten, weiter nichts, als daß uns das geborgene Gut noch von den Seeräubern wäre genommen worden, wo ſie uns nicht gar in Perſon mit unter der Beute fortgeſchleppt hätten. Ich zittere vor Furcht, wenn ich daran gedenke, und die Feder fällt mir aus der Hand.

Beſchreibung der Sitten ſo wohl der Coloniſten als der Wilden in Neu-Frankreich.

Nachdem ich die mannichfaltigen Bewegungen des Meers und der Winde und alles, was ſich ſonſt auf meiner Seereiſe von Rochelle nach Port Royal in Acadien zugetragen hat, beſchrieben habe, ſo muß ich nunmehro von demjenigem, was mir in dem Lande merkwürdiges vorgekommen iſt, einige Nachricht geben.

Zuvorderſt werde ich alſo anzuzeigen haben, daß in dieſem großen Lande nicht mehr als drey neue Pflanzſtätte anzutreffen ſind, deren Einwohner einerley Gewerbe treiben. Port Royal iſt darunter die erſte, welche oben ſchon von mir beſchrieben worden iſt; les Mines, die andere; und Beaubaſſin, die dritte. In dieſen beyden letzten bin ich nicht geweſen, und werde demnach davon auch keine Beſchreibung liefern. So viel iſt mir bekannt,

daß les Mines mehr Getreyde aufbringet, als der ganze übrige Theil des Landes, weil man daſelbſt von den ziemlich weitläuftigen Moräſten das Waſſer abgeleitet hat; und daß die Einwohner von Port Royal ihre Kinder dahin geſchicket haben, um ſich dort in den gekauften Freyheiten häuslich niederzulaſſen und das Land zu bevölkern und anzubauen: welches ihnen alles ſehr gut von ſtatten gehet. So viel Beaubaſſin, welches den Namen von ſeiner Lage hat, betrifft, ſo iſt dieſer Platz am ſchlechteſten bewohnt und bringet auch am wenigſten hervor. Die Luft iſt an allen dieſen Orten wie in Frankreich beſchaffen, weil ſie faſt unter einem Grade liegen; der Sommer iſt daſelbſt eben ſo heiß, der Winter aber kälter. In dieſer Jahrszeit ſchneyet es dorten faſt beſtändig, und die Winde, die alsdenn gehen, ſind ſo kalt, daß einem das Geſicht davon erfrieret. Während dieſem mit Sturm und Schnee vermiſchten Wetter unterſtehet ſich niemand auszugehen. Wenn der Schnee daſelbſt ſo wie in Frankreich durch ein Thauwetter ſchmelzte, ſo würde es da auch nicht kälter ſeyn; aber er hält ſich ſieben bis acht Monat auf der Erde und vornehmlich in den Wäldern, wodurch denn die Luft ſo durchdringend kalt wird.

An dieſem Orte arbeitet ein jeder, damit er zu leben habe, und die Leute ſind dabey ganz vergnügt; von Steuren und Auflagen ſaget ihnen niemand etwas, ſie haben nicht die geringſten Abgaben zu bezahlen. Jederman bewohnet

wohnet ſeine Hütte in Ruhe und verzehret daſelbſt, was er im Faſſe und im Korbe hat und wärmet ſich wohl, wenn es frieret, ohne daß ihm die Feurung einen Heller oder Pfenning koſte. Wo findet man wohl einen angenehmern Aufenthalt? Dieſes Land könnte ein Gelobtes Land vorſtellen; hätte es nur Weinberge aus Champagne, ſo würden ihm alle Länder gewiß weichen müſſen. Aber man hat dort nichts anders als ein gewiſſes Bier von Tannenknoſpen; denn hieraus kochen ſie es, und füllen es hernach auf ein Gefäß, worin ſie Hefen und einen roſinfarbichten Zuckerſyrop gethan haben. Alles dieſes muß zween bis drey Tage durch einander gähren; wenn es ſich nach geſchehener Gährung geſetzet hat, ſo wird es ein klarer Trank, der nicht übel ſchmecket. Allein das Waſſer iſt doch das gewöhnlichſte Getränke, und diejenigen die nichts anders trinken, ſind dabey doch geſund und ſtark, dieweil ſie viel eſſen und nicht allezeit arbeiten.

Der Müſſiggang und die Ruhe gefällt ihnen beſonders; das macht, das Land überhebet ſie tauſend verdrießlicher Sorgen, indem ſie kein Landesherr mit Abgaben beſchweret und alle ihre Arbeit nur um ihres eigenen Unterhalts willen geſchiehet. Sie wiſſen ſich vortrefflich in die Zeit zu ſchicken: ſie freuen ſich in guten und leiden in böſen Tagen; ein jeder hilft ſich ſo gut durch als er kann. Den Früchten von ihrer geringen Arbeit ſehen ſie ohne

Ehr-

Ehrgeiz und ohne Neid entgegen, und da ihr Geſchicke ſie in eine gewiſſe Gleichheit geſetzt hat, ſo wiſſen ſie von keiner Eiferſucht. Weil ſich die Leute in dieſem Lande ſo wenig mit der Arbeit abgeben, ſo zeugen ſie eine Menge Kinder in dem Eheſtande, denn zu andern Liebeshändeln haben ſie keine Gelegenheit. Hier wohnet die Tugend, die ſonſt zu unſern Zeiten ſo ſeltſam iſt. Kein Weibsbild giebt ſich mit einer Mannsperſon ab, wo nicht das Band der Ehe ihre Liebe rechtfertiget, und ich kann zu ihrem Ruhme ſagen, daß Zucht und Keuſchheit, die von ſo vielen andern Weibern verachtet werden, in hieſigen Gegenden bey dem ſchönen Geſchlechte ihren Sitz gefunden haben. Die Eltern behalten eine Tochter, die mannbar iſt, nicht lange bey ſich, welches ihnen jedoch nicht ſchwer fallen würde, ſintemahl ſie ſich ſchlechterdings nach ihrem Willen richtet. Wenn ihr ein Liebhaber ſeine Neigung entdecket und die Geliebte mit ihm eins wird, ſo verbinden ſie ſich ehelich mit einander und ſind weiter auf nichts als auf die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts bedacht. Dieſen Endzweck erhalten ſie auch deſto gewiſſer, als ihre Zärtlichkeit gegen einander von der Jugend an bis zu dem Alter beſtändig fortdauret. Mir ſind zwey benachbarte verehlichte Paare bekannt, von denen jedes achtzehen Kinder gezeuget hat, die alle leben; ein anderes Paar iſt bis auf zwey und zwanzig gekommen und läſſet noch mehrere hoffen.

Man

Man verheiratet ſich nirgends ſo leicht als hier auſſer ſeinem Stande; denn man ſiehet nicht auf das Herkommen der Perſon, ſondern auf ſeinen eigenen Trieb. Da iſt alles gut und wird nichts verachtet; ein Edelmann nimmt in ſein Bette oder vielmehr in ſeine Hütte eine Bäurinn auf um Erben zu erzielen. Wenn der Tod das Band trennet und den Edelmann abfordert, ſo kehret die Witwe, die ſich nicht ſo ſehr über deſſen Abſterben als über die Liebe betrübet, zu ihrem erſten Stande ungeſäumt zurück und nimmet ſich aus ſelbigem wieder einen Mann, ohngeachtet ſie durch dieſe neue Verbindung ihres Ehrentitels verluſtig wird. Eben ſo ſiehet man auch, daß eine Jungfer von Stande, ehe ſie eine Nonne werden will, ihren Adel bey Seite ſetzet und einen gemeinen Kerl ehelichet.

Faſt in allen Familien ſiehet man fünf bis ſechs Kinder und oft noch mehrere. Es wimmelt davon allenthalben, wohin man ſich nur wendet. Und wiewohl man dort nicht wie anderswo, um den Eheſeegen zu erhalten, Wallfahrten anſtellet; ſo folgen ſie doch eins auf das andere, daß man faſt ſagen ſollte, ſie wären alle von einem Alter. Man muß erſtaunen, wenn man in einem Lande, welches wenige Zufuhr von andern Orten hat, und oft die gröſſeſte Noth leidet, die Eltern mit ihrer wenigen Arbeit ſo viele Kinder ernähren ſiehet. Aber hierin beſtehet der Reichthum des Landes, wenn ſie erſtlich im Stande ſind

zu

zu arbeiten, welches ſie frühzeitig zu thun pflegen; ſie erſparen ihren Eltern den Taglohn, welcher dort für die Perſon fünf und zwanzig bis dreyßig Sols beträgt; Unkoſten, die ſie zu ertragen nicht im Stande wären. Es koſtet überaus viel die Ländereyen, die man anbauen will, gehörig einzurichten. Diejenigen, welche man Höhen nennet und in den Gehölzen aufbrechen muß, taugen nichts. Das Korn will daſelbſt nicht fort; und wenn man ſich auch noch ſo viele Mühe giebt es durch den Dünger, daran dorten Mangel iſt, zu treiben, ſo erndtet man doch faſt nichts darauf und ſiehet ſich zuweilen genöthiget ſie liegen zu laſſen. Wenn man Getreyde haben will, ſo muß man die Moräſte austrocknen, welche die See bey hoher Flut unter Waſſer ſetzet, und welche ſie Gründe nennen. Dieſe ſind ſehr gut, aber was gehöret nicht für Arbeit dazu, ehe man ſie tragbar machet? Die See läſſet ſich nicht ſo leicht Schranken ſetzen; und dennoch wiſſen es die Acadier durch gewiſſe ſtarke Dämme, die ſie Aboteaux nennen, zu zwingen, und zwar folgender Geſtalt. Sie rammeln an denen Stellen, wo ſich die See über die Moräſte ergießet, fünf oder ſechs Reihen große und dicke Bäume ein; zwiſchen dieſe Reihen legen ſie wieder andere Bäume in der Länge einen über den andern und füllen alle Lücken mit wohl durchſtampfter Leimerde ſo dicht aus, daß das Waſſer nicht weiter dadurch dringen kann. Mitten an dieſen Werken machen ſie eine Schleuſe, welche bey niedriger Flut dem Moraſtwaſſer den Abfluß erleichtert, das Seewaſſer aber

hindert, daß es nicht hereintreten darf. Eine ſolche Arbeit, die man nur zu gewiſſen Zeiten vornehmen kann, wenn die See nicht ſo hoch aufläuft, koſtet große Mühe und erfordert viele Zeit; allein die reiche Erndte, die man von dem zweyten Jahre an, nachdem das Erdreich vom Regenwaſſer befeuchtet worden iſt, darauf thut, erſetzet die angewandten Koſten wieder. Da die Ländereyen verſchiedenen zugehören, ſo arbeiten ſie gemeinſchaftlich daran. Wenn ſie einem ins beſondere zugehöreten, ſo müſte dieſer die anderen bezahlen, oder ihnen doch wieder ſo viele Tage arbeiten, als ſie ihm gearbeitet haben; und auf dieſe Art pflegen ſie ſich gemeiniglich unter einander zu vergleichen.

Die neuen Einwohner in Acadien haben viel rühmliches an ſich, beſonders was ihre natürliche Fähigkeit und Geſchicklichkeit betrifft. Sie ſind gute Meiſter in allen Handwerken, ohne dieſelben erlernet zu haben; es iſt nichts, damit ſie nicht umzugehen wiſſen, denn hundertfache Bedürfniſſe nöthigen ſie ſich dasjenige ſelbſt zu verſchaffen, was ihnen fehlet. Alſo verfertigen ſie ſich von ihrer Wolle ihre Kleider, Mützen und Strümpfe; ſie halten nichts von neuen Moden, ſondern bleiben bey ihren Caputröcken; von den Häuten der Seewölfe und Elendthiere machen ſie ſich platte und bequeme Schuhe; aus ihrem Flachſe verfertigen ſie Leinwand: kurz, ſie verſchaffen ſich durch ihre eigene Arbeit alles, was ſie zur Bedeckung ihrer Blöße nöthig haben. Wenn es ihnen etwa an einer Erfindung fehlet, und ſie bekommen nur ein Muſter zu ſehen, ſo iſt es ihnen

etwas leichtes daſſelbe nachzumachen. Sie ruhen auch nicht eher, als bis ſie damit fertig geworden ſind, wie tauſend Dinge beweiſen könnten, wenn es nicht zu weitläuftig wäre dieſelben anzuführen.

Um von ihrer natürlichen Geſchicklichkeit eine Probe zu geben, will ich nur eines gewiſſen Werkes gedenken, daran ich einigermaßen Theil gehabt habe. Sie hatten ihr Lebetage keine Barke oder Schalupe zimmern geſehen, und dennoch, da ſie vernahmen, daß ich Luſt hätte Stockfiſch fangen zu laſſen, von welcher Fiſcherey ſie bisher nichts gewuſt hatten, brachten ſie einige Fahrzeuge recht glücklich zu Stande und fiengen an dieſelben mit gutem Erfolge auf der See zu gebrauchen. Zuletzt legten ſie ſich alle auf den Fiſchfang, in Hoffnung dabey etwas zu gewinnen. Ich gab ihnen auf dieſe Weiſe Gelegenheit leichter ihr Brodt zu verdienen, und ich fand meine Rechnung zugleich dabey, daß ich ihnen ihre Fiſche abnahm. Gegen den Ausgang des Winters fiengen ſie an Schalupen zu verfertigen, die auf zwanzig Schuhe in der Länge hatten, um damit auszulaufen und aus der See die Mittel zu einem vortheilhaften Gewerbe zu hohlen. So bald der Frühling eintrat, ſo ſahe man überall auf der Küſte nichts als Fahrzeuge, die entweder Stockfiſch fiengen oder ſolchen in Vorrathshäuſer brachten, die ledig ſtunden und die ich miethete, um ihnen noch einen größern Gefallen zu erweiſen. Damit ihnen der Fiſch bezahlt würde, hatte ich ihnen zum voraus alle nöthige Bedürfniſſe gegeben; und dies war ein Vor-

theil, welcher der ganzen Familie zu ſtatten kam. Es war auch nicht mehr als billig, daß ein jeder in derſelben Theil daran hatte; denn der Vater, die Mutter und die Kinder hatten ſich mit dieſer Fiſcherey beſchäfftiget, durch welche ſie Mittel fanden ihre Schulden los zu werden, und ich zu meiner Bezahlung gelangte. Ich ſahe den Frühling und Sommer hindurch mehr als dreyßig tauſend Fiſche einſaltzen und zuſammen packen. Zu Port-Royal legte man mir aus beſonderer Erkenntlichkeit den Titel eines Vaters der Fiſcher bey. Der Fang war daſelbſt auch faſt eben ſo ſtark als zu Plaiſance auf der Inſel Terre Neuve; aber darin beſtund der Unterſcheid, daß man den Stockfiſch nicht trocknete, ſondern ihn friſch einpöckelte, welches man in dieſem Lande noch nicht geſehen hatte. Ich muß geſtehen, daß er dazu nicht ſo tüchtig, noch ſonſt ſo gut als derjenige war, der auf der großen Bank gefangen wird; aber ich hatte wichtige Urſachen, ihn auf keine andere Weiſe zurichten zu laſſen. Kurz ich bekam von dieſen Einwohnern innerhalb ſechs Monaten mehr Fiſche, als eine alte und berühmte Geſellſchaft, die ſich in dieſer Gegend der Fiſcherey wegen geſetzet hatte, in zwanzig Jahren hat fangen können.

Ich muß aber auch noch als eine rühmliche Eigenſchaft der hieſigen Leute ihre beſondere Treue anführen. Das nächſtangrenzende Neu-England hat hundertmahl getrachtet ſich dieſelben unterwürfig zu machen. Allein ſie haben lieber das Ungemach des Krieges ausſtehen, als von ihrem Könige abfallen wollen. So grauſam auch die Feinde

de mit ihnen umgiengen, indem ihr Vieh getödtet, ihre Häuſer in Brand geſtecket und ihre Güter geplündert wurden, ſo blieben ſie doch beſtändig; und zwar zu einer Zeit, da Frankreich ſie nicht unterſtützen konnte; da ihnen hergegen von jener Seite aller Schutz verſprochen ward, wenn ſie hätten abfallen wollen. Allein ſie ließen ſich durch dieſe Lockungen nicht einnehmen und wollten durchaus keine Engländer werden; ſie verfochten vielmehr ihr Recht mit aller Herzhaftigkeit, und da ſie endlich der Gewalt weichen muſten, ſo blieben ſie auch als überwundene noch immerfort gut Franzöſiſch.

Nachdem ſich alſo die Engländer Meiſter von dem Lande gemachet hatten, ſo ſetzte man Statthalter über ſie, welche ſie mit allem benöthigten an Nahrung und Kleidern verſehen muſten. Wie ſie aber ſahen, daß dieſelben auch dadurch nicht zu gewinnen waren, und man ihnen nicht gar zu wohl trauen durfte, ſo zogen ſie wieder ab und ließen die Eroberung gänzlich fahren. Alſo haben dieſe Leute allezeit mit gleicher Standhaftigkeit ihren Eifer für ihren König bezeiget; wie viele andere Völker würden nicht, wenn ſie wie dieſes, auf das äußerſte gebracht geweſen wären, gerne ihren Landesherrn vertauſcht haben, um ſich glücklicher zu machen? Die Ruhe und die Freyheit, deren ſie ſeit geraumer Zeit unter Frankreich genoſſen haben, erhalten ſie vielleicht in einer ſo unveränderlichen Treue gegen daſſelbe. Allein, wenn ich die Vortheile erwege, die ſie von der andern Seite erwarten konnten, und die ſie ohngeachtet ihrer

elenden Umſtände von ſich wieſen, da doch der Eigennutz eine ſo groſse Macht über den Menſchen hat; ſo muß ich glauben, daß eine reine und zärtliche Liebe zu ihrem Oberherrn allemahl über die Reizungen des Gewinnſtes die Oberhand behalten habe. Ihr Verdienſt iſt daher um ſo viel gröſſer, und ich begreiſe nicht, wie ſie eine ſolche Standhaftigkeit haben bezeigen können.

In einem ſo groſſen Lande, wo, um daſſelbe in Aufnahme zu bringen, der Handel billig einem jeden frey ſtehen ſollte, darf nicht ein einziger Einwohner handeln. Unternimmt er dergleichen auch nur mit den Einheimiſchen von einer Pflanzſtatt zur andern, ſo ſtöret man ihn unter dem ſcheinbaren Vorwande, der allemahl einen niederträchtigen Eigennutz zum Grunde hat; man nimmt ihm ſeine Gebäude und veranlaſſet dadurch, daß Oerter, die fruchtbar werden könnten, wüſte liegen bleiben. Der Hof iſt niemahls von demjenigen, was hier vorgehet, recht unterrichtet worden; es mögte aber nun bald geſchehen und folglich alles eine andere Geſtalt gewinnen. Auf die Handlung verſtehen wir uns gar nicht; ſo ein guter Franzoſe wie ich bin, ſo muß ich es doch allhier bekennen und mit meinem eigenen Wiederwillen andere Nationen loben. Wir ſind geſchickter, wie ſie, Städte einzunehmen; ganz Europa iſt Zeuge davon; allein wir verſtehen nicht ſo gut, als ſie, Länder in Aufnahme zu bringen. Wir ſind in dieſem Stücke niemahls eiferſüchtig geweſen, und wir ſind auch zu ſolchen Sachen nicht aufgelegt, darum thun es uns andere in Anbauung

…ng der Länder weit zuvor. Man ſehe Neu-England an; Boſton, welches jetzo ein Ort iſt, der wegen des Handels, den es in alle Länder treibt, ſeines gleichen nicht hat, war vor dieſem weit ſchlechter, als Port Royal iſt. Was hält uns zurück, daß wir nicht alle Meere durchſtreichen und in hundert unterſchiedenen Ländern die Fiſche verkaufen, die wir ſo häufig fangen? Wir haben ja Schiffe und Hafen, warum treiben wir denn auch keinen Handel zur See und ſuchen uns dadurch wie andere Völker zu bereichern? Man könnte gewiß ein großes durch das Holz und die Fiſche, die Acadien hervor bringet, gewinnen. Aus jenem könnte man Planken, Schiffbauholz und Maſten zimmern; dieſe aber würden dem Menſchen mit zu ihrem Unterhalte dienen. Es könnte dieſes Land eine Niederlage zwiſchen Frankreich und den Inſeln ſeyn. So arm es jetzo iſt, ſo reich würde es in kurzem werden und an allem einen Ueberfluß bekommen. Die Einwohner würden ſo dann den wichtigen Handel, den die benachbarten Engländer mit ſo gutem Fortgange treiben, zu Grunde richten können; ja ſie würden auch Matroſen zu den Dienſten ihres Königs ziehen. Aber das ſind Sachen, die mich eigentlich nicht angehen, und wofür unſere Staatsminiſter Sorge tragen müſſen. Gemeiniglich pflegen dieſe wenig darauf zu achten, was ihnen der gemeine Mann nach ſeiner Einſicht vorſtellet; inzwiſchen kann ich mich doch nicht entbrechen es rund aus zu ſagen, daß die Acadier von ihnen die Mittel ſich aus ihrem Elende zu helfen, allein fordern müſſen.

Wenn ſie ſich auf die Kaufmannſchaft legten, würden ſie den gröſten Theil des Jahres nicht ſo müßig zubringen. Denn nachdem ſie ihre Felder beſtellet und ihre Erndte verrichtet haben, ſo haben ſie faſt nichts weiter zu thun. Zum guten Glücke ſind dieſe beyde Jahrszeiten nicht weit von einander entfernt. Denn zu Anfange des Frühjahrs wird das Getreyde ausgeſäet, und mit dem Ausgange des Sommers erndtet man es ein. Es iſt nicht ſo wie in Frankreich, wo die Saat gemeiniglich im Weinmonate, und die Erndte erſtlich in dem Auguſt des folgenden Jahres geſchiehet. Das Getreyde würde ſich dort den Winter hindurch wegen der ſtrengen Kälte unmöglich in der Erde erhalten können. Während dieſer rauhen Jahrszeit und im Herbſte begeben ſich einige auf die Jagd und verfolgen die Marder, Füchſe, Fiſchottern, Biber, Bären und Eiende; aber ſie haben lange nicht ſo viele Vortheile als Ungemach von dieſer Jagd, und dennoch bringen ſie ihre Zeit damit zu.

Wenn die Seewölfe im Jenner auf das Land kommen um ihre Jungen zu werfen, können ſie dieſelben überfallen und einen ſehr vortheilhaften Fang thun. Alle dieſe Thiere, die ſonſt nur im Waſſer leben, kommen zu ſolchem Ende auf einem geraumigen und mitten im Waſſer liegenden Felſen zuſammen. Die Einwohner können in einem Tage von Port-Royal dahin kommen: ſie müſſen aber ohne Lärmen ausſteigen und in aller Geſchwindigkeit den Fels umzingeln. So dann haben die Jäger nichts weiter zu

thun,

thun, als daß ſie mit einem dicken Prügel in der Hand immer näher auf den Felſen anrücken; ſie machen darauf ein Geräuſch, daß die Thiere es hören, welche davon erſchrecken und in der Furcht nach der See ihre einzige Rettung vor den Mordhänden dieſer Jäger ſuchen. Aber indem ſie gleichſam eingeſchloſſen ſind, mögen ſie ſich wenden wohin ſie wollen, ſo laufen ſie ihrem Verderben in den Rachen. Die Alten und die Jungen eilen alle durch einander in die Flucht, aber man läſſet ſie nicht weit kommen, indem die Prügel von allen Seiten wie ein Hagel auf ſie fallen. Wenn man nur einigermaßen einen gewiſſen Schlag hat und das Thier auf die Naſe trifft, ſo bekommt es gleich ſeinen Reſt; durch dergleichen Schläge wird es gänzlich betäubet, und man kann zuweilen in weniger als einer Stunde ihrer fünf bis ſechs hundert tödten.

Dieſe Thiere, von denen die alten zuweilen ſo groß als kleine Rinder, die jungen aber wie Kälber und alle ſehr fett ſind, haben einen ſchweren Gang und wälzen ſich nur über der Erde fort: denn auf ihren Füßen, die ſehr kurz und wie Floßfedern geſtalt ſind, können ſie nicht laufen, daher die Jäger Zeit genug haben ſie anzuhalten und todt zu ſchlagen, wie ich bereits geſagt habe. Uebrigens bedienen ſie ſich ihrer Zähne zu ihrer Vertheidigung nicht, ob ſie gleich von Natur ſehr wohl damit verſehen ſind und einen ungemein dicken Kopf haben, der wie ein Kalbskopf ausſiehet; ſie machen nur ein ſchwaches, aber doch fürchterliches Geſchrey. Dieſe Jagd iſt ſo angenehm als nützlich

lich und erfordert keine ſonderliche Koſten. Wenn man dieſe Thiere an Ort und Stelle gebracht hat, ſo wird das Fett daraus genommen und der Thran davon gekocht, welcher der beſte zu brennen iſt, und der auch am ſtärkſten abgehet. Die Haut wird von den neuen Einwohnern ſo wohl als von den Wilden zu Schuhen gebrauchet; in Frankreich und an andern Orten werden auch Kiſten damit beſchlagen. Bey den alten Meerwölfen iſt ſie ſchwarz und weißgrau geſlecket, bey den Jungen aber ganz weiß; das Haar darauf iſt durchgehends ſehr kurz. Was das Fleiſch betrifft, ſo können diejenigen es genießen, die den Wildgeſchmack lieben, aber es iſt ein überaus ſchlechtes Eſſen, man mag es zubereiten wie man will.

Wir wollen ſehen, was die Acadier am liebſten eſſen mögen, und worin ihre gewöhnliche Nahrung beſtehe. Sie ſind darin ziemlich eigen und beobachten eine gewiſſe Wahl in ihren Speiſen, wiewohl es nicht allemahl die niedlichſten ſind, deren ſie ſich bedienen. Nichts ſchmecket ihnen beſſer als der Speck, und ohne deſſen überdrüßig zu werden, können ſie ihn des Tages zweymahl eſſen; ſie ziehen denſelben den Rebhühnern und Kaninichen vor, die man dort häufig in den Wäldern findet, und die ſie in der Abſicht ſie zu verkaufen ſchießen oder fangen. Ich befand mich dabey eben nicht übel; denn wenn dem einen etwas zuwieder iſt, ſo iſt der andere ein Liebhaber davon: die Rebhühner ſchienen mir von einem ganz unvergleichlichen Geſchmacke zu ſeyn, und ich habe mir oft um einen wohl-

feilen

feilen Preis etwas damit zu gute gethan. Ich fand ſie zuletzt weit beſſer als die Franzöſiſchen; und ins beſondere ſind diejenigen, welche man aus Auvergne und Angoumois bekommt, nach meinem Geſchmacke ihnen nicht gleich zu ſchätzen; und wenn ich bey einem Gaſtmahle unter dieſen dreyen Arten die Wahl hätte, ſo würde ich den Acadiſchen gewiß den Vorzug geben. Aber indem ich von ihrer Güte ſo viel Rühmens mache, ſo muß ich auch zum Vortheile der andern gedenken, daß dieſelben an äußerlicher Schönheit vieles voraus haben.

Eins iſt noch für unſere Rebhühner anzuführen, nämlich daß ſie das ganze Jahr hindurch gut ſind, da hingegen die Acadiſchen mitten im Winter ihren Wildgeſchmack gänzlich verlieren. Es iſt dieſes in der That Schade, zumahl ſie weit köſtlicher als unſere und auch wohl noch einmahl ſo groß ſind. Die Farbe ihrer Federn verändern ſie niemahls, ſie mögen jung oder alt ſeyn; die Weibchen inſonderheit bleiben immer ganz grau. Ein dunkeles Braun, das ſich damit vermiſchet, macht ſie noch etwas ſchöner. Ihr Schwanz iſt ziemlich lang und ſiehet wie ein Fächer aus; er iſt breit und ihnen daher nützlich um geſchwinder zu fliegen, wiewohl die Natur ſie auch mit guten Flügeln verſehen hat. Ein Zopf dienet ihnen an ſtatt eines kleinen Sonnenſchirms, und ihre Füße ſind mit weichen Pflaumfedern ſtark bewachſen. Die Männchen unterſcheiden ſich bloß dadurch von den Weibchen, daß ſie um den Hals einen Ring haben. Derſelbe iſt ziemlich breit und flammicht, wie

wie die Farbe des Kropfes bey den Tauben zu ſeyn pfleget. Sie ſitzen auf den Bäumen und ſchlagen mit den Flügeln wenn ſie ſich paaren wollen. Das Geräuſch, welches ſie dadurch verurſachen, iſt ſo ſtark, daß die Jäger, welche ihnen nachſtellen, ſie in der Ferne hören können. Wenn ein ganzes Volk beyſammen iſt und ihrer viele auf einem Baume ſitzen, ſchießet man ſie eines nach dem andern herunter, ohne daß der Knall die übrigen verjagen ſollte. Wann die Erde ganz mit Schnee bedecket iſt und ſie keine kleine Saamenkörner mehr finden, ſo freſſen ſie nichts als die Knoſpen von den Bäumen, welches die Urſache iſt, daß ſie mager und unſchmackhaft werden.

Wir müſſen nun auch die Kaninichen beſchreiben, weil ſie doch eben ſo wie die Rebhühner von uns geſuchet werden. Aber ehe wir von ihnen zu reden anfangen, wollen wir ſie zu Thieren von einer ganz andern Art machen; denn es ſind ohnſtreitig Haſen, wie ich beweiſen will. Sie graben ſich nicht in die Erde, ſondern haben ihr Lager über derſelben; ſie werfen nicht mehr als zwey jungen, und ihr Fleiſch iſt auch ſchwarz, aus welchem allen ſich genugſam ſchließen läſſet, daß man ſie zu der vorgemeldeten Art zählen müſſe. Sie ändern wie die Faſanen ihre Farbe; denn im Winter ſind ſie weiß und im Sommer ganz grau. Woher rühret aber eine ſo ſonderbare Verwandelung? Vielleicht von einer bloßen Einbildung, weil ſie ein halb Jahr und darüber nichts als die überaus weiße Farbe des überall in den Wäldern liegenden Schnees zu

ſehen

ſehen bekommen. Aber nein, daher entſtehet ſie nicht, ſonſt müſten aus eben dem Grunde die Haſen zu der Zeit, wenn alles grünet, auch eine grüne Farbe haben. Soll ich allenfalls meine Meynung ſagen, ſo glaube ich, daß hier die Kälte ihre größeſte Kraft zeige und in das Haar aller dieſer Thiere wirke, deſſen zarte Röhren es zuletzt insgeſammt verſtopfet und den Zufluß ſeines Nahrungsſaftes verhindert, durch welchen Mangel denn ſeine weiße Farbe entſtehet. Dieſer Satz iſt daher richtig, weil dies Haar nur ſo lange weiß iſt, als der Winter dauret, und daſſelbe, ſo bald der die Natur wieder belebende Frühling die durch den Winter verſtopfte Röhren erweitert, vermittelſt der neuen eintretenden Säfte ſeine erſte Farbe durchgehends wieder annimmt.

Dieſe Thiere litten während der ſtrengen Winterszeit noch eine andere Veränderung, die mir ſehr nahe gieng; die Tannenbäume dienten ihnen allein zur Nahrung und ihr Fleiſch nahm einen ſo ſtarken Geſchmack davon an, daß es unmöglich war ihm denſelben zu benehmen, man mogte es zurichten wie man wollte. Ich konnte es alsdann den Einwohnern nicht verdenken, daß ſie dieſelben nicht zu ihrer Speiſe gebrauchten; ſie ſind niemahls ſo gut als die Franzöſiſchen Haſen; ſie unterſcheiden ſich auch dadurch von ihnen, daß ſie nicht ſo lange Ohren, und einen kürzeren Schwanz haben, auch überhaupt nicht ſo groß ſind. Dieſes aber kann ich dieſen Leuten nicht zu gut halten, daß ſie weder Kalb- noch Lammfleiſch eſſen; man wird es nie auf

ihrer

ihrer Tafel ſehen; ſie laſſen erſtlich Rinder und Hämmel daraus werden. Den Kopf, die Füße, die Nieren und das Gekröſe von dieſen letzteren werfen ſie den Schweinen, als ihrem zahlreichſten Viehe, vor, und ſelbſt mit dem Eingeweide von den Ochſen gehen ſie nicht anders um. Allein da das Schweinefleiſch ihre liebſte Speiſe iſt, ſo nimmt es mich nicht Wunder, wenn ich ſehe, daß ſie dieſen Thieren etwas zu freſſen geben, das die Menſchen ſonſt wohl eſſen mögen.

Sie halten die Erdſchwämme für das ſtärkſte Gift, und ich entſchuldige ſie in dieſem Punkte, weil ſie ihre Urſachen dazu hatten und es gewiß iſt, daß dieſelben manchem ſehr übel bekommen ſind. Allein ich kehrete mich daran nicht: ſie ſchmecketen mir ſehr gut, und ich aß mich ganz ſatt darin, ohne davon krank zu werden; ob mich gleich ein jeder mit einigem Mitleiden anſahe. Eben ſo wenig halten ſie auch von dem Salate, bey welchem ich mich ſehr gut befand.

Sie haben außer Artiſchocken und Spargel einen Ueberfluß von allerhand Küchengewächſen, die alle unvergleichlich ſind. Man ſiehet ganze Felder mit Kopfkohl und Steckrüben bedecket, welche ſie das ganze Jahr hindurch erhalten. Die Rüben thun ſie in den Keller; dieſelben ſind ſaftig, ſüß wie Zucker und weit beſſer, als die man in Frankreich hat; ſie eſſen dieſelben auch, wie große Caſtanien, die man in der Aſche braten läßt. Der Kohl bleibt, wenn er aufgezogen iſt, auf dem Felde liegen, ſo daß der

Kopf

Kopf unterwärts und der Strumpf in die Höhe gekehret iſt. Der Schnee, welcher ihn fünf bis ſechs Fuß hoch bedecket, erhält ihn auf dieſe Weiſe, und daſelbſt hohlet man denſelben ſo wie man ihn nöthig hat, nach und nach ab. Inzwiſchen pfleget man davon auch einen Vorrath in den Keller zu legen. Dieſe beyden Arten von Küchengewächſen werden allezeit in einem Topfe mit einander gekochet, und man bereitet davon ſehr reichliche Suppen, die mit dicken Stücken Speck angefüllet ſind. Vornehmlich aber wird viel Kohl verbrauchet; denn die Leute eſſen nichts als das Herz oder das innerſte davon, das übrige iſt für die Schweine als ihre einzige Nahrung zur Winterszeit beſtimmet, und dieſes fräßige Vieh, davon ſie eine große Anzahl halten, läſſet ſich nicht mit wenigem abſpeiſen. Es giebt gewiſſe Inſeln längſt dem St. Johannesfluſſe, allwo ihre Fütterung den Sommer und zum Theil auch den Herbſt hindurch nichts koſtet, weil daſelbſt die Eichen und Büchen ſehr häufig ſind. Mit angehendem Frühlinge bringet man ſieben oder acht trächtige Säue auf dieſe Inſeln, daß ſie dort ihre jungen werfen, die ſich hernach mit den Früchten der gedachten Bäume mäſten. Wenn der Winter eintritt, ſo hohlen ſie dieſelben nach Hauſe, und haben weiter keine Arbeit damit, als ſie nur zu ſchlachten und einzupöckeln. Dieſe jungen Schweine ſchmecken unvergleichlich, wenn ſie ein wenig in der Sülze gelegen haben; und wenn man rechte Spanferkel eſſen will, ſo muß man ſich in dies Land begeben; denn ſie ſind ungemein niedlich. Es iſt eine Luſt

ihre

ihre Heerden anzuſehen, wenn die rechte Zeit iſt. Sie ſind aber nicht ſo lang und ſo groß als in unſerem Lande.

Das Rindfleiſch ließe ſich auch das ganze Jahr hindurch in der Pöckel halten; allein die Acadier ſind nicht reich, und alle haben nicht das Vermögen ſich auf dieſe Art zu verſorgen. Einige, die ſich beſſer als die andern ſtehen und zahlreiche Familien haben, ſchlachten zuweilen ein Rind und ſalzen es ein. Das größeſte und fetteſte koſtet mit Haut und Haar nicht mehr als funfzig Franken und das Pfund zween Sols, welches der geſetzte Preis iſt. Das Fleiſch iſt koſtbar, nur iſt es Schade, daß man es nicht allemahl friſch haben kann, weil nicht Menſchen genug da ſind um es ſo bald zu verzehren. Die Ochſen weiden in den Wäldern, wo ſie allerhand Kräuter eſſen, die ihnen einen ganz unvergleichlichen Geſchmack geben, und ſie bleiben daſelbſt ſo lange, bis ſie ſich nicht mehr vor dem Stechen der Maringoinen oder Mücken retten können. Gemeiniglich werden ſie zu Anfange des Winters geſchlachtet und ſtückweiſe auf das ganze Jahr eingepöckelt. Weil ich mir nicht anders helfen konnte, ſo ließ ich auch einen nach Landes Gebrauche einſalzen, der meinen Factoren und mir bis auf den letzten Biſſen überaus gut ſchmeckete. Zu Quebec, welches weiter als Port Royal in Norden lieget, kommt das Rindfleiſch gar nicht ins Salz, ſondern wird nur gleich, nachdem der Hausgenoſſen viel

ſind

ſind, in grӧßere oder kleinere Stücke zerleget. Wenn dieſe rechtſchaffen durchgefroren ſind, thut man ſie in Kiſten, wo ſie ſich bis in den Maymonat auf dieſe Weiſe ohne aufzuthauen erhalten, und ſo lange kann man das Rindfleiſch allezeit friſch genießen.

Die Hämmel ſind dort ebenfalls beſonders ſchӧn und ſo groß als diejenigen, welche man in Beauvais findet. Daneben kann man ſie um einen billigen Preis haben, indem die allerſchӧnſten, die ganz fett ſind, nicht hӧher als zu acht Franken bezahlet werden; aber ſie kommen nicht häufig zu Kaufe, weil man ſie wegen der Wolle hält. Es ſind dieſelben eben wie die Ochſen insgemein nur im Herbſte fett, weil auf den Hügeln, woſelbſt ſie ihre einzige Weide finden kӧnnen, wenig Kraut wächſet. Kühe werden dort gar nicht geſchlachtet, denn man hält gar zu viel von der Milch, und vielleicht machet dieſes auch, daß die Einwohner kein Kalbfleiſch eſſen; denn ſo bald man das Kalb von der Mutter wegnimmt, giebt ſie keine Milch mehr, welches eine beſondere Eigenſchaft der Kühe in dieſem Lande iſt.

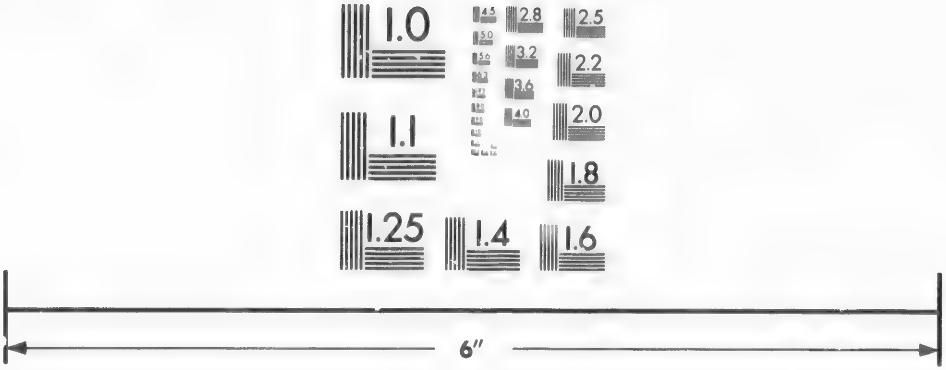
An Federviehe fehlet es hier nicht; aber es kommt einem wenig davon zu gute; denn die jungen Hühner werden für unſre Kaufleute aufgehoben. Wenn man ſolche zuweilen eſſen will, ſo verdrießt einen das viele Geld, das ſie koſten.

Das Flügelwildpret iſt hier zu gewiſſen Zeiten ziemlich häufig, und alsdenn kann man ſich etwas zu gute thun. Die Jagd der Enten, Kriechenten, Trappen und Gänſe iſt ganz ſonderbar wegen der liſt, die man brauchet ihnen anzukommen. Wenn man dies Wildpret von weitem auf dem Waſſer gewahr wird, ſo nähert man ſich dem Ufer, doch ſo das man ſich wohlverſtecket hält, und läſſet einen wohlabgerichteten Spürhund immittelſt in der Gegend hin und her laufen. Das Geflügel, welches den Hund herum hüpfen und allerhand luſtſprünge nach einem Stocke, den er ohne Unterlaß in die Höhe wirft, machen ſiehet, kommt ohne aufzufliegen immer näher zu ihm, um alle ſeine Gaukeleyen recht anzuſehen. Dieſer Hund verſtehet ſeine Kunſt daſſelbe bey der Naſe herumzuführen ſo gut, daß er es immer näher nach dem Hinterhalte locket, wo ſich ſein Herr verborgen hält, der zuletzt mit ſeinem Rohre darunter ſchießet. Und ſo verhält es ſich mit der Jagd auf der Küſte, davon ein jeder Hauswirth im Herbſte ſo wohl als im Frühlinge ſo viel Federwild haben kann als er gebrauchet. Ja in einem Tage hat dort mancher einen größern Vorrath davon in ſeiner Strohhütte, als an vielen andern Orten gewiſſe Edelleute in einem ganzen Jahre in ihren adelichen Landhäuſern aufweiſen können.

In dieſen rauhen Gegenden nähren ſich ſehr viel Leute vom Wildſchießen. Im Winter und im

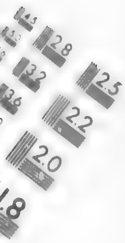
Sommer läſſet ſich da keines antreffen; die große Kälte vertreibet daſſelbe, indem die Flüſſe und Seen gefroren ſind, daß es ſeine Nahrung nicht finden kann; und ſo bald die Sommerhitze ihren Anfang nimmt, ſo begiebt es ſich anderswohin um zu hecken. Zum Unglücke fand man es da, wo ich war, ſo häufig nicht, und die Jagd iſt auch in dieſer Gegend mühſam und beſchwerlich. Nur ein wilder oder wenigſtens ein hieſiger Einwohner iſt im Stande ſich zu ſeinem Nutzen und Vergnügen damit zu beſchäfftigen. Man muß in den Moräſten den Schlamm auf hohen und dicken Schuhen durchwaten, allwo man öfters, dem Wildprete nicht nahe genug kommen und keinen ſichern Schuß thun kann. So groß ſonſt meine Neigung zur Jagd iſt, ſo weiß ich doch meine Begierden zu mäßigen; ich machte mir zuletzt nichts mehr daraus, weil ich doch nur allezeit müde Beine bekam, aber niemahls etwas nach Hauſe brachte. Man wird einer Sache gar bald überdrüſſig, die mit lauter Beſchwerden und mit keinem Vortheile verknüpfet iſt. Ich machte mir zwar die Hoffnung, daß ich meine Zeit zwiſchen den gewöhnlichen Geſchäfften und der edlen Jagdluſt würde vertheilen können. Allein zur Winterszeit kann man hier zu Lande wegen des häufigen und als hohe Berge liegenden Schnees nirgends fortkommen; des Sommers hingegen wird man von den abſcheulichen Maringoinen erſchrecklich geplaget.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



Während vier Monaten, die ſonſt die ſchönſte Jahrszeit ausmachen, läſſet ſich keine Seele auf dem freyen Felde ſehen, weil man ſich kaum in den Häuſern bergen kann. Dies Ungeziefer muß man durch Rauch vertreiben, wenn man Friede vor demſelben haben will. Es iſt ſo begierig nach Menſchenblute, daß es mit ſeinem Stachel bis an die Knochen dringet und daſſelbe beſtändig einſauget. Hätte ich mich einer ſo beſchwerlichen Plage bloß ſtellen wollen, würde ich Gelegenheit genug gehabt haben, ſo wohl Haſen als Rebhühner in den Wäldern zu ſchießen. Allein es war mir allzu koſtbar dieſelben mit meinem Blute zu erkaufen.

Das beſte Schießen iſt in dieſem Lande, wenn die Trappen Norden verlaſſen und haufenweiſe nach Süden ziehen, oder wenn ſie aus Süden zurück kommen und ſich wieder nach Norden wenden. Sie ziehen im Wintermonate durch dieſe Gegend und nehmen dadurch auch im Maymonate ihren Rückweg. Inzwiſchen erlegte ich nicht viel von dieſem Wildprete; es war meines Erachtens Schade; denn die Trappen ſind ſchön und beynahe eben ſo groß als Schwäne. In der Farbe kommen ſie unſern wilden Gänſen bey, nur mit dem Unterſcheide, daß ſie einen violblauen Hals und an beyden Seiten des Kopfes weiße Flecken haben.

Zu der Zeit, wenn der Fiſch ſtreichet, denn alle-

zeit kann man ihn nicht habhaft werden, ſänget man eine groſſe Menge derſelben, und den Einwohnern kommt dieſes in Anſehung ihres Unterhalts ſehr wohl zuſtatten. Sie verfahren dabey auf folgende Weiſe. Man verſchlägt die Mündung der Bäche und Flüſſe, in welche das Seewaſſer hinauf tritt, mit dicht an einander ſtehenden Pfählen. Bey hohem Waſſer gehet der Fiſch darüber und ſuchet den Schlamm in den Moräſten. Wenn die See nun wieder ſtark gefallen iſt und der Fiſch merket, daß ihm das Waſſer zu klein wird, ſo nimmt er ſeinen Gang mit der Ebbe zurück. Weil aber mittlerweile das Waſſer ſchon ſo niedrig geworden iſt, daß er nicht mehr über die Pfähle zurück kommen kann, ſo ſiehet er ſich eingeſperret und wird daſelbſt gefangen. Der erſte Fiſch, den man auf dieſe Weiſe fängt, und der ſich im Frühlinge einfindet, iſt eine Art von Aalraupen, die zwar nicht vollkommen ſo gut wie die Franzöſiſchen ſind, jedoch ihnen auch gar wenig nachgeben und ſich überaus wohl eſſen laſſen. Dieſem folget der Halbfiſch, womit die Flüſſe ganz angefüllet ſind. Er iſt dort nicht beſſer als anderswo, inzwiſchen hat man doch immer friſche Fiſche, und man könnte ſich glücklich ſchätzen, wenn er ſich auch zur Faſtenzeit fangen ließe, da man lauter geſalzene Fiſche eſſen muß. Ich weiß, was ich ausgeſtanden habe, da alle meine Mahlzeiten in getrocknetem und geſalzenem Stockfiſche beſtunden, den ich noch dazu mit Oele eſſen

muſte, weil es an Butter fehlte. Man machet ſolche zwar im Lande, aber ſie tauget nichts, und ein jeder Einwohner hebt deren nur einen ſehr kleinen Vorrath für ſich ſelbſt auf, indem man lieber die Milch iſſet.

Hiernächſt kommt der Gaſparot, von dem man mehr fänget, als man verlanget, wenn er um in ſüßem Waſſer zu laichen, die Bäche hinauf gehet. Er ſiehet wie eine Makrele aus, iſt darin aber von ihr unterſchieden, daß er weit kleiner und auch lange nicht ſo gut iſt. Man leget ihn auf die Häuſer, die ein bretternes Dach haben, um ihn in der Sonne zu trocknen.

Darauf folgt die Elſe, welche in ſo großer Menge gefangen wird, daß über die Hälfte davon nicht gebraucht wird. So lange ſie ſich hält, wird ſie friſch gegeſſen, und man ſalzet ſo viel davon ein, als man nöthig hat. Ein jeder füllet damit ganze Fäßer an, aber dieſer Fiſch iſt ſo fett, daß er ſich nicht allemahl gar zu gut im Salze hält. Ich weiß nicht, wovon er in dieſem Lande leben mag, aber dies habe ich erfahren, daß einer von meinen Factoren, der friſch davon gegeſſen hatte, ſich faſt das Herz aus dem Leibe brach; der andere ward ſehr krank davon, und mir ſelbſt bekam er auch nicht allzuwohl. Allem Anſehen nach war er unſerer Natur zuwieder, und wir überließen ihn den Einwohnern, welche ſich recht gut dabey befanden.

Der

Der Stöhr, die Barbe, der Aal und die Sardelle ſind hier ebenfalls ganz gemein. Ich weiß nicht, ob die Barbe in Frankreich bekannt iſt, und will daher allenfalls eine Beſchreibung davon geben: ſie ſiehet wie ein Hecht aus und wird auch eben ſo groß, ſie hat auch gleichwie jener, ein ſehr weißes und feſtes Fleiſch; und wenn ſie mit den Brühen zugerichtet wurde, womit der Hecht am beſten zu ſchmecken pflegt, ſo fand ich ſie allezeit niedlicher.

Die Forelle und der Lachs ſind auch an einigen Orten in großer Menge anzutreffen, aber ich ſahe zu Port Royal niemahls ein Stück davon auf dem Roſte gebraten. Auf einer Reiſe, die ich nach der Feſtung am St. Johannisfluſſe that, wovon unten eine Beſchreibung vorkommen wird, aß ich ſo viel davon, daß ich bald einen Eckel davor bekam. Allein den Stöhr würde ich mir dort niemahls zuwieder gegeſſen haben, wenn er mit einer ſolchen Brühe, als womit man fricaßirte junge Hühner zubereitet, zugerichtet geweſen wäre.

Wenn der Fang aller dieſer Fiſche den Einwohnern ſo großen Nutzen ſchaffet, ſo iſt er den Wilden nicht weniger vortheilhaft, denn hätten dieſelben keine Fiſche, ſo würden ſie oft hungern müſſen, indem ſie nicht allemahl friſches oder gedürretes Fleiſch haben. Von dieſen in das äußerſte Elend gerathenen Völkern iſt bereits der größeſte Theil umgekommen, nnd der Reſt wird es auch

 nicht

nicht lange machen, wofern ſich die Vorſicht ihrer nicht ganz beſonders annimmt. Dieſe armſeligen Waldbürger führen ſich inzwiſchen als rechtſchaffene Unterthanen ihres Königs auf; ſie vertheidigen ſeine Länder auf das allerbeſte, wenn der benachbarte Feind einen Eingriff in ſeine Rechte zu thun ſich unterſtehet.

Allein hier iſt noch nicht der Ort die Lebensart dieſer Leute zu beſchreiben. Ich wende mich alſo wieder zu der fernern Betrachtung der übrigen Lebensmittel der Acadier. Sie haben viele Aepfel von allerhand Arten, welche ſie in ihren Kellern ſorgfältig verwahren, um den Winter hindurch davon zu eſſen; allein ich muſte mich zum höchſten verwundern, daß ich gar keine davon kannte, ſo ein guter Normann ich auch bin. Ich unterſuchte, dieſelben mit allem Fleiße und ward doch nicht klüger, als ich vorhin geweſen war. Allem Anſehen nach kamen ſie ihrem wilden Lande ein wenig gleich. Aber ich muß doch auch ſagen, was die reine Wahrheit iſt: ich hatte einen Vorrath von ſchönen Calvillen, deren ich mich zu einer ſo angenehmen als nützlichen Erfriſchung zu bedienen wuſte. Ich erhielte dieſelben im Keller bis Oſtern, und ohne dieſelben würde ich in der Faſtenzeit ſchlechte Mahlzeiten gehalten haben, da ich nichts als Holländiſchen Käſe mitgebracht hatte.

Es wachſen dort viel andere Früchte, welche ich aber nicht zu zählen, vielweniger ihre Eigenſchaften zu beſchrei-

ſchreiben vermögend bin. Ich will nur der wilden Maulbeeren, die weit köſtlicher als die ſind, welche auf unſern Bäumen wachſen, und der Himbeeren, davon die Wälder einen Ueberfluß haben, allhier gedenken; die Erdbeeren ſind überall auf den Feldern ſehr häufig anzutreffen, und man kann ſie mit einem Zucker, den das Land hervorbringet, genießen. An ſtatt des Rohrs, deſſen hohle Gänge ſonſt den weißen Zucke , den wir aus den fernesten Ländern erhalten, von ſich geben, hat die Natur aus ſonderbarer Vorſorge für die Acadier denſelben hier den wilden Feigenbäumen eingeflößet. Zu Anfange des Frühjahres quillet aus ihrer Rinde ein zuckerſüßer Saft heraus, den die Einwohner in einer jeden Landſchaft mit großer Sorgfalt auffangen. Dieſes Getränke ſchiene mir gut zu ſeyn, und ich ſchluckete es bey vollen Gläſern herunter; es fehlete nichts als Citronen, ſo hätte man eine Limonade damit machen können.

Um dieſen ſüßen Saft, der ſo klar als Felswaſſer iſt, aufzufangen, hauet man mit einem Beile ein ziemlich tiefes Loch in den Baum in der Geſtalt eines Troges, und Ritzen in die Rinde, welche auf dieſes Loch zu gehen, damit das hervorquillende Waſſer hinein laufen könne. Wenn daſſelbe voll iſt, welches gar geſchwinde geſchiehet, indem der Saft eben zu der Zeit am häufigſten iſt, ſo läuft das Waſſer durch eine kleine hölzerne Rinne, die an dem Ran-

de des Troges gemachet iſt, in ein unten an dem Baume ſtehendes Gefäß. Auf eben die Art verfähret man mit verſchiedenen Bäumen auf einmahl, ſo daß daraus eine groſſe Menge Saft gezogen wird, den man hernach alle Tage, ſo lange ſie laufen, abzuholen pflegt. Man läſſet ihn hierauf in einem groſſen Keſſel ganz trocken einkochen, da er ſich denn nach und nach vermindert, bis er endlich zu einem Syrup und zuletzt zu einem braunrothen Zucker wird, der ſehr gut iſt.

Ich komme auf die Vögel. Den lieblichen Geſang der Nachtigallen empfinden die Ohren der dortigen Einwohner nicht; die Meiſe, der Häher, der Rabe und die Krähe waren in dieſen wilden Gegenden die einzigen, die ich kannte. Es giebt etliche, deren wilder Geſang in der That überaus anmuthig iſt, und ſonſt eine groſſe Menge anderer, die wir in Frankreich nicht haben, und deren mannichfaltiges Gefieder ſchön anzuſehen iſt; ſie werden nach ihren Farben, der graue Vogel, der grüne Vogel, der gelbe Vogel, u. ſ. w. benennet. Anbelangend die See- Flüß- und Moraſt-Vögel, als Enten, Kriechenten, alle Taucher, die zu Paris unter dem Namen der Macreuſes gegeſſen werden und es doch wirklich nicht ſind, Seelerchen, Bachſtelzen, Brachvögel, Haarſchnepfen und tauſend andere, womit die Buden unſerer Gaſtwirthe ausgezieret ſind, alle dieſe finden ſich dort im Ueberfluſſe.

Man

Man trifft auch daſelbſt Amſeln an, die ſo wie unſere geſtaltet ſind, außer daß ihr Bauch iſabell färbig iſt, welches ihnen ein ſchöneres Anſehen giebet. Sie ſind eine Art von Zugvögeln, denn zu Anfang des Winters ziehen ſie fort, und wenn der Frühling eintritt, kommen ſie ſpeckfett wieder. Der Schnee lieget noch gewaltig dicke, wenn dieſelben aus der Ferne und vielleicht über die See zurück kommen. Ich wundere mich daher, daß ſie ſo fett ſind, und begreife nicht, was ſie auf der Erde oder in der Luft für Nahrung finden können. Mit ihnen beſchloß ich meine Faſten, jedoch nicht eher als am Oſtertage, um niemanden einiges Aergerniß zu geben, und ſie ſchmeckten mir überaus gut, wenn ſie auf dem Roſte gebraten waren.

Die ſchönſten Vögel, die ich hier zu Lande geſehen habe, ſind die Baumenten, denen man ſolchen Namen giebt, weil ſie ſich auf die Bäume ſetzen: es kann nichts ſchöners, noch irgend eine feinere Miſchung gefunden werden, wie die unendliche Mannichfaltigkeit der lebhafteſten Farben iſt, daraus ihr Gefieder beſtehet. Aber hierüber verwunderte ich mich nicht ſo ſehr, als da ich ſahe, wie ſie ſich auf Tannen, auf Büchen, auf Eichen ſetzeten, und wie ſie in einem dergleichen hohlen Baume ihre jungen ausbrüteten, welche von ihnen groß gezogen werden, bis ſie im Stande ſind auszufliegen und zufolge ihrer natürlichen Neigung mit den Alten ihre Nahrung auf dem Waſſer zu ſuchen. Sie ſind von den gemeinen Enten ſehr unter-

terſchieden, welche man die ſchwarzen nennet, wie dieſelben denn auch in der That beynahe dieſe Farbe haben, ohne ſo bunt wie unſere zu ſeyn: die Baumenten ſind feiner von Leibe, und auch weit niedlicher zu eſſen.

Der Adler iſt in hieſigen Gegenden ſehr gemein: dieſer König der Vögel bauet ſich ein überaus groſſes Neſt in dem Gehölze. Wer daſſelbe weiß, begiebt ſich dahin: man findet am Fuße des Baumes allerhand Schnabelweide in ſolcher Menge, daß ſich wenigſtens zwo Familien davon ſatt eſſen können. Man unterſtehet ſich aber nicht ihm ſeine Jungen, wie bey anderen Vögeln geſchiehet, auszunehmen; kein Menſch hat das Herz ſolches zu thun; denn er würde gewiß von den Alten in Stücken zerriſſen werden.

Dagegen kann man den Schwänen, Trappen, Gänſen und tauſend andern dergleichen Vögeln ſicher ihre Eyer nehmen. Zu der Zeit wenn ſich alle Thiere und zuerſt die Vögel zu paaren pflegen, ziehen die obgedachten um ihre Neſter zu bauen, auf eine Inſel, welche man aus der Urſache die Vögelinſel nennet. Wenn man nun ohngefähr weiß, daß ſie geleget haben, begiebt man ſich in ganzen Geſellſchaften dahin, um ihre Eyer abzuholen. Die Vögel, die durch die Gegenwart ſo vieler auf der Inſel umher laufenden Menſchen unruhig und ſchüchtern geworden ſind, fliegen unter heftigem Geſchrey, ein jeder nach ſeiner Weiſe, von ihren Neſtern auf und machen in der

der Luſt durch ihre unzählbare Menge ein ſo dickes Gewölke, daß es auf der ganzen Inſel dunkel wird; ja man ſaget gar, daß der Himmel nicht zu ſehen iſt. Während daß die Vögel in einer ſo groſſen Bewegung ſind, fliegen ſie immer gegen die Verſtörer ihres Geſchlechtes zu, gleich als wenn ſie dieſelben angreifen wollten, und kommen ihnen ſo nahe, daß man, wenn man wollte, ſie gar mit Stöcken todtſchlagen könnte; allein weil die Leute ſich bloß wegen der Eyer dahin begeben, ſo ſammlen ſie alle, welche ſie finden, zuſammen, bis ihre Kähne voll ſind, und fahren damit nach Hauſe. Hiedurch bekommen ſie auf eine lange Zeit ihren Unterhalt, und dieſe Eyer ſind beſſer als Hühnereyer. Bisweilen fahren ſie mehr denn einmahl nach dieſer Inſel hinüber, und dem ohngeachtet wird daſelbſt noch eine überaus groſſe Menge Vögel ausgehecket.

Wir wollen jezo von kleinen Vögeln reden, deren Eyer ſolche Entwendung nicht befürchten dürfen, weil ſie nicht gröſſer als Hanfkörner ſind; dies ſind die Eyer der Colibris oder Fliegenvögel, welche die ſchönſten in der Welt und deren Farben ſo lebhaft ſind, daß es ſcheint, als ob ſie in gewiſſen Stellungen, und vornehmlich die Männchen unter der Kehle, Feuerſtrahlen von ſich ſchöſſen. Man kann ſich nichts ſo mannichfaltiges und zugleich ſo glänzendes als dieſe Farben vorſtellen. Es laſſen ſich aber dieſe Vögel nur zu der Zeit im Jahre ſehen,

wenn

wenn es Blumen giebet, denn ſie fliegen gleichwie die Bienen von einer zur anderen um ſo wohl aus den bleichen als den röthlichen den ſüſſen Saft zu ſaugen. Alle dieſe verſchiedene Bewegungen verrichten ſie mit der äußerſten Geſchwindigkeit; kein anderer Vogel iſt ihnen darin gleich und kaum ſiehet man ſie, wenn ſie durch die Luft ſtreichen. Eben ſolche Behendigkeit zeigen ſie auch in allem, was ſie thun: ſie laſſen ſich z. E. nicht auf die Blumen nieder, um den in ihren zarten Röhren verborgenen Honigſaft aus zu ſaugen; ſondern ſie ſchwingen nur ihre Flügel unaufhörlich und mit ſolcher Geſchwindigkeit rund um die Blume herum, daß es nicht auszuſprechen iſt. Die Art, wie die Natur, die weiſe Werkmeiſterinn, den Schnabel und die Zunge dieſer kleinen Vögel gebildet hat, iſt billig zu bewundern. Ihr ſchwarzer und dünner, ſpitziger und faſt ganz gerader Schnabel hat einen Finger breit in der Länge, und ihre zarte geſpaltene Zunge iſt wohl noch einmahl ſo lang. Indem ſie nun dieſelbe in eine Blume ſtecken und beſtändig bewegen, füllen ſie ſolche mit der in einem jeden Blumenkelche enthaltenen Süßigkeit an. Dieſer Saft wird hernach vermitteiſt einer der Zunge eigenen natürlichen Kraft in ihren kleinen Magen geführet, und er macht ihre einzige Nahrung aus. Sie haben einen hellgrauen Bauch, einen ſilbergrünen Rücken und einen ſchwarzen weiß durchflammten Schwanz; ihre ſchwarzen Flügel und Füße ſchicken ſich vollkommen zu ih-

rem kleinen Körper, der nicht dicker als die Spitze eines Fingers von einem Kinde iſt.

In Betrachtung dieſer kleinen Vögel will ich auch eine Beſchreibung von gewiſſen kleinen Thieren geben, die in ihrer Art eben ſo ſchön genannt werden können. Es ſind fliegende Eichhörnchen, welche ohne Flügel mit Werkzeugen, denen die Natur eine beſondere bewegende Kraft beygeleget hat, ihren Flug verrichten. Zwo breite und ebene knorpelichte Häute oder Verlängerungen des Felles an den Seiten, ſchließen ſo wohl hinter als vorne an den Knien ihrer Pfoten zierlich an. Wenn die Eichhörnchen dieſe Häute ausdehnen, ſchweben ſie damit in der Luft; und wenn ſie dieſelben nur ein wenig bewegen, im Fall ſie von einem Baume zum andern wollen, ſo ſchießen ſie wie ein Bliß hinüber. Ihre Geſchwindigkeit iſt bewundernswürdig; unſere thun weder ſo behende noch ſo weite Luftſprünge; da hingegen dieſe auf dreyßig Schritte und allenfalls noch wohl weiter fliegen würden. Es findet ſich auch dieſer Unterſchied unter ihnen: die Eichhörnchen in Neu-Frankreich ſind ganz weiß unter dem Bauche, und auf dem Rücken ganz grau, und überdies nur halb ſo groß wie unſere.

Nachdem ich nunmehro von den Sitten und Geſchäfften der Coloniſten in Acadien und von allem, was das Land hervorbringet, Meldung gethan habe, ſo iſt es Zeit, daß ich zur Beſchreibung der Wilden ſchreite. Wir wol-

wollen ſie demnach mitten in den größeſten Wäldern aufſuchen und von den verſchiedenen Verrichtungen reden, zu welchen ihr hartes Verhängniß ſie beſtimmet hat.

Beſchreibung der Wilden.

Die Jagd iſt die Hauptbeſchäfftigung der Wilden. Sie müſſen ſich, ſo lieb ihnen ihr Leben iſt, darauf legen; und wenn ſie zuweilen unglücklicher Weiſe nichts antreffen, ſo iſt es ſehr möglich, daß ſie vor Hunger ſterben. Jedoch halten ſie denſelben ſehr lange aus, weil ſie ſchon dazu gewöhnet ſind; es ſcheinet, es habe die Vorſicht, die ihnen zu ihrem Leben nur gar wenig beſchieden hat, auf andere Weiſe für dieſelbe ſorgen und ſie mit einer ſo ſtarken Natur verſehen wollen, daß ſie nicht leicht ihre Kräfte verlieren. Zuweilen leben ſie acht Tage und länger ohne Speiſe; Waſſer aber haben ſie immer zum Trinken, womit ſie ſich einigermaßen erhalten. Da gedenket nun dies armſelige Volk an ihre vorigen Gaſtmahle zurück. Denn wann ſie ein wildes Thier erleget haben, ſo thun ſie ſich dabey was rechtſchaffenes zu gute, und in der Hungersnoth muß ihnen nothwendig das Maul darnach wäſſern.

Um jezo ihre Thaten auf der Jagd zu erzählen, will ich mit einem gewiſſen Streiche den Anfang machen, darüber ich erſtaunte, und welcher vielleicht diejenigen, welche ihn leſen werden, in nicht geringere Verwunderung

ſetzen

ſetzen wird. Ein Wilder gieng mit ſeinen Gefährten auf die Jagd. Da er auf ein Stück Eis kam, womit der Winter einen großen See beleget hatte, blieb er auf einmahl ſtill ſtehen, zog mit den Naſelöchern die ihn umgebende kalte Luft an ſich und ſagete zu dem ihm folgenden Haufen: ich ſpüre einen Bären, er iſt auf jenen Hügeln. Es war über eine Viertelmeile weit davon, wo er den Ort angab; ſeine Geſellſchaft verwunderte ſich höchſtens darüber; allein er führete ſie endlich unter dem Winde ſo gerade darauf zu, daß man wirklich daſelbſt das Thier in ſeinem Loche antraf. So bald es ſich von ihnen umzingelt ſahe, wollte es ſein Leben durch die Flucht retten; allein ein mörderiſches Stück Bley hemmete deſſen fernern Lauf, und endigte ſein Schickſal. Solchergeſtalt kam dieſer Bär, welcher dort auf ein halbes Jahr ſeine Herberge haben ſollte, um ſein Leben.

So bald der Winter, der in dieſen Gegenden frühzeitig anfänget, eingetreten iſt, bauet ſich dieſes Thier ein Lager in der Erde, und bedecket daſſelbe mit vielen ſtark belaubten Tannenzweigen um ſich dadurch bis zu dem Frühlinge vor dem Schnee zu verwahren, welcher ſehr ſpät ſchmilzt und ſo denn das Thier ſeine unterirdiſche Wohnung zu verlaſſen nöthiget. Ich mögte wohl wiſſen, wovon ſich der Bär in ſeinem Lager den langwierigen Winter hindurch ernährete. Ein jeder ſaget, daß er ſeine Tatzen lecket, und daß ihm der darin befindliche Saft ſeinen Unterhalt giebet. Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn, was jemand davon glau-

ben will, und ſage nur, daß er gemeiniglich fetter wieder aus ſeinem Lager kommt, als er hinein gegangen iſt. Wenn der Wilde ihn erlegt hat, ſo ziehet er ihm die Haut ab, welche ihm im Winter ſtatt eines Pelzes dienet, und verzehret das Fleiſch, welches ſehr gut ſeyn ſoll.

Das Elend läßt ſich bey weitem nicht ſo leicht ankommen, und man muß demſelben zween bis drey Tage lang in den Wäldern nachſetzen. Dies Thier bleibet lange an einem Orte, und erwählet eine fruchtbare Gegend zu ſeinem Aufenthalte, allwo es von einem gewiſſen Baume, der mit ſeinem Namen benennet wird, ſeinen Unterhalt hat. Seine Wohnung wird durch die abgefreſſenen Zweige entdecket, und von derſelben würde er ſich in der kalten Jahreszeit nicht entfernen, wenn der Jäger daſſelbe nicht in ſeiner Ruhe ſtörete und es verfolgte. Man folget ſeiner Spur auf dem Schnee, wie man es in Frankreich mit den Haſen zu machen pfleget. Wenn es einmahl aufgetrieben iſt, ſo ruhet es niemahls, ſondern läuft Tag und Nacht fort, bis es nicht weiter kann. Dies macht dem Jäger ein rechtes Stück Arbeit, welcher daſſelbe in den Wäldern immer verfolget, die er oft, weil ſie dicht zugewachſen ſind, zu ſeinem Verdruſſe nicht ſo geſchwinde, als er gerne wollte, durchſtreichen kann. Daneben hindern ihn die haufenweiſe niedergefallene abſtändige Bäume, deren Aeſte die grünen zugleich mit herunter reißen, ſo, daß er keine geſchwinde Schritte zu thun vermögend iſt. Das große und ſtarke Elend kommt ihm ſehr weit zuvor, und ſuchet durch die

Flucht

Flucht den ſicherſten Ort zu ſeiner Rettung zu gewinnen. Der Schnee lieget hin und wieder vier bis fünf Schuhe hoch, und der eifrige Jäger, der dem Thiere mit möglichſter Eile nachſetzet, holet es nicht eher ein, als bis es ganz ohnmächtig wird. Alsdenn ſtehet es ſtill, und weil es weiter an kein Entfliehen gedenket, ſo kommt ihm der Jäger über den Hals und giebt ihm mit ſeinem Rohre oder Degen den Reſt.

Dieſes iſt der beſte Fang, den die Wilden thun können; das Fleiſch davon eſſen ſie friſch oder gedörret, und es iſt in der That ſehr gut. Wenn es wohl gedörret iſt, ſo könnten ſie es das ganze Jahr hindurch erhalten; allein ſie können ihre Fräßigkeit nicht mäßigen und pflegen nicht eher zu ruhen, als bis es völlig verzehret iſt. Das Fleiſch von der Schnautze und von der Zunge iſt überaus niedlich, und der beſte Leckerbiſſen an dieſem Thiere, welches ſonſt ſo groß wie ein Mauleſel aus Auvergne iſt und ein Geweihe auf dem Haupte führet, womit es ſich aber gegen die Wilden, die es verfolgen, nicht zu wehren pfleget. Sie bereiten ſeine Haut, deren Gebrauch bekannt genug iſt, und welche ſie gut zu verkaufen wiſſen. Dieſes Thier iſt der fallenden Sucht gar ſehr unterworfen; doch hat die gütige Natur demſelben in ſeinen geſpaltenen Klauen ein Hülfsmittel dagegen angewieſen. Es kratzet ſich den Kopf, wenn es davon befallen wird, und entlediget ſich dadurch des Uebels. Dies wird davon erzählet, und daher kommt es vielleicht, daß man in der Arzneykunſt ſolche Begriffe von der Elendsklaue

hat und dieſelbe als ein Mittel wider die fallende Sucht gebrauchet. Aber es giebt noch mehrere Thiere als dieſes, von denen die Arzneywiſſenſchaft die Kunſt andere Krankheiten zu heilen erlernet hat.

Dem Caribu oder Rennthiere können die Wilden mit leichterer Mühe beykommen; ſie erreichen ihren Zweck ohne daß ſie nöthig haben ihm nachzujagen; und ſie würden dadurch auch nichts ausrichten. Dies iſt eine Art von Hirſchen, die allzu geſchickt zum Laufen iſt und gar zu lange aushalten kann. Man lauret ihm demnach in einem Hinterhalte auf, woſelbſt es ſich nichts böſes verſiehet und ſchießt es mit dem Feuerrohre. Der Wilde, dem nicht leicht vor etwas eckelt, bedienet ſich deſſen auch zu ſeiner Nahrung; und aus der kahlen Haut machet er ſich ſeine Sommerkleidung. Man pflegt die Häute auch zu bereiten, allein dieſes Fellwerk wird gar ſelten geſuchet, ob es gleich eine überaus feine Narbe hat und ſehr lange hält, wofern es gut zurecht gemacht iſt. Vielleicht wird es noch einmahl in ſtärkere Aufnahme kommen, wenn man ſeine Güte erſtlich beſſer kennen lernet. Meines Theils weiß ich aus der Erfahrung, daß nichts ſanfter und ſchöner iſt die Hoſen zu futtern.

Die Biberjagd bringet den Wilden das meiſte ein, ob ſchon ihr Preis ſeit einiger Zeit gar ſehr gefallen iſt. Man ſchießet ſie, wenn ſie aus dem Waſſer hervorkommen, gleichwie man es mit den Kaninichen machet, wenn ſie aus der Erde kriechen, indem man bey ihren Löchern auf ſie lauret; ja ſie pflegen ſich auch wohl ſelbſt in den ihnen gelegten

legten Fallſtricken zu ſammen. Sie laſſen ſich erſt ſehen, wenn die Sonne bald untergehen will. Man muß ſich ihnen ganz leiſe nähern; es iſt ſehr ſchwer ſie zu beſchleichen; denn ſie haben ein ſo feines Gehör, daß ſie ſich bey dem geringſten Geräuſche, welches ſie vernehmen, alſobald untertauchen; und wenn ſie aus Schrecken tief in das Waſſer herunter gegangen ſind, ſo währet es ſehr lange, bis ſie wieder herauf kommen, und ſolches geſchiehet überdies allemahl ſehr weit von dem Orte, wo ſie ſcheu geworden ſind. Ehe ſie ſich untertauchen, ſchlagen ſie mit ihrem Schwanze auf das Waſſer und machen einen ſo gewaltigen Lärmen, daß man es über eine halbe Meile weit höret; und dieſes iſt eine Warnung für die andern, welche darauf ebenfalls in aller Geſchwindigkeit zurücke flüchten. Sie haben einen ganz ſonderbaren Schwanz, welcher ungefähr anderthalb Schuhe, jedoch nach ihrer Größe bald mehr bald weniger lang und dabey platt und wie ein Racket geſtaltet iſt; es befindet ſich gar kein Haar darauf, und die Haut, welche ihn bedeckt, ſcheinet ſchuppicht zu ſeyn; das Fleiſch daran iſt überaus gut, ob es gleich nichts anders als ein Gewebe von Schmeere und Sehnen iſt, die ihm ſolche Stärke geben, daß er mit dem Schlagen auf das Waſſer ein ſo großes Geräuſche machen kann. Wenn der Sinn des Gehörs bey ihnen ſtark iſt, ſo iſt wenigſtens ihr Geruch eben ſo fein; ſie riechen einen Kahn bloß an der Spur, die er auf dem Waſſer, wo er hindurch gegangen iſt, nach ſich gelaſſen hat. So bald ſie nur die Witterung davon bekommen, ſchießen

ſie unter das Waſſer, oder nehmen die Flucht um ſich zu verſtecken, und die Wilden mögen ſo lange auf ſie lauren als ſie wollen, ſo werden ſie ſich doch nicht wieder ſehen laſſen. Woferne ſie auch ein ſo gutes Geſicht hätten; ſo könnten ſie ihres Lebens weit ſicherer ſeyn; allein ſie ſehen nur, wie die Haſen, von der Seite, und haben ganz kleine Augen. Zuweilen gehen ſie ſo gar, weil ſie nicht vor ſich ſehen können, dem Schuſſe, der ihnen das Leben nimmt, gerade entgegen. Wenn man ſie auf dem Waſſer ſchießet, muß man ſehr geſchwinde dahinter her ſeyn, um ſie heraus zu holen; denn gleichwie ſie ſich untertauchen, ſo lange ſie leben alſo gehen ſie auch zu Grunde, wenn ſie todt ſind. Die Art dieſelben mit Schlingen zu fangen iſt die ſicherſte und zugleich die wohlfeilſte; denn die Lockſpeiſe, die man dazu brauchet, und die nichts anders iſt, als ein Stück Eſpenrinde, welche ſie am allerliebſten mögen, koſtet nicht ſo viel, als das Pulver und Bley, das man zum Schießen nöthig hat. Man bedienet ſich auch noch eines andern Mittels ſie zu fangen. Wenn zur Winterszeit das Waſſer, wo ſie ihre Hütten haben, mit Eiſe beleget iſt, und ſie ſich daſelbſt vor den Anfällen der Jäger ganz geſichert achten; ſo begiebt man ſich auf das Eis und zerhauet ihre Hütten mit einem Beile. Sie ſehen ſich genöthigt dieſelben zu verlaſſen und fliehen an die Ufer des Sees, um ſich daſelbſt zwiſchen dem Eiſe und der Erde, auf welche ſie ſich mit dem Bauche legen, zu verſtecken. Allein ſie bemühen ſich vergebens auf dieſe Weiſe ihrem Tode zu ent-

gehen: die Jäger laſſen ihre Hunde rund um den See nachſpüren, und dieſe haben eine ſo gute Naſe, daß ſie ihren Aufenthalt unfehlbar ausfindig machen, bey welchem ſie, um ihn zu bezeichnen, ſtille ſtehen bleiben. Hierauf hauet man das Eis mit der Axt auf; die Biber, welches höchſt zu bewundern iſt, fliehen nicht wie ſonſt vor dem Getöſe, das daſelbſt gemachet wird. Wenn man nun die Oeffnung gemacht hat, ſo zeigen ſich die Thiere; man ziehet dieſelben bey dem Schwanze heraus und ſchläget ihnen mit dem Beile den Kopf ein.

Anjetzo wollen wir auch die Hütte der Biber beſchreiben und zeigen, daß ſie ſolche mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit, als die Menſchen ihre Häuſer, bauen. Insgemein machen ſie dieſelben, wenn ſie ſich gepaaret haben, und ihre Jungen werfen wollen. Die Stelle dazu erwählen ſie allezeit im Waſſer, ohne daß ein Tropfen inwendig hinein dringen kann. Dieſe Hütte ſiehet wie ein Backofen aus, und das Gewölbe iſt immer außer dem Waſſer. Zu dem Bau wird nichts als Leimerde und grünes Holz genommen; aber die Geſchicklichkeit, womit ſie dieſen Bauzeug zu gebrauchen wiſſen, iſt ganz bewundernswürdig. Das Holz machet die Grundlage dieſes Waſſergebäudes aus; von der künſtlich darauf geſetzten Erde wird der obere Theil und die eigentliche Wohnung verfertiget. Es mögen die Bäume, welche ſie dazu beſtimmen, groß oder klein ſeyn, ſo gebrauchen ſie bloß ihre Vorderzähne, die wie Kanichenzähne geſtalt ſind, um dieſelben zu fällen: ſie nagen

ſolche unten am Stamme rund herum allmählig ab, und wiſſen es ſo genau abzupaſſen, daß ſelbige allemahl nach der Seite fallen müſſen, wohin ſie wollen, damit ſie dieſelben mit leichterer Mühe an den zu ihrem Neſte auserſehenen Ort ſchleppen können. Vermittelſt eben der Zähne, womit ſie die Bäume fällen, ſondern ſie auch die Zweige davon ab. Sie ziehen die Stämme ſodann von dem Ufer fort, und richten dieſelben in dem Waſſer in einem Haufen und in der Ründe dergeſtalt auf, daß der eine nicht höher als der andere ſtehet. Die Art, und Weiſe, wie ſie dieſelben fortbringen, iſt ſehr mühſam; denn wenn ſie ſolche fortſchleppen, ſo liegen ſie ihnen in der Länge auf dem Rücken, und was man am meiſten dabey bewundern muß, iſt dieſes, daß die Bäume zuweilen ſo dick als ein Menſch und drey bis viermahl länger ſind. Sie fangen es aber auf dieſe Weiſe an; ſie faſſen die Bäume an dem einen Ende mit ihren Zähnen, heben dieſelbe in die Höhe, indem ſie den Kopf nach der Schulter, womit ſie tragen, drehen und rücken endlich mit dem ganzen Leibe darunter, um der Laſt deſto beſſer gewachſen zu ſeyn. Es läſſet ſich dieſes nicht ſo leicht erklären, und noch vielweniger begreifen; indeſſen verhält es ſich doch in der That damit alſo.

In Anſehung der Leimerde verfahren ſie auf eine andere Art: ſie faſſen und tragen dieſelbe zwiſchen ihren Vorderpfoten, und gehen alſo auf den Hinterbeinen. Die erſte Lage davon kommt oben auf die wie Pfähle gepflanzte Bäume, welche ſie mit ihrem Schwanze ſtark ſtampfen; und dieſes iſt der Boden der Wohnung, an deſſen einem Rande

de ſie eine Oeffung zum ein- und ausgehen laſſen, woran das Waſſer unaufhörlich ſchläget, ohne hinein zu dringen. Sie fahren mit dieſer Arbeit fort, und führen über dieſen Boden ein kleines rundes Dach auf, welches ſo breit als die Grundlage und drey bis vier Schuhe hoch iſt.

Nachdem ſie nun ihre Wohnung mit ſolcher Sorgfalt gebauet haben, ſo nimmt jeder ſeinen Platz ein, ohne daß ſie jemahls einander verlaſſen, es ſey denn daß einer von ihnen beyden ſterbe. Man ſagt, daß dieſe beſondere Treue auch ſo gar nach dem Tode des einen fortdaure, und daß, wenn z. E. das Männchen ſeine Gattinn verlöre, es ſich wie die Turteltauben mit keiner neuen paare. Sie ziehen ihre Junger gut auf, deren insgemein nicht mehr als zwey oder drey ſind, und die ſie im Frühjahre zu werfen pflegen. Sie leben in gutem Vernehmen zuſammen, bis daß die Alten ſich wieder paaren wollen; Alsdenn jagen ſie die jungen fort, um allein zu ſeyn, wenn ſie wieder andere zeugen wollen. Sie beweiſen alſo eine Zucht, die kein Thier mit ihnen gemein hat, indem ſie ihre Wolluſt vergnügen ohne daß jemand Zeuge davon ſey. Ihre Jungen folgen ihrem Beyſpiele, als von denen ſich die Mänchen und Weibchen alsdenn auch paaren.

Wenn bey der großen Hitze im Sommer das Waſſer in den Seen und Flüſſen, wo ſie ihre Häuſer haben, zu fallen anfängt, ſo machen ſie vermittelſt gewiſſer ſeinen Ablauf hemmender Dämme, daß es in ſeiner Höhe bleibet. Und dieſes thun ſie zu dem Ende, daß das Waſſer allezeit

bis an die Oeffnung, welche, wie ich bemerket habe, an der Grundlage ihres Hauſes iſt, reiche, indem ſie ſich gern wenn es ihnen beliebet, ohne herausgehen zu dürfen, den Hintern naß machen wollen. Dieſe Dämme ſind ſo eingerichtet, daß das Waſſer niemahls weder höher noch niedriger iſt, als es ſeyn ſoll, und es iſt ein ſo erſtaunendes Werk, daß man das Gebäude und die Bauart deſſelben nicht genugſam betrachten kann. Alle Biber, die dort ihre Häuſer haben, verſammlen ſich zu ſolcher Arbeit; ſie fällen in der Nacht allerhand Bäume und tragen dieſelben, wie ich angezeiget habe, weg. Ein alter Biber, wie es die Jäger insgeſammt bemerket haben, führet bey dieſem mühſamen Werke die Aufſicht und weiſet die jüngern an, bis es zu Stande gebracht iſt. Wenn etwa einer aus Bosheit ſeine Kräfte nicht anſtrecken will, ſo laſſen die andern ihre Arbeit liegen; ſie fallen auf denſelben und ſtrafen ihn mit Schlägen ab. Es wird unter ihnen Recht und Billigkeit überall beobachtet: wenn die ſtärkeren bey einem Stücke Holz ſind und gewahr werden, daß die ſchwächern unter der Laſt, welche ſie tragen, ermüden, ſo werden einige von den Starken dadurch zum Mitleiden beweget, und kommen ihnen zu Hülfe.

Wenn man ihr Betragen in dieſem Stücke bewundern muß, ſo kann ich die Geſchicklichkeit nicht genugſam loben, mit welcher ſie alles Holz, das ſie gebrauchen, zu ihrem Zwecke anzuwenden wiſſen. Die Stämme und Aeſte, die zwiſchen den Pfählen, durch einander geflochten

ſind

ſind, und wodurch das Waſſer aufgehalten wird, machen ein Werk aus, das man ſich nicht vorſtellen kann, wofern man es nicht ſelbſt geſehen hat. Man darf ſich nicht einbilden, als ob es bloß kleine Flüſſe wären, worin die Biber dergleichen Dämme machen; ſie ſind zuweilen nicht viel ſchmaler als die Seine iſt. Die Wilden werden oft mit ihren von Baumrinde gemachten Kähnen durch dieſe Dämme aufgehalten. Um ſich nun eine freye Fahrt zu verſchaffen und den Wall, der ihnen im Wege iſt, zu zernichten, müſſen ſie öfters zween Tage und darüber mit ihren Beilen arbeiten. Wenn die Oeffnung gemacht iſt und ein jeder ſeinen Weg fortſetzet, ſo kommen die Biber gleich die Nacht und hemmen den Abfluß des Waſſers von neuem. Diejenigen, welche durch ihre Bemühungen dieſe Werke zu Stande gebracht haben, leiden nicht, daß ſich andre in ihrem Bezirke niederlaſſen; ſie machen ein Bündniß wieder dieſelben und bekriegen ſie mit ſolcher Heftigkeit, daß dieſe genöthiget werden ſich anders wohin zu wenden. Unter dem von Leimerde gemachten Dache ihres Waſſergebäudes hat jeder ſeine eigene Stelle, und jedes Haus macht gleichſam eine beſondere Republik aus. Es giebt einige Biber, die man Flüchtlinge nennet, und die keine gewiſſe Wohnung wie die andern haben, ſondern überall herumſchweifen; und dies ſind diejenigen, welche, weil ſie nicht arbeiten wollten, von den andern vertrieben und hernach Landſtreicher geworden ſind.

Wenn

Wenn der Winter herankommt, ſo tragen die Biber allerhand Holz zuſammen, wovon ſie ſich bis auf den Frühling erhalten; denn obwohl ſie Fiſche ſind, ſo freſſen ſie ſich doch niemahls einander, noch ſonſt eine Art von Fiſchen, und unterſcheiden ſich dadurch von den Ottern, welche ſich damit ernähren. Sie eſſen ſonſt nichts als Holzrinde und Wurzeln, und daher ſammlen ſie davon einen guten Vorrath ein, welchen ſie allemahl in dem Waſſer unter ihren Häuſern verwahren, damit ſie ihre Nahrung nicht weit ſuchen dürfen. Sie handeln mit einer beſondern Vorſicht in allem, was die Erhaltung ihres Lebens betrifft, und die Wilden glauben, daß ſie einen großen Verſtand beſitzen. Sie können davon am beſten urtheilen, weil ſie die künſtlichen Arbeiten derſelben täglich ſehen können; und ſie ſagen auch, daß, wann ſie nicht redeten, ſolches allein aus Bosheit geſchähe.

Außerdem fangen die Wilden noch viele andere Thiere, z. E. Ottern, Carcajous, Füchſe, Lüchſe und Luchskatzen, wilde Katzen und Biſamratzen, von welchen allein ſie die Fälle zubereiten; aber dieſe Jagd iſt für ſie nur ein Spielwerk. Sie ſtellen ſolche im Winter an und haben dabey wenig Arbeit, indem ſie nur Schlingen legen dürfen, um alle dieſe Thiere zu fangen. Doch zuweilen ſchießen ſie die Ottern auch wohl, wenn ſie reichlich mit Pulver und Bley verſehen ſind, als welches ſie insgemein ſtatt der Bezahlung für ihr Fellwerk bekommen, denn dieſes iſt ihnen nebſt dem Taback das allernothwendigſte.

Ich

Ich will nunmehro von den Sitten der Wilden reden und dieſelben beſchreiben, ſo wie ich mir ſolche in meinen Gedanken vorſtellen werde, ohne mich an eine gewiſſe Wahl oder Ordnung zu binden, die man ſonſt in Erzählungen von dieſer Art zu beobachten pflegt. Den Anfang werde ich mit der Ehe machen; daraus entſtehen Kinder, und dieſen will ich in allen Handlungen ihres Lebens folgen. Wenn ein junger Kerl ſich in ein junges Mädchen, das ihm gefällt, verliebet, ſo geht er zu ihrem Vater und ſagt zu ihm ohne weitere Umſtände, mit dem bey den Wilden gewöhnlichen Ausdruke: ich habe Luſt mich in deine Familie zu begeben; (denn ſie duzen ſich beſtändig unter einander) und die Antwort, die er darauf erhält, iſt dieſe, man müſſe mit der Mutter davon ſprechen. Ein ſolcher Handel wird ſelten in die Länge geſpielt, ſondern vielmehr unverzüglich zu Stande gebracht: und im Fall der Bräutigam ein guter Schütze iſt, ſo bekommet er gleich die Einwilligung zu der Heyrath.

Indeſſen gehet es doch nicht allemahl ſo geſchwinde damit zu; es koſtet einen Liebhaber zuweilen viele Wege, viele Mühe und Sorgen, ehe ihm ein Mädchen zu Theil wird. Er muß ſich verbindlich machen, den Vater die Mutter und die Kinder wärend einer gewiſſen Zeit, welche man feſtſetzet, und deren Verlauf er oft mit Schmerzen erwartet, mit ſeinem Wildprete zu ernähren. Allein dieſes iſt noch nicht alles; denn wenn etwan das Mädchen mehrere Vorzüge als er beſitzet, ſo muß er die Einwilligung durch viele Geſchenke zu erhalten ſuchen. Man läßt es ſich

oft

oft wegen einer Heyrath blutſauer werden; man wendet alle erſinnliche Mittel an und läſſet es an nichts ermangeln, um nur zu dem Beſitze eines artigen Weibes zu gelangen. Allein der Wilde hat ſonſt nichts, als ſein Pelzwerk im Vermögen. Mit ſolchem beſchenket er die Eltern der Braut, und dafür erhält er das Jawort.

Die Heyrath geſchicht ohne viele Ceremonien. Der Vater und die Mutter ſagen bloß zu dem Mädchen: Folge diſem Kerl, er iſt dein Ehemann. Darauf begeben ſie ſich zuſammen in die Wälder, worin ſie Tag und Nacht bleiben und ſich, wie es ihnen gut dünket, bald mit der Jagd bald mit der Liebe beluſtigen. Nach etlichen Tagen kommen ſie zurück, und es wird alsdenn von dem erlegten Wilde ein Gaſtmahl angeſtellet, worin an Fleiſch und Fiſchwerk kein Mangel iſt. Man ladet die Wilden aus dem Lande dazu ein, und die Hochzeit wird mit vieler Luſtbarkeit vollzogen. Der Vater des Mädchens trägt darauf in Betrachtung ſeines neuen Schwiegerſohnes die Gründe vor, die ihn bewogen haben denſelben dazu anzunehmen; er erzählet deſſen Thaten, und führet die Geſchicklichkeit, den Muth und die Verdienſte ſeiner Ahnen um das ganze Geſchlecht der Wilden an. Die ganze Geſellſchaft giebt darauf ihrem Beyfall ſo wohl über die Beredſamkeit als die Wahl des Vaters durch ein großes Freudengeſchrey zu erkennen.

Die Eheverbindung geſchiehet öffentlich in der Kirche, im Fall das Brautpaar nicht zu weit davon entfernet iſt.

Anjetzo ſind ſie bereits ziemlich wohl unterrichtet, was ſie in dieſem Stücke zu thun haben, und wiſſen, daß ohne ſolche Ceremonie keine Ehe für gültig gehalten wird. Ich habe geſehen, daß einige aus weit entlegenen Orten ankamen und ſich von dem Pfarrer zu Port Royal einſegnen ließen; ja ich habe ſo gar bemerket, daß diejenigen, welche nach Art der Wilden zuſammen gelaufen waren, ihr Ehebündniß vor dem Altare erneuerten. Obgleich dieſes ein ſehr heiliger Kirchengebrauch iſt, ſo konnte ich mich doch dabey des Lachens nicht enthalten. Der Pfarrer, welcher die Sprache der Wilden nicht verſtund und ſie eben ſo wenig reden konnte, gebrauchte einen von ſeinen Eingepfarreten, der dieſelbe gut verſtund und fertig redete, zum Dolmetſcher. Er ſagete demſelben alles, was ſich nur gutes von der Vortrefflichkeit und den Pflichten des Eheſtandes gedenken ließ, auf franzöſiſch vor. Der Dolmetſcher wiederholte eben daſſelbe in der Sprache der Wilden gegen die zukünftigen Eheleute, welche, wie ſie durch Zeichen anzudeuten ſchienen, darüber ganz vergnügt waren; er legete ihnen weiter aus dem Munde des Pfarrers die Frage vor, ob ſie nicht allem dem, wozu er ſie anwieſe, Punkt vor Punkt nachkommen wollten; ſie gelobten es in ihrer Sprache an. Der Dolmetſcher, erklärte und bezeugte ſolches dem Pfarrer auf gut franzöſiſch; und dieſer fuhr darauf bis zu der Trauungsformel auf eben dieſe Weiſe fort.

Vormahls brachten die Neuverehligten, ſo verliebt ſie auch waren, in ihrem Eheſtande ganze Jahre zu, ohne

einander zu berühren. Niemand wird mir dieſes glauben, inzwiſchen ward es doch unter ihnen ſo gehalten, und ſie konnten ſich einander kein bündiger Merkmahl von ihrer Liebe und Hochachtung geben. Verliebte Geſinnungen von dieſer Art ſind gar zu ehrerbietig; wenigſtens erfordern unſere Schönen in dem Eheſtande weit thätigere Proben der Liebe.

Allein die Wilden haben ſeit der Zeit eingeſehen, daß ſie in dieſer Unſchuld die koſtbarſte Zeit ihres Lebens verlören, und daß es ihnen allzu beſchwerlich fiele ſich des Vergnügens, das ihnen ihr blühendes Alter einflößete, zu berauben. Ihre Weiber halten es jetzo mit unſerm Frauenzimmer; ſie würden ſich beklagen, daß ſie Eheweiber heißen und doch nichts von dem Vergnügen, wozu dieſer Titel ſie berechtiget, empfinden ſollten. Sie haben auch ſonſt mit einander vieles gleich. Wenn ihnen jemand ſeinen Liebesantrag thut, ſo warten ſie nicht lange auf eine eheliche Verbindung, um das Angenehme der Liebe zu koſten. Allein die wilden Mädchen ſind bey ihren verliebten Neigungen weit glücklicher; denn im Fall ſie ſich ihrem Liebhaber gefällig erzeigen und hernach etwa die Wirkung davon erfolget, ſo leidet ihre Ehre darunter gar nicht. Sie dürfen nur, ſo bald ſie dieſes verſpüren, die Sache von ſich ſagen; denn durch das Bekenntniß iſt die Sünde gleich getilget, und das Kind wird nur alsdenn für unecht erkläret, wenn ſie ihre Schwangerſchaft heimlich gehalten haben.

So

So bald eine Frau glaubet, daß ſie ſchwanger ſey, muß ſie ihrem Manne davon Nachricht geben, ob ſie gleich durch dieſes Geſtändniß alles Umganges mit ihm auf einmahl verluſtig wird. Der Mann, der ſich über dieſe Nachricht erfreuet, entſchließet ſich, um der Frucht keinen Schaden zu thun, dieſelbe weiter nicht zu berühren, und nahet ſich ihr nicht eher, als bis ſie entbunden iſt. Allein dieſes wird nicht gar zu genau beobachtet, und es giebt viele Männer, die es immer darauf wagen.

Wenn das Weib die Geburtswehen empfindet und ihre Niederkunft nahe zu ſeyn erachtet, ſo gehet ſie aus der Hütte und begiebt ſich nebſt einer Wilden, die ihr beyſtehen ſoll, auf eine gewiſſe Weite in den Wald, wo die Sache gar bald geſchehen iſt. Die Kindbetterin giebt dem Weibe, durch deſſen Hülfe ſie entbunden iſt, das Meſſer, damit es die Nabelſchnur abgeſchnitten hat; und hierin beſtehet die ganze Bezahlung.

Damit das Kind beyzeiten gewohnt werde die ſtrenge Kälte, die man in dieſen Gegenden ausſtehen muß, zu ertragen, ſo wird es ſo gleich in kaltem Waſſer gebadet; und dieſes geſchiehet allemahl, es mag Winter oder Sommer ſeyn. Die erſte Nahrung, welche es bekommt, iſt Fiſchthran oder geſchmolzenes Fett von einem Thiere. Man läßt das Kind etwas davon einſchlucken, und nachher genießet es weiter nichts als die Muttermilch, bis es die Speiſen, womit ſich die andern ernähren, vertragen kann.

Man wickelt es in Felle von Füchſen, Schwänen, Gänſen oder Trappen ein und legt ihm ein Bündel Moos unter den Hintern, um zu verhüten, daß dergleichen ſeine Windeln nicht verdorben werden. Da ſich ſonder Zweifel ein jeder über dieſes Windelzeug verwundern wird, ſo muß ihm ſeine Wiege gewiß noch ſeltſamer vorkommen. Solche iſt nichts anders als eine flache Büchſe ohne Deckel, deren Boden an dem unteren Ende mit zween Haken verſehen iſt, an dem obern Ende aber ein klein Stück Holz hat, welches quer durch gehet und drey bis vier Zolle übertritt, um daran ein ledernes Band, wobey man dieſelbe tragen kann, zu befeſtigen. In dieſe Maſchine wird das Kind feſt eingepacket, ſo daß es allein den Kopf frey behält. Seine Mutter träget es allenthalben, wo ſie hingehet, mit ſich auf ihrem Rücken, gegen den das Kind mit ſeinem Rücken gekehret iſt. Wenn ſie daſſelbe von ſich legt, ſo läſſet ſie es niemahls liegen, ſondern ſie lehnet es aufrecht an, wo ſie nur einen Ort findet, da es ſich füglich thun läſſet, oder ſie hänget es auch an alles auf, welches ſtark genug iſt daſſelbe zu tragen.

Wenn das Weib einen Sohn gebohren hat, ſo wird ein Freudenfeſt angeſtellet; ſo lieb ſind die Knaben durchgehends einer Familie; denn wäre es nur eine Tochter, ſo würde man ſich darüber mehr betrüben als erfreuen.

Wenn ein Wilder oder eine Wilde in dem Lande herumſtreichet und in eine Hütte kommt, wo ein neugebohrnes

Kind iſt, ſo nehmen ſie es in ihre Arme und liebkoſen es, da ihnen denn die Eltern zur Dankbarkeit für die bezeigte Freundſchaft ein Geſchenke geben; und wenn vielleicht das Kind die Perſon, die es hält, bepiſſet, welches ſich oft zuträget, weil man allezeit in ſeinen Pelzwindeln dem Orte, wo das Waſſer heraus gehet, gegen über, eine Oeffnung läſſet, ſo erfolget noch ein anderes Geſchenk um den Flecken auszumachen.

Wenn das Kind den erſten Zahn bekömmt, ſo ſtellet man ein Gaſtmahl an, welches die Alten mit ihren Zähnen feyren; denn es wird da wacker gegeſſen, und man ſiehet mit Freuden, daß der Kleine auch bald ſeine Zähne gebrauchen werde. Wenn das Kind anfängt allein zu gehen, ſo veranlaſſet ſolches ein neues Feſt, bey welchem luſtig herum getanzet wird.

Alle dieſe Gaſtmahle, ſie mögen ſo gut oder ſo ſchlecht beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, zeugen von einer ungemein zärtlichen Liebe gegen die Kinder. Aber ihr Betragen gegen die noch ungebohrnen iſt nicht von gleicher Art. Wenn die Mutter ſchwanger wird, ehe ſie ihr Kind entwöhnen kann, ſo nimmt ſie einen Trank ein, wodurch die Frucht abgetrieben wird. Sie fürchtet ſich dabey weder vor Gott noch vor Menſchen und ſpricht, ſie wäre nicht vermögend zwey Kinder auf einmahl zu ernähren und dieſelben in den Wäldern mit ſich herum zu ſchleppen, ohne ſich ſelbſt dabey aufzuopfern. Sie ſiehet ſolche als eine

gar zu ſchwere Bürde an, und glaubet, daß ſie mit ihnen nach der Billigkeit verfahre, wann ſie, um das eine zu erhalten, das andere umkommen ließe.

Das erſte Wild, das ein Kind auf der Jagd erleget, giebt wiederum zu einem großen Gaſtgebote Anlaß. Die Familie kommet zuſammen, und alle Wilden in dortiger Gegend werden zu dieſem Feſte mit eingeladen. Wofern dieſe etwa in den Wäldern herum irren ſollten, ſo würde man damit bis zu ihrer Heimkunft warten und inzwiſchen das Wildpret, damit es ſich beſſer halten mögte, nach ihrer Weiſe dörren. Man beobachtet bey dieſen Feſten eine ganz ſonderbare Ceremonie. Die Eltern des jungen Schützen und dieſer ſelbſt genießen von ſolchem Wilde gar nichts, ſie machen ſich eine Ehre daraus, daſſelbe, ſo klein es auch ſeyn mag, der ganzen Geſellſchaft zum beſten zu geben. Man nimmt auch dies dabey in Acht, daß es zuletzt in den Keſſel gethan wird; denn dort weiß man von keinem Braten, es wird alles gekochet. Da iſſet man nun oder ſchlinget vielmehr ſo viel hinein, als man kann, und die Freſſerey wird ſonſt durch nichts unterbrochen, als daß man von Zeit zu Zeit ein Freudengeſchrey oder einen luſtigen Geſang zur Ehre des Jägers anhebet. Alles Wild, das er in ſeinen jüngſten Jahren ſchießet, wird andern zu verzehren gegeben, um ſeine Geſchicklichkeit und Herzhaftigkeit bekannt zu machen. Aber wenn er ſein mannbares Alter erreichet hat, ſo iſt er

mit dem, was er auf der Jagd erbeutet, nicht mehr ſo freygebig.

Die Hoffnung, womit er ſich ſchmeichelt dereinſt ein Befehlshaber zu werden, ermuntert ihn ſich auf der Jagd gut zu halten: denn dieſe Geſchicklichkeit bahnet ihm den Weg zu der höchſten Ehrenſtelle. Niemand darf ſich dort auf ein Erbrecht wegen ſeiner Geburt oder ſeines Geſchlechtes gründen; die Verdienſte ſind es allein, wodurch einer groß werden kann. Wenn jemand zu der hohen Stuffe gelanget, die ein jeder zu erſteigen wünſchet, ſo ſetzet man denſelben niemahls wieder ab, es wäre denn, daß er ein entſetzliches Verbrechen begangen hätte. Die Ehrenbezeugungen, die ihm in ſolchem erhabenen Stande erwieſen werden, ſind von keiner ſonderlichen Erheblichkeit: er iſt das Haupt eines Hunderts, oder zuweilen einer größern, zuweilen einer kleinern Anzahl armſeliger Leute, nachdem ſein Gebiete groß oder klein iſt. Er wird von denen, die ſich ihm unterworfen haben, gefürchtet, es ſey zu Kriegs- oder Friedenszeiten; wenn er etwas befiehlet, ſo gehorchen ſie ihm, wie Unterthanen ihrem Könige.

Ich habe einen ſolchen Befehlshaber der Wilden, den man Sagaino nennet, geſehen, als er nach der Schanze an dem St. Johannesfluſſe kam, um die Geſchenke, die ihm aus Frankreich geſandt wurden, in Empfang zu nehmen. Ehe ich aber erzähle, was ich in Anſehung der dieſem Sagaino oder Oberhaupte der Wilden

gethanen Ehrenbezeigungen angemerket habe, will ich eine Beſchreibung von dieſer Schanze machen. Sie iſt nur von Erde aufgeführet und hat vier mit Sturmpfählen verſehene Bollwerke, auf deren jedem ſechs groſe Kanonen gepflanzet ſind. Indeſſen muſten doch die **Engländer** in dem letzten Kriege, da nur eine Beſatzung von hundert Mann, die ſich tapfer hielte, in derſelben lag, unverrichteter Sache davor abziehen.

Der Befehlshaber, von welchem ich zu reden angefangen habe, war der Enkel eines Wilden, der von **Heinrich** dem Vierten geadelt worden war, weil er die den **Engländern** unterworfene Wilden aus ſeinen Staaten vertrieben hatte. Man fand weder in ſeiner Geſtalt, noch Kleidung etwas, das ihm vor ſeinen Landesleuten, die mit ihm gekommen waren, einen Vorzug gab. Er war von mittelmäßiger Länge, und ſein ganzes Verdienſt muſte ſich in ſeinem Herzen oder in ſeinem Kopfe befinden. So bald er in die Schanze gekommen war, merkete ich an, daß er nach gewiſſen an die Officiere gerichteten Höflichkeitsbezeugungen ſich ohne viele Ceremonien niederſetzte, dabey aber doch eine vornehme Geſichtsſtellung annahm. Die ſein Gefolge ausmachenden Perſonen, deren zwanzig bis dreißig waren, blieben indeſſen ſtehen und ſtelleten ſich in dem Saale, wo man ſie empfieng, rund herum. Dies war die erſte Ehre, die ich ihm erweiſen ſahe. Aber was den in der Schanze gegenwärtigen Zuſchauern als etwas luſtiges

ſtiges vorkam, war dieſes, daß unter den Wilden einer hervor trat und mich mit einer ſehr tiefen Verbeugung grüßete, wobey ſein ganzes Compliment darin beſtund, daß er das Wort Bruder wohl zwanzigmahl gegen mich wiederholete. Ich erkannte ihn als einen ſolchen nicht, außer in Chriſto, und antwortete ihm bloß mit Verbeugungen, die den ſeinigen gleichförmig waren. Allein es fiel mir bey, daß er einer von denenjenigen war, welche ich zu Chiboueton beſchenket und ihnen, wie oben angezeiget worden iſt, Pulver und Bley gegeben hatte. Die Frau eines der vornehmſten Officiere des Ortes, welche vielen Verſtand beſaß und ſehr artig war, nahete ſich, indem ſie über die Begebenheit herzlich lachete, demſelben und fragte ihn in der Sprache der Wilden, die ſie eben ſo gut als die Franzöſiſche redete, wo er mich geſehen hätte. Er gab ihr das, was ich bereits angemerket habe, zur Antwort und ſagte, daß er mir allerhand Wild zur Dankbarkeit für die ihm erwieſene Güte nach Chiboueton gebracht, aber nicht das Glück gehabt hätte mich daſelbſt annoch anzutreffen. Die Frau erzählete mir das alles, und der Wilde begab ſich wieder auf ſeinen Platz zurück. Immittelſt wurden den Wilden Pfeifen, Toback und Brandtwein zur Erfriſchung gereichet. Solcher Anblick ſchien bey ihnen ein Vergnügen zu erwecken, dem ſie keines gleich ſchätzeten, und ſie wollten ſich damit ohne Zeitverluſt was zu gute thun. Einer aus dem Gefolge nahm

eine Pfeife, füllete dieſelbe und reichte ſie, nachdem er ſie angeſteckt hatte, dem Sagaino, welcher alsbald aus allen Kräften ſchmauchte. So bald ſie ausgebrannt war, gab er ſie demjenigen wieder zurück, welcher ſie ihm zuerſt gebracht hatte, um dieſelbe von neuem füllen zu laſſen, und der Sagaino fieng darauf gleichwie zuvor aufs neue an zu dampfen. Als ſeine Leute ſahen, daß er es ſich ſo wohl ſchmecken ließ, verſuchten ſie es auch und nahmen dabey öfters einen Schluck Brandtwein, von welchem ſie ſo viel halten, daß ſie dagegen alles andere nicht achten.

Es war dieſes aber nur ein Vorſpiel des rechten Schmauſes, welchen man für dieſelben von Erbſen, gedörrten Pflaumen und Mehl zubereitete. Alles dieſes wird zuſammen in einen großen Keſſel gethan, worin man es, damit es deſto ſüßer ſeyn möge, ohne Salz in ſtehendem oder Flußwaſſer kochen läſſet, und ein ſolcher Miſchmaſch iſt einer von ihren gröſſeſten Leckerbiſſen. Was für eine Mahlzeit! wird man hiebey gedenken. Gleichwohl verzehren ſie dieſelbe, und welches gleichfalls merkwürdig iſt, ſie trinken nicht dabey. Ich ſahe ſie ſo begierig als die Schweine freſſen, und ich fand in dieſem Stücke keinen andern Unterſcheid zwiſchen ihnen und dieſen Thieren, als daß ſie die Hände gebraucheten, um ihren Wanſt zu füllen. Ihr Befehlshaber hatte hiebey nur den einzigen Vorzug, daß er zuerſt in die Schüſſel langete. Uebrigens ward dieſes niedliche Gerichte dieſen vielfräßigen Leu-

ten

ten in verſchiedenen zinnern Schüſſeln ſtatt der bey ihnen gebräuchlichen von Baumrinde gemachten Geſchirre aufgetragen.

Sie blieben inzwiſchen nicht lange da. Der Ritter von Villebon, Oberbefehlshaber in Acadien, ein großer Mann, der ein vortreffliches Anſehen und viel Verſtand beſaß, ſtarb des Abends an eben dem Tage, da ſie angekommen waren. Dieſer Todesfall gieng ihnen nahe, und ſie dachten daher, nachdem ſie ihre Geſchenke, die gewöhnlicher Weiſe in Schießgewehre beſtehen, empfangen hatten, auf weiter nichts als auf das geſchwindeſte abzureiſen.

Um aber wieder auf die Gaſtereyen, welche die Wilden unter ſich ausrichten, zu kommen, ſo wird vielleicht niemand glauben, daß der Hund ihr niedlichſtes Eſſen ſey. Wenn ſie einen Sagaino bewirthen wollen, ſo wird dieſes arme Thier ihm zu Ehren geſchlachtet. Dieſes iſt der ſchätzbarſte Biſſen, den ſie ihm vorſetzen können, und womit ſie ſich die größeſte Hochachtung gegen denſelben an den Tag legen. Ein Hund kann ſeinem Tode gleichfalls nicht entgehen, wenn ſie einem von ihren beſten Freunden eine Mahlzeit geben wollen, und es wird nicht der ſchlechteſte zu dieſem Ende geſchlachtet, ſondern derjenige, auf welchen ſie wegen ſeiner Geſchicklichkeit auf der Jagd am meiſten halten. Wann es auf einen Schmaus ankommt, ſo muß alles daran, und dieſes iſt die größeſte Freude, die ſie haben können.

Zuweilen ſiehet man daſelbſt, wie ſie durch einander lachen und weinen. Ein abgelebtes Weib gedenket unter dieſen Ergötzlichkeiten an ihre vorigen Unglücksfälle zurück, ſie beklaget ſich und bezeuget durch ihr Schreyen ihre Traurigkeit. Sie ſitzet in einem Winkel und beſinnet ſich, daß die Engländer vor zwanzig oder dreyßig Jahren eines von ihren Kindern getödtet haben, welches, wenn es nicht umgekommen wäre, jetzo wacker hätte mit eſſen können. Ich ſage nicht, mittrinken: denn die ohne Salz gekochten Speiſen erregen keinen Durſt, und das Waſſer aus einem ſtehenden See will ihnen auch nicht ſchmecken; ſie ſind alſo vergnügt, wenn ſie nur etwas zu beißen haben. Ein ſolcher Umſtand iſt nun der Grund ihres heftigen Schmerzes. Wenn jemand neugierig iſt und ſie darum aus Mitleiden befräget, ſo entdecket ſie das Geheimniß, und verlanget von ihm, daß er ihr zu ihrer Beruhigung den Kopf eines Menſchen aus demjenigen Volke, welches ihr ſolche Beleidigung zugefüget hat, bringen ſolle. Hierauf gehet dieſer ſo gleich aus, um einen von den Feinden aufzuſuchen, und ruhet nicht eher, als bis er ihrem Begehren ein Genügen gethan hat. Die andern, denen das Schmauſen gefällt, bleiben da, bis das Feſt zu Ende iſt. Sie eſſen das Fleiſch ſo wie es in dem Keſſel kochet; es wird allemahl, ſtatt desjenigen, was ſie heraus nehmen, eben ſo viel wieder hinein gethan, und dieſe Fleiſchfreſſer hören nicht eher auf, als bis von ihrem Vorrathe

nichts

nichts mehr übrig iſt. Es iſt daher ihr verdienter Lohn, daß ſie Hunger und Noth leiden, nachdem ſie alles auf einmahl verzehret haben. Unterdeſſen daß dieſe ſich luſtig machen, kömmt zuweilen der Held des alten Weibes und bringet den Kopf eines unſchuldigen Engländers; ſie frißt ſolchen aus Tollheit und ſättiget alſo zugleich ihre Freß- und ihre Rachbegierde.

Die Weiber richten insgemein ihren Männern das Eſſen zu; aber ſie ſpeiſen nicht mit ihnen, ſondern mit ihren Kindern, deren jedem ſie ſeinen Theil in einer von Baumrinde gemachten Schüſſel geben. Wenn dieſe Weiber Gaſtgebote halten und ſich ſatt gegeſſen haben, ſo gehen ſie fort und beluſtigen ſich mit tanzen und ſingen. Sie begeben ſich weit von der Hütte weg, damit ſie die andern, die daſelbſt zurück bleiben, nicht ſtören mögen. Da ſitzen dann die Männer allein auf der Erde und reden mit einander von ihren rühmlichen Thaten. Die Fiſcherey, die Jagd und der Krieg giebt den vornehmſten Stoff zu ihren Geſprächen.

Ehe ſie aber ſo weit kommen, muß doch der ſchlechteſte Freſſer unter ihnen wenigſtens funfzehen bis zwanzig Pfund Fleiſch im Leibe haben; denn gleichwie ſie gut aushalten können, wenn ſie Mangel leiden, alſo verſtehen ſie ſich noch beſſer auf das Schmauſen, wenn es ihnen nicht fehlet. Allein da dieſe Leute nichts anders als Waſſer zu trinken haben, ſo müſſen ſie zufrieden ſeyn ſich ſatt zu eſ-

ſen,

ſen, ohne trunken zu werden. Und dieſes iſt für ſie in der That ein großes Glück; denn wenn ſie ein Maaß Brandtwein zu verſaufen hatten, richteten ſie nur allzu vieles Unheil an; ſie wurden allemahl, wenn ſie denſelben tranken, viehiſch und verfielen gleichſam in eine Unſinnigkeit. Gleichwie ſie alſo mehr für unvernünftige Thiere zu achten waren, als diejenigen, deren Fleiſch ſie aßen; alſo wurden ſie auch durch dieſes ſo hitzige und ſtarke Getränke vor Liebe raſend, und in dieſer Leidenſchaft trieben Brüder und Schweſtern es mit einander. Aber ſeitdem ſie des Brandtweins vermöge ſcharfer Befehle beraubet ſind und unſere Miſſionarien ihnen von der Abſcheulichkeit einer ſo großen Sünde einen Begriff beygebracht und ſie in dem göttlichen Geſetze unterrichtet haben, ſo empfinden ſie dergleichen abſcheuliche Triebe nicht mehr.

Wir kommen auf die Kriege der Wilden. Dieſe werden insgemein zwiſchen feindlichen Nationen, als zwiſchen den Engländiſchen und Franzöſiſchen Wilden, zuweilen auch unter den Wilden von einerley Volke geführet. Wenn die Sagamo durch übele Begegnungen oder Feindſeligkeiten, welche die Einwohner von Neu-England in ihrem Lande verüben, ſich beleidiget finden, ſo verſammlen ſie ihre Leute, um dieſelben mit Kriege zu überziehen. Damit dieſe ſo viel mehr angefriſchet werden mögen, halten ſie eine Rede an dieſelben, worin die ſchönſten Züge aus der wilden Rednerkunſt angebracht ſind;

ſie

ſie iſt geiſtreich und bewegend; der Eingang handelt allemahl von dem Ruhme des Königes, deſſen Macht ſie herausſtreichen und zu erweiſen ſuchen, daß, da ſie unter dem Franzöſiſchen Scepter gebohren wären, es auch ihreSchuldigkeit ſey die Vertheidigung deſſelben ſich überall angelegen ſeyn zu laſſen.

Dieſe Sagaino, welche denen, worüber ſie regieren, (denn ein jeder hat ſein gewiſſes Gebiete,) ſo edle Triebe einflößen, und ſeine Leute heben ihre Axt in die Höhe und fragen die anderen, ob ſie nicht ihrem Beyſpiele folgen und dieſelbe auch zur Hand nehmen wollen. Der ganze Hauſe billiget dieſen Antrag einmüthig, ſie gerathen auf einmahl in Bewegung und fechten unter einander, gleich als wenn ſie in einer Schlacht wären. Dieſes iſt das gewöhnliche Zeichen, wodurch ſie ihren Beyfall an den Tag legen; aber es iſt nicht allemahl nöthig, daß ſie die Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Krieges ausſtehen, um ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Bey der geringſten Vermuthung, die ſie wegen eines bevorſtehenden Krieges haben, nehmen ſie gleich zu ihren Gauklern die Zuflucht, um davon gewiſſe Nachricht zu bekommen, damit ſie nicht überrumpelt werden, ſondern in guter Verfaſſung ſtehen mögen, ihren Feinden Wiederſtand zu thun.

Allein ich muß von ſolcher Gaukeley eine Erklärung geben, weil dieſer Ausdruck jemanden leicht befremden dürfte. Sie beſtehet in einer förmlichen Hexerey; denn mit

mit dem Teufel oder einem ſolchen Gaukler ſich beſprechen, läuft beydes auf eins hinaus. Dies iſt das gemeine Orakel dieſer Wilden, und ſie unternehmen keine wichtige Sache, wenn ſie daſſelbe nicht vorher um Rath gefraget haben. Die Art, wie ſie den Teufel beſchweren, wird einem ſehr wunderbar ſcheinen. Sie kommen an einem abgelegenen Orte in dem Walde, wo die Sonnenſtrahlen ſie gar nicht treffen können, zuſammen; daſelbſt machen ſie ihre Teufelskünſte, und zwar auf folgende Weiſe. Der zum Gaukler auserſehene Wilde machet ganz entſetzliche Verdrehungen und Gebärden, ja ſie ſind ſo abſcheulich, daß der Teufel ſelbſt davor erſchrecken mögte: er drehet ſeine funkelnde Augen im Kopfe herum; er läſſet die ſchäumende Zunge, wie ein Hund, aus dem Maule hängen, und dieſer raſende Kerl höret nicht eher auf, als in dem verlangten Augenblicke, da ſich der Teufel bereit erzeiget, ihm entweder das Böſe oder das Gute vorher zu ſagen. Ehe dieſer ſich aber erkläret und ſeine Stimme hören läſſet, ſo zittert und krachet alles in dieſer Gegend des Gehölzes. Ein teufeliſches Lärmen kann nicht anders beſchaffen ſeyn. Der verſammlete Hauſe höret alles an, was er ſaget, und iſt dabey ſehr aufmerkſam, weil man gar nicht zweifelt, daß dasjenige, was der Teufel prophezeyet, richtig eintreffen werde.

Ich mogte nichts von dieſem allen anſehen, und mir kam die Sache faſt unglaublich vor, da ich nicht abergläu-

biſch

biſch bin. Indeſſen will ich eine Begebenheit erzählen, die ſich während meines Aufenthalts in dem Lande zutrug, und mich von der Wahrheit der Gaukeley durch einen höchſt ſeltſamen Vorfall überzeugte. Ein in dieſem wilden Lande wohnender Edelmann hatte einen Bruder auf der See. Dieſer blieb ſo lange auf ſeiner Reiſe aus, daß er beſorgte, derſelbe mögte unglücklich geweſen ſeyn und Schiffbruch gelitten haben. Er betrübte ſich ſehr darüber, und um ſich von ſeiner Unruhe zu befreyen oder vielmehr dieſelbe zu vergrößern, beſchloß er das Orakel der Gaukler zu befragen. Die Sache war leicht geſchehen. Es fanden ſich bald gute Leute, die geneigt wareu ſein Begehren zu erfüllen. Allein da er ſelbſt bey der zauberiſchen Handlung zugegen war, ſo half ihre ganze Gaukeley nichts; der Teufel gab zu verſtehen, er könne nicht reden, dieweil jener getaufet wäre. Sie ließen ihn demnach weggehen und fiengen ihre Zauberey von neuem an, worauf der Teufel zurück kam und anzeigete, daß derſelbe ſeinen Bruder innerhalb dreyen Tagen geſund wieder ſehen würde. Man kam und brachte ihm dieſe Nachricht, welche ihn wieder beruhigte; und wirklich geſchahe in der von den Gauklern beſtimmten Zeit dasjenige, was ihm verkündiget war. Sein Bruder kam zu Hauſe, welcher ihm erzählete, daß er tauſendmahl ſeinen Tod vor Augen geſehen und in einem kleinen Meerbuſen ſehr viel ausgeſtanden hätte, woſelbſt er acht Tage von entſetzlichen und wiedrigen Stürmen wäre

aufge-

aufgehalten und beſtändig herum getrieben worden, ohne daß er im Stande geweſen wäre ſich vor ihrer Wut zu retten; als welches das Orakel der Gaukler ebenfalls angezeiget hatte.

Wir wollen von dem Aberglauben der Wilden noch etwas melden. Vor dieſem ward die Sonne als ein Gott von ihnen verehret, die ſie Nichekaminu nennen, welche in ihrer Sprache ſehr groß bedeutet. Sie danketen derſelben für das Gute, welches ſie ihnen that, und verehrten den Teufel, den ſie Mendon nennen, daß er ihnen nichts böſes thun mögte. Es waren Zauberer unter ihnen, die ſie mit Wohlthaten und Ehre überſchütteten, und ihnen auf ihren Gaſtmahlen von den Thieren und Fiſchen, welche ſie aßen, allezeit die niedlichſten Biſſen gaben. Dieſe argliſtigen Zauberer misbraucheten ſolche Treuherzigkeit; denn ſie verboten ihnen dieſe Stücke, gleich als wenn ſie ihnen nicht dieneten, in der Abſicht ſich ſelbſt damit etwas zu gute zu thun. Daher ſagten ſie, daß dergleichen Biſſen ihnen zu ihrer Kunſt nöthig wären, und bey den andern herrſchete noch mehr Einfalt als Aberglauben, daß ſie ſich ſo etwas von ihnen einbilden ließen.

Wenn ſie der Natur die Schuld bezahleten, ſo legete man in ihr Grab einen lebendigen Hund, ein Beil, eine Flinte, Maiß, eine Pfeiſe, Taback, einen Keſſel, Pulver und Bley, einen Kahn und eine Decke. Sie ſtunden in der Einbildung, daß der Verſtorbene eine große

Reiſe thun müſte und folglich zu ſeiner Kleidung und zu ſeinem Unterhalte alle dieſe Geräthſchaft nöthig hätte.

Es haben aber unſere eiferigen Miſſionarien dieſelben, was dieſe Irthümer betrifft, eines beſſern belehret, und ihnen deren Thorheit und Eitelkeit vor Augen geleget; und wann ſie noch nicht ganz und gar davon befreyet ſind, ſo glauben ſie wenigſtens nicht viel davon. Was ſie von ihrem Aberglauben noch übrig behalten haben, iſt dieſes, daß ſie den Fiſchen, Vögeln und andern Thieren die Augen ausreißen und dieſelben wegwerfen; ſie ſagen, wenn ſie das nicht thäten, ſo würden ſich die anderen nicht mehr ankommen laſſen, ſondern ſie gleich gewahr werden; ſie verbrennen auch niemahls die Gräten oder Knochen davon. Aus eben ſolchem irrigen Wahne halten ſie die Füße von den Enten, Gänſen, Trappen, Schwänen und allen andern Waſſervögeln, die platte Füße haben, nicht über das Feuer um die Haut davon zu ziehen, weil ſie ſich einbilden, daß die lebendig gebliebenen ſich ſonſt nicht mehr auf dem Sande niederlaſſen könnten, und daß man folglich auch nicht viele davon ſchieſſen würde.

Wenn eine Dirne in gewiſſen Umſtänden iſt, die der Mond gewöhnlicher Weiſe bey derſelben wirket, und ſie über einen Junggeſellen ſchreitet, der mit ihr in einer Hütte wohnet, ſo bildet er ſich ein, daß er an allen Gliedern gelähmet ſey, und iſt davon ſo gewiß überredet, daß er es nicht wagen würde einen Schritt zu thun, ſondern er bleibt

ſtill liegen, bis die eingebildete Urſache ſeines Unfalls, die nichts weniger als das iſt, vorüber gehet. Wenn ſie zu ſolcher Zeit ſeine Flinte berührte, ſo würde er glauben, daß dieſelbe verhexet und er weiter nicht im Stande wäre das geringſte damit zu ſchießen. Er iſt von dieſer Meynung ſo ſtark eingenommen, daß er ſich vor der Zauberey ihres ärgſten Hexenmeiſters ſo ſehr nicht fürchtet. Wofern eine verheirathete Frau in dieſen Umſtänden iſt, ſo muß ſie ſich hinweg begeben und ihren Mann davon benachrichtigen, damit ihm nicht die Luſt ankomme ſie, ohne daß er es weiß, zu berühren. Er nahet ſich ihr in dieſer ganzen Zeit nicht und ſiehet ſich mit Verdruß gehindert ſeinen natürlichen Trieb zu vergnügen. In Frankreich iſt gewiß mehr als eine Frau, welche dieſes verſchweigen könnte. Inzwiſchen giebt es unter den wilden Weibern viele, welche ſich, ungeachtet ſie ſehr verliebt ſind, des Vergnügens, das ſie bey ihren Männern genießen, auf eine geraume Zeit berauben, indem man diejenigen, die viele Kinder haben, den unehelichen Beyſchläferinnen gleich achtet.

Allein ich komme von dieſem abgeſchmackten Aberglauben der Wilden auf eine ihrer ſchönſten und lobenswürdigſten Eigenſchaften. Dies iſt ihre Neigung zur Gaſtfreyheit, und ſie helfen ſich unter einander nach allem Vermögen in ihrer Bedürfniß aus. Wenn jemand mit Lebensmitteln verſehen iſt, ſo unterläſſet er niemahls ſolche

mit andern zu theilen, denen es daran fehlet, und die nothleidend ſind. Ein Wilder würde ſelbſt lieber Hungers ſterben, als daß er eine geſchoſſene Kriechente allein verzehren ſollte, wenn er gleich ſein Leben damit retten könnte; er würde ſie vielmehr nach Hauſe bringen, wenn er wüßte, daß andere daſelbſt eben ſo bedürftig wie er wären, und ein jeder würde ſeinen Theil davon bekommen. Wenn jemand von ihnen einen andern beſuchet, ſo fräget derjenige, der den Beſuch empfänget, jenen nicht, was er verlange. Das erſte iſt, daß er ihm zu eſſen vorſetzet, und nachher beſprechen ſie ſich über ihre Geſchäffte, woferne ſie dergleichen haben; das iſt die Weiſe, die ſie beobachten, und zwar aus dieſer Urſache. Sie ſagen, wenn man gleich anfangs fragte, was einer wollte, ſo könnte er nur gleich wieder fort wandern, ſo bald er es geſaget und die Antwort darauf bekommen hätte. Im Fall ihrer viele in Geſellſchaft auf der Jagd ſind, ſo iſt derjenige, der ein Thier erleget, ſchon mit ſeiner Geſchicklichkeit und mit der Ehre, die er ſich dadurch erworben hat, zufrieden, und giebt daſſelbe ſeinen Gefehrten preis, welche dagegen, wenn ſie es unter ſich vertheilen, aus großmüthiger Erkenntlichkeit allemahl das beſte Stück für ihn beſtimmen.

Es iſt an dieſen Völkern zu bewundern, daß ſie zugleich eben ſo furchtſam als unerſchrocken ſind. Wenn ſie auf der Jagd einen Bären antreffen, ſo gehen ſie demſel-

ben, wie kühne Streiter auf die Haut; begegnet ihnen aber ein Pferd, ſo zittern ſie bey Erblickung dieſes frommen Thieres, wie ich ſolches ſelbſt zu Portroyal mehr denn einmahl geſehen habe, daß man es mir alſo wohl glauben kann.

Wenn ein alter abgelebter Wilder, der nicht mehr auf die Jagd laufen kann, und im Kriege ſeinen einzigen Sohn verlieret, vor Gram vergehen und faſt verzweifeln will; ſo verſammlet er ſeine Freunde, bewirthet dieſelben und ſtellet ihnen die traurige Urſache ſeines Kummers vor. Dieſe werden dadurch zum Mitleiden beweget, daß ſie wirklich an ſeinem Unglücke Theil nehmen, und zugleich faſſen ſie den liebreichen Entſchluß dieſem betrübten Vater wieder zu einem anderen Kinde zu verhelfen; ſie geben ihm auch ihr Wort darauf, und bald hernach ſind ſie bemühet ihr Verſprechen zu erfüllen. Sie begeben ſich in das frembe Land, wo der Sohn ſein Leben eingebüßet hat und ſuchen einen andern jungen Kerl für den unglückſeligen Vater. Sie finden einen ſolchen, bringen denſelben zu ihm, und er nimmt ihn an Kindes ſtatt an. Der junge Menſch williget darein und verſichert ſolches bey ſeiner Treue, womit bey dieſem Volke der ganze Handel geſchloſſen iſt; und ſein neuer Vater giebt ſich darauf über den Tod ſeines wirklichen Sohnes zufrieden.

Obgleich die Wilden bey den Thieren in den Wäl-

dern

dern leben, ſo muß man doch ſagen, daß ſie ſehr ſittſam ſind. Niemahls wird ſich ein Bruder in Gegenwart ſeiner Schweſter ein Wort entfallen laſſen, das ihrer Schamhaftigkeit einigermaßen anſtößig ſeyn könnte. Denn wofern er ſich anders aufführete, wäre es die gröſſeſte Beleidigung von der Welt, und ſeine Eltern würden ihn hinführo nicht anders als einen unwürdigen Bruder anſehen und ihm bey aller Gelegenheit ihr Misvergnügen auf die empfindlichſte Art bezeugen; daher iſt ein junger Kerl auch allezeit ſehr beſcheiden und ſeine Ehrerbietung gegen die Schweſter gehet ſo weit, daß man ſich zum höchſten darüber verwundern muß. Wenn ihn, mit Erlaubniß zu reden, ein Bauchwind dränget, ſo würde er lieber berſten, ehe er ſolchen hören ließe. Ich will einen hieher gehörenden ganz ſonderbaren Vorfall erzählen.

Einem Bruder kam ohngefähr, da er bey ſeiner Schweſter war, eine Nothdurft an, deren er ſich nicht erwehren konnte, und welche die Natur jeden Menſchen empfinden läſſet. Er war um ſich derſelben zu entledigen, bey ſeite in den Wald gegangen. Niemand wird hoffentlich durch dieſe Erzählung geärgert werden. Wie er daſelbſt allein war, ſo zog er ſeine Beinkleider herunter, oder vielmehr er hob ſeinen biberfellenen Rock in die Höhe, um = = = = Ich mag es nicht ausdrücken, ein jeder wird es leicht errathen. Allein dies iſt es noch nicht alles, ich muß auch das übrige der Geſchichte und den traurigen

Ausgang derſelben erzählen. Während dieſer Verrichtung fielen ihn die hungrigen Maringoinen, welche gerne Menſchenblut ſaugen, von hinten an. Sie ſtachen ihn gar zu heftig, er ſtreckete ſeine Hand dahin und beſudelte dieſelbe. Zu gleicher Zeit ſtachen ihn andere im Geſichte, er fuhr mit eben der Hand dahin, und gleichwie ſolche ſehr beſchmutzet war, ſo ließ ſie daſelbſt einen garſtigen Flecken nach. Er kam wieder zu ſeiner Schweſter und dieſer Fleck fiel derſelben in die Augen. Abſcheu und Entſetzen brachten ſie ganz außer ſich; ſie fiel darüber in Verzweifelung, und, damit ihr gar zu züchtiges Gewiſſen nicht mehr gekränket werden mögte, erhieng ſie ſich augenblicklich aus Schamhaftigkeit.

Wenn den Wilden eine natürliche Nothdurft, es ſey was für eine es wolle, ankommt, ſo müſſen ſie ſich wohl in Acht nehmen, daß ſie ſich nichts davon merken laſſen; man verbirget ſolches mit der größeſten Sorgſalt und entfernet ſich, um ſich an einem abgelegenen Orte von der Bürde, die einen beſchweret, zu entledigen. Nichts wird unter den wilden Völkern genauer als dieſes beobachtet.

Aber zuweilen ſind ſie auch frech und unverſchämt; ſie kommen zu einem Franzöſiſchen Einwohner ins Haus und beſchimpfen ihn auf das ärgſte, in welchem Falle ſie jedoch zu viel Brandtwein getrunken haben und beſoffen ſeyn müſſen. Allein wenn man ſie wegen ihres Unfugs

wacker

wacker abgeprügelt hat, ſo kommen ſie mit dem eheſten wieder und bitten wegen ihrer begangenen Thorheit um Vergebung. Sie bezeugen ihre Reue darüber, und um die Schuld ihres Verſehens zu tilgen, geben ſie einem überdies noch ein Geſchenke von den beſten Waaren, die ſie haben. Aber wenn man einem von ihnen übel begegnet, ohne daß er es verdienet hat; (denn ſie wiſſen es gar wohl, wenn ſie jemanden beleidiget haben), ſo wird er ihm den Haß ſo lange nachtragen, bis er eine gute Gelegenheit gefunden hat an demſelben die ſtrengeſte Rache auszuüben, deren Werkzeug entweder ein Beil oder eine Flinte ſeyn wird.

Jetzo wollen wir von der Kleidung der Wilden etwas gedenken; ſie bedecken ihre Blöße allein mit Häuten von wilden Thieren oder mit gewiſſen Decken, welche man ihnen für ihr Pelzwerk giebt, und darin ſie ſich einhüllen. Unter den Kleidern der Manns= und Weibsperſonen iſt faſt gar kein Unterſcheid; der Weiber ihre hängen, ſo wie die Unterröcke unſers Frauenzimmers, ganz bis zu den Füßen herunter, da hingegen der Männer ihre nicht über die Knie gehen; denn dieſe wollen die Beine frey behalten, damit ſie deſto beſſer auf der Jagd fortkommen können. Im Sommer tragen einige Mannsperſonen nur ein bloßes Hemde, welches noch dazu ſo kurz iſt, daß ſie ſich eines Gürtels bedienen müſſen, daran ein Stück Zeug oder Haut befeſtiget iſt, um dasjenige, was man aus Scham=

Schamhaſtigkeit verbirget, damit zu bedecken. Dieſes Hemde verfaulet ihnen auf dem Leibe; denn wenn ſie es einmahl angeleget haben, ſo ziehen ſie es niemahls eher wieder aus, als bis es ganz zerriſſen iſt. So wohl Weibs- als Mannsperſonen gehen faſt beſtändig mit bloßem K pfe. Zuweilen ſetzen ſie eine klei e von Zeuge gemachte Plattmütze auf, welche nur den Scheitel bedecket. Einige tragen auch Schuhe und Strümpfe, aber die mehreſte Zeit mangelt es ihnen daran. Die Strümpfe ſind aus zweyen Stücken Zeug, das ſie Mazamet nennen, gemachet; dieſelbe nähen ſie auswendig zuſammen, und es ſind daran allemahl zween Flügel, die vier Zolle breit über die Naht hervor gehen. Ihre Schuhe werden aus Fellen von Seewölfen, wie Tanzſchuhe, verfertiget und ſind immer flach und bequem; ſie kommen mehr unſeren Socken gleich, weil ſie ohne Abſätze ſind; man befeſtiget dieſelbe mit Riemen, welche, gleichwie die Schn e an einem Beutel, durch Löcher, die in den Quartieren gemachet ſind, gezogen werden. Sie verfertigen dieſelben auch woh von Elendsleder, welches ſie mit Farben bemahlen und mit Haare von weißen und rothen Stachelſchweinen beſetzen; ſolche aber werden nur zum Verkauf für diejenigen gemacht, welche ſie als eine ſehenswerthe Seltenheit mit nach ihrem Lande nehmen wollen. So wohl Männer als Weiber bedienen ſich der Schminke mehr, als irgend eine Nation auf der Welt. Sie beſtreichen

ſich

ſich damit auf hundertfältige Art; allein unſer Frauenzimmer weiß dieſelbe weit künſtlicher zu gebrauchen, wenn ſie ihrer Schönheit einen höhern Glanz geben wollen.

Ihre Haare binden ſie mit Raſſade zuſammen, welches eine Art kleiner ſchwarzer oder weißer Glasperlen iſt, und ſchlagen einen großen Knoten darin, der nicht viel tiefer als die Ohren herunter hänget. Dieſer Zierath iſt den Manns- und Weibsperſonen mit einander gemein, und jene haben ſo wenig einen Bart, als dieſe. Ihre Haare ſind ſehr gerade und werden niemahls weiß. Sie triefen faſt beſtändig von Schmalz oder Thran; ſo viel ſchmieren ſie davon vornehmlich auf dem Vorkopfe hinein, und dieſes iſt ihre gewöhnliche Haarſalbe.

Man trifft nichts deſtoweniger unter dieſen lumpicht einher gehenden Leuten zuweilen einige Stutzer an, welche ein Franzöſiſches Weſen annehmen. Wenn ſie im Winter verſchiedene Thiere fangen, ſo bereiten ſie deren Häute im Frühjahre; und vertauſchen dieſelben gegen Kleider, womit ſie ſich vom Kopfe bis zu den Füßen ordentlich ausputzen. Allein ſie mögen immerhin ihre Kleidung mit ihrem Zigeunergeſichte verändern, man wird ſie doch nie für andere Leute anſehen, als ſie in der That ſind. Inzwiſchen muß man ihnen die Ehre laſſen, daß, wenn ſie gleich ſchwarzgelb ausſehen, ihre Zähne dagegen ſo weiß, wie Schnee und Alabaſter, ſind. Sie rauchen

aber ungemein ſtark Toback; nicht nur Männer und Weiber, ſondern auch Mädchens und Jungens finden darin ihr gröſſeſtes Vergnügen.

Wir müſſen noch etwas erwähnen, das ſie auch als einen Zierath anſehen. Sie laſſen ſich an verſchiedenen Stellen auf dem Leibe und ſo gar im Geſichte unter der Haut allerhand Zeichen machen; allein es gehöret eine beſondere Geduld und große Herzhaftigkeit dazu: denn es iſt eine langwierige Arbeit, und man muß dabey vieles ausſtehen. Einige Franzoſen haben es verſuchet, und könnten davon ein Zeugniß ablegen. Ich meines Theils hatte keine Luſt dergleichen Zeichen an mir zu tragen. Es werden dieſelben mit rother Farbe und Schießpulver gemachet, die man jedoch nicht untereinander miſchet, ſondern man machet ein jedes beſonders zu einem zarten Pulver, und der Gebrauch deſſelben geſchiehet vermittelſt einer Nadel. Man ſticht ſelbige ganz gemach, welches doch nicht ohne den heftigſten Schmerz geſchehen kann, zwiſchen Haut und Fleiſch hinein, und in die Oeffnung, die ſie machet, wird mit vieler Geſchicklichkeit wechſelsweiſe etwas von jedem Pulver gebracht. Alſo unterſcheiden ſich die Farben unter der Haut, und man bildet auf dieſe Weiſe allerhand Figuren, Kreutze, Jeſusnamen, Blumen, kurz alles was einem nur beliebet, und ſolche Zeichen vergehen niemahls. Ich habe in dem großen Hoſpital zu Paris einen Wilden ſterben ſehen, welcher auf dieſe Art gezeich-

net war; die Wundärzte löſeten ihm die Haut und zogen ſie herunter, ohne daß daran einige Veränderung bemerket worden wäre.

Ich muſte mich in Wahrheit nicht wenig verwundern, als ich Leute ſahe, die ohnerachtet ſie im Zeichnen und Schreiben nie keine Anweiſung gehabt hatten, dennoch dergleichen verſchiedene und ſo überaus ordentliche Züge zu verfertigen im Stande waren. Wenn ſie Leder zubereiten, ſo bemahlen ſie es auch mit Säften aus gewiſſen Früchten, wobey die Zeichnung eben ſo künſtlich iſt. Ihre Art einander zuzuſchreiben iſt ganz ſonderbar; anſtatt daß die morgenländiſchen Völker durch Blumen mit einander reden, drücken ſich dieſe durch kleine auf verſchiedene Art gelegte Stücke Holz aus. Dieſe kleine Stöckchen ziehen ſie auf Schnüre, und ſchicken dieſelben den Völkern zu, mit denen ſie Streitigkeiten haben, wenn ſie ihnen den Krieg ankündigen oder dieſelben um Frieden bitten wollen.

Als ich in Acadien war, wurden uns dergleichen von Seiten der grauſamen Iroquois überſchicket; ſie wollten kommen und allen Franzoſen die Hälſe brechen, aber zu großem Glücke bedachten ſie ſich anders. In den hieſigen ſo ſchlecht verwahrten Plätzen wären wir alle verlohren geweſen. Unſere Wilden befanden ſich nebſt ihren Anführern in großer Verwirrung, denn die Iroquois verlangten, daß ſie mit ihnen wieder uns gemeinſchaftliche Sache machen ſolten. Dieſes mahl kamen wir mit dem

bloßen

bloſſen Schrecken davon. Wenn der Krieg zu Ende iſt, ſo vergraben ſie die Axt ſo tief als ſie nur immer können, damit ſie niemand wieder finden möge; ſie wollen damit anzeigen, daß der Friede ſo angenehm und ſchätzbar ſey, daß er niemahls geſtöret werden müſſe.

Sie rechnen die Jahre nicht nach den Tagen, Wochen oder Monaten, ſondern nur nach den Nächten oder nach den wichtigen Begebenheiten, die in ihren kleinen Republiken vorgehen, und öfters bringen ſie ihre Zeit zu ohne dieſelbe zu kennen. Wenn ſie in einer Gegend ſind, da ſie allerhand Wildpret antreffen, ſo halten ſie ſich ſo lange daſelbſt auf, als noch etwas vorhanden iſt. Nachdem ſie faſt alles erleget haben und Noth an Lebensmitteln leiden, ſo ziehen ſie fort, um eine beſſere Gegend zu ſuchen. Sie befinden ſich nirgends ſo gut als an Oertern, wo es viel zu eſſen giebt, und ſie legen ihr Vergnügen darüber durch ſingen und tanzen an den Tag. Ihre Stimmen ſind überaus lieblich, wenn ſie ſich vornehmen gut zu ſingen; allein ihre Tänze, ſie mögen ſich auch noch ſo viel Mühe geben, ſind allemahl ungeſchickt. Ich habe ſie mehr als einmahl in der Kirche zu Portroyal in der hohen Meſſe und der Veſper ſingen hören; die Stimmen der Weibsperſonen insonderheit waren ſo anmuthig und ſo reizend, daß ich glaubte, ich hörete die Engel Gottes Lob beſingen; und dieſe Vorſtellung ward noch lebhafter, da ich nicht ſahe, daß ſie ihre Lippen bewegeten. Die Stim-

men der Mannsperſonen ließen ſich von Zeit zu Zeit ſo regelmäßig unter der Weiber ihren vernehmen, daß der Klang bewundernswürdig war und mich ganz entzückete. Sie wuſten alle unſere geiſtlichen Lieder die in ihre Sprache überſetzt waren, nach den ſchönſten Melodien zu ſingen; und dieſes war ein ruhmwürdiges Werk eines Miſſionarius, * der ſich in dieſen Gegenden niedergelaſſen hatte. Er liebte dieſe Völker ungemein eifrig und hielte ſich lange unter ihnen auf; allein mitten in ſeinen Bemühungen ſie ſämmtlich in unſerer Religion zu unterrichten, muſte er die Schuld der Natur bezahlen. Die Wilden verloren an ihm ſehr viel; denn er wandte ganz ungemeinen Fleiß an, ſie in der Erkenntniß Gottes zu unterweiſen; ſie wurden auch durch den Tod dieſes heiligen Mannes, der ſich unter ihnen mit dem nährete, was ſie hatten, und den ſie ihren Patriarchen hießen, auf das empfindlichſte gerühret. Sie begruben ihn zu Chibouëton auf das beſte als ſie konnten, und dies iſt der Miſſionarius, deſſen Grab ich oben beſchrieben habe.

Wir wollen aber die traurigen Vorſtellungen von dem Tode fahren laſſen und wieder zu den Tänzen der Wilden kommen, um davon wo möglich eine Beſchreibung zu geben. Dieſe abgeſchmackte Tänzer machen eine

Reihe

* Des Herrn Thury.

Reihe in der Runde und ſchließen ſich gerade an einander; die Beine halten ſie zuſammen und hüpfen alſo ganz leiſe fort, wobey ſie allerhand Beugungen und Gebärden machen, davon einige immer närriſcher ſind als die andern. Ein gewiſſer Laut, der, wenn es möglich iſt ihn auszudrücken, etwa ſo klinget, als Houey, Houen, Houen iſt das Zeichen des Tacts; dann und wann ſtehen ſie ſtill und machen ein entſetzliches Geſchrey, mit welchem die Tänze allemahl geendiget werden. Das muſicaliſche Inſtrument ſtimmet damit vollkommen wohl überein; ſolches beſtehet in einem Stocke, der einen Schuh lang iſt, womit ein Wilder, der nicht mit tanzet, an einen Baum oder ſonſt etwas nach Gelegenheit des Ortes, wo ſie ſind, ſchläget und dabey zugleich durch die Naſe ſinget. Ihre Füße, welche ſchon in der Wiege einwärts gebogen und lange Zeit eben ſo gehalten werden, damit ſie, wenn ſie herangewachſen ſind, deſto beſſer in die Kreuz und in die Quere laufen mögen, ſchicken ſich zu dieſen Tänzen ſehr wohl. Dieſe ungeſchickten Tänzer kamen oftmahls an gewiſſen Freudentagen haufenweiſe, um mich mit einer ſolchen Luſt zu beehren; allein ich glaube, ihre Abſicht war nicht ſo ſehr mir ein Vergnügen zu machen, als vielmehr ein Maaß Brandtwein zu erhalten und meine Geſundheit zu trinken; denn dieſem Getränke würden ſie nachlaufen, wenn es auch noch ſo weit wäre.

Was ich jetzo anführen werde, mag ein Beyſpiel von einer ſonderbaren Wiſſenſchaft der Wilden ſeyn. Wenn jemand von ihnen in den Wäldern reiſet und auf dem Schnee oder einer weichen Erde die Fußſtapfen von einem andern gewahr wird, ſo kann er allemahl an der Stellung der Ferſen, der Zehen oder des ganzen Fußes ohnfehlbar wiſſen, von welcher Nation derjenige iſt, der die Spur gemachet hat.

Ich habe ſchon oben bey Gelegenheit einer Jagdgeſchichte gezeiget, daß ein Wilder einen guten Geruch habe und ein Stück Wild von weiten ſpüren könne. Jetzo will ich auch darthun, daß er den Brandtwein eben ſo gut zu riechen vermögend ſey. Ein Franzoſe hatte in einer Flaſche noch einen Reſt davon, den er ſorgfältig verwahrete, bis er wieder einen friſchen Vorrath bekäme; er trank nur ganz nothdürftig und zur Zeit ſehr wenig davon, damit derſelbe um ſo viel länger währen mögte. Ein Wilder kam zu ihm in ſeine Wohnung, die am Strande lag; er war ſehr matt und von den überſtandenen Beſchwerlichkeiten und dem erlittenen Hunger faſt ohnmächtig; er bat den Franzoſen um Gottes willen, daß er ihm einen Trunk von dem Brandtwein, womit er ſo ſparſam umgieng, geben mögte. Der Franzoſe, welcher ſelbigen für ſich behalten wollte, trug kein Bedenken ihm zu ſagen, daß er keinen hätte. Du haſt keinen? antwortete ihm der Wilde in ſeiner Sprache, warum redeſt du

wieder die Wahrheit? Ich rieche ihn wohl, gieb mir etwas davon, du wirſt mir mein Leben damit retten; ich bin vor Schwachheit und Mattigkeit halb todt, ſiehe dort zu, da wirſt du ihn finden; er zeigete ihm die Stelle ziemlich nahe; allein er würde es auf hundert Schritte weit gerochen haben. Der Wirth konnte ſich nicht entbrechen dem Wilden aus der Noth zu helfen, allein es geſchahe unter der Bedingung, daß er ihm verſprechen ſollte es keinem von ſeinen Landesleuten zu ſagen. Der Wilde gieng ſolches ein, doch ſagete er dabey, daß ſeine Vorſicht vergeblich wäre; denn wenn ſie in ſein Haus kämen, ſo würden ſie den Brandtwein eben ſo gut wie er riechen. Doch dem ſey wie ihm wolle, der Wirth konnte nichts dagegen ſagen; er hatte dem Wilden zwey Schlücke von ſeinem Brandtwein gegeben, und machte dabey die Betrachtung, daß es in gewiſſen Fällen nicht übel ſey gut riechen zu können.

Ungeachtet der unordentlichen Lebensart, welche die Wilden führen, leben ſie doch überaus lange und bringen ihr Alter bis zur höchſten Stuffe. Nach einem übermäßigen Gefreſſe ſtehen ſie oft die äußerſte Hungersnoth aus, ohne daß ihre Geſundheit dadurch einen Anſtoß leidet. Wer ſollte wohl glauben, daß es möglich wäre ein ſolches hohes Alter ohne Aerzte zu erreichen? Allein dieſer Mangel machet es vielleicht, werden einige Spötter ſagen, daß ſie von hundert Krankheiten befreyet ſind.

Wenn

Wenn ſie von Müdigkeit und ſchwerer Arbeit ganz ſchwach und entkräftet ſind, als worin ihre gewöhnlichſten Krankheiten beſtehen, ſo verhelfen ſie ſich mittelſt eines ſtarken Schweißes wieder zu ihrer Geſundheit. Sie erregen denſelben auf folgende Weiſe: ſie graben ein Loch ſo lang wie ſie ſind und belegen daſſelbe an beyden Seiten mit Felſenſteinen, welche ſie durch ein heftiges Feuer faſt ganz glüend machen; hiernächſt bedecken ſie den Boden des Loches mit einer Lage Tannenſträuche und legen ſich nach der Länge darauf; ſodann bedecket man ſie mit anderen Sträuchen, welche ſich erhitzen und vermöge ihrer harzigen Eigenſchaft einen dicken Dampf von ſich geben. Es währet nicht lange, ſo ſchwitzen ſie ſchon durch und durch, und halten ſo lange damit an als es ihnen beliebet. Allein ich muſte zum höchſten erſtaunen, da ich vernahm, daß dieſe Schwitzöfen allemahl an einem See oder Fluſſe angeleget würden, und daß die Wilden, wenn ſie ganz naß wären, aus denſelben ſogleich in das Waſſer giengen. Was für eine wunderliche Gewohnheit iſt dieſes! Wenn wir es eben ſo mit zweyen dergeſtalt wiederſtreitenden Dingen verſuchten, ſo würden wir des Todes ſeyn; und ſie hingegen werden den Augenblick davon geſund.

Sie verwunden ſich ſehr oft; aber die Natur hat unter der Rinde der kleinen Dornſträuche, die in ganz Acadien ſehr gemein ſind, ein wunderbares Mittel gegen alle ihre Zufälle geleget. Dies iſt ein Terpentin, der weit feiner und balſamiſcher als derjenige iſt, den wir von Vene-

dig bekommen, und man findet ihn aller Orten, wo man ihn nöthig haben mögte, um ſich zu verbinden. Wenn ſie ſich die Arme oder Beine zerbrechen, ſo legen ſie die Knochen wieder gerade und machen große Polſter von feinem Moos, welche ſie mit ihrem Terpentin bedecken und ſchlagen ſelbige um das zerbrochene Glied. Oben darüber legen ſie ein Stück Birkenrinde, welche ſich leicht biegen und um das verletzte Glied gut paſſen läſſet. Man vergiſſet auch die Schienen nicht, und damit dieſes alles feſt liegen und wohl anſchließen möge, nehmen ſie lange Enden von zärterer Rinde, und verrichten damit die Verbindung. Der Kranke wird hierauf in gehöriger Stellung auf einen Mooshaufen geleget, und auf dieſe Weiſe allezeit geheilet. Wenn einem Wilden ein ſolches Unglück an einem Orte begegnete, wo er ſich ganz allein befände, ſo würde er einige Flintenſchüſſe thun um jemanden zu Hülfe herbey zu rufen, oder, wofern er kein Gewehr hätte, würde er einen Rauch machen, als welches die gewöhnlichen Zeichen unter ihnen ſind, worauf ſie ſich im Fall der Noth verlaſſen können. An dem Orte, wo das Unglück geſchiehet, wird eine Hütte errichtet und auf folgende Weiſe gebauet. Man ſtecket in der Runde vierzehen oder funfzehen Pfähle, bald mehr bald weniger, nachdem die Hütte groß ſeyn ſoll, zween Schuhe breit von einander in die Erde; dieſelben ſind eine oder anderthalb Klaftern lang, ihre Enden gehen ſpitz zuſammen und werden zuſammen gebunden. Dieſe Pfähle bedecket man mit Tannenzweigen oder mit großen Stücken

Rinde

Rinde von eben dieſem Holze oder von Birken, zuweilen auch mit Fellen, und unten wird nur ein einziges Loch gelaſſen, wo man nicht anders als auf allen vieren aus- und einkriechen kann. Inwendig iſt eine Stange, welche vier oder fünf Fuß hoch quer in der Mitte durchgehet, und dazu dienet, daß man den Keſſel über das Feuer, das allemahl klein und mitten in der Hütte iſt, hängen könne. Die Cameraden des Verwundeten gehen auf die Jagd und pflegen ihn, bis daß er wieder ſo gut, als ſie, gehen kann.

Ich will bey dieſer Gelegenheit einen Vorfall erzählen, den man vielleicht kaum glauben wird; es iſt indeſſen die reine Wahrheit, und ich ſchreibe hier nichts als was mit derſelben übereinſtimmet. Ein Einwohner aus dieſem Wilden Lande, ein angeſehener Mann, der vorhin mit Ruhm und Tapferkeit unter den Franzöſiſchen Fahnen gedienet hatte, reiſete von Quebec nach Port Royal durch die Wälder, und zerbrach ſich auf dieſer Reiſe, die einen Monat Zeit und noch darüber erfordert, das Bein, da er nur erſtlich den halben Weg zurück geleget hatte. Es war ein großes Unglück für einen Mann, der nicht beſſer wie er verſehen war; er hatte nur einen Hund bey ſich. Was war zu thun? Er ſeufzete und klagete und ſann auf etwas, das ihm in dieſem traurigen Falle eine Erleichterung verſchaffen könnte. In dringenden Nöthen iſt der menſchliche Witz weit ſinnreicher, als wenn ihm nichts fehlet. Er verfiel auf eine Erfindung, welche in ſeiner äu-

ſerſten Noth die gewünſchte Wirkung that. Zu ſeinem Glücke hatte er Papier und eine Bleyfeder bey ſich; er beſchrieb demnach ſeinen Unfall auf einem kleinen Blatte; er bemerkete ſo gut wie er konnte, den unglücklichen Ort in dem Walde, die Weite und die Anzahl der Tage, die erfordert würden, um ſich dahin zu begeben, und den Windſtrich, nach welchem man ſich richten müſte, um ihm ſchleunig zu Hülfe zu kommen. Er hieng dieſen Zettel mit der Nachricht von ſeinem jämmerlichen Zuſtande ſeinem Hunde an den Hals, und ſchlug ihn, daß er fortlaufen ſollte. Allein derſelbe war bey dieſer üblen Begegnung unempfindlich und konnte ſich nicht entſchlieſſen ſeinen Herren zu verlaſſen; doch hatte er zuletzt ſo viele Prügel bekommen, daß er endlich fortlief, und er ward auch überdem durch den Mangel der Nahrung dazu genöthiget. Der Hund kam nach Quebec zurück, und ſo bald man ihn daſelbſt zu ſehen bekam, nahmen die Verwandten des Verwundeten ihm das Halsband ab, und laſen den Zettel, woraus ſie zu ihrem Leidweſen die Urſache ſeiner Zurückkunft erſahen. Man ſchickte gleich Leute auf das Land aus; dieſe waren, wie man leicht gedenken kann, ehrliche Wilde, und der Hund, den ſie mit ſich nahmen, brachte ſie als ein guter Wegweiſer an den Ort, wo der Kranke ſie erwartete. Man muſte auf dieſer Reiſe viele Tage zubringen, denn bey Nachtzeit iſt man in dieſem wilden Lande wenig unterwegens. Der lahme Menſch, welcher dieſe ganze Zeit über gefaſtet und ſein zerbrochenes Bein auf dem ausgebreiteten Mooſe gehalten hatte, war

in der That höchſt zu bedauren. Die Hülſe kam nun an, und er ward ungemein erfreuet, da er ſeinen Hund, der ſo freundlich gegen ihn that, mit einem Hauſen Leute wieder ſahe. Dieſe leiſteten ihm, nachdem er ſo lange hatte aushalten müſſen, allen möglichen Beyſtand. Sie brachten ihm Lebensmittel mit, und fiengen ſogleich an ſein zerbrochenes Bein nach ihrer Art zu verbinden. Man bauete ihm eine Hütte, man kochte für ihn Eſſen, und die Wilden waren fleiſſig auf der Jagd, ſo daß es dem Verwundeten bis zu ſeiner Geneſung an nichts fehlete. Nachdem endlich ſein Beinbruch völlig geheilet war, ſo kam er theils glücklich, theils unglücklich nebſt ſeinen Gefährten zu Port Royal an, und erzählete ſeinen Freunden den betrübten Zufall, der ihm begegnet war. Er hatte alſo in dieſem Unglücke bloß ſeinem klugen Einfalle ſeine Rettung und das Leben zu danken.

Wir kommen aber wieder zu den Wilden, als welche ſich von dem Tode ſelbſt zu erwecken wiſſen. Dieſes wird manchem unglaublich ſcheinen; allein ich kann es erweiſen. Dieſe armen Leute gerathen leicht in die Gefahr zu ertrinken, und ſolches begegnet ihnen nur allzu oft in ihren Kähnen von Baumrinde, welche bey dem geringſten Zufalle umſchlagen. Die nun aus ſolchem Schiffbruche glücklich entkommen ſind, bemühen ſich die anderen, welche noch im Waſſer liegen, heraus zu ziehen. Sie füllen darauf den Magen von einem Thiere oder einen großen und langen Darm, welches die gewöhnlichen Gefäße ſind, darin ſie

 den

den Thran von Fiſchen und Seewölfen verwahren, mit Tabacksrauche an; hiernächſt fügen ſie an das eine Ende, nachdem das andere wohl zuſammen gebunden iſt, ein Stück von einer Tabackspfeiſe, welches ſtatt einer kleinen Röhre dienet, die den ertrunkenen in den Hintern geſtecket wird; und mittelſt derſelben bringen ſie ihnen den Rauch, der in dem Darme enthalten iſt, bey, indem ſie ſelbigen mit den Händen zuſammen drücken: endlich hängen ſie dieſelben bey den Füßen an den nächſten Baum, der ſie antreffen, und geben daſelbſt auf ſie Achtung, da ſie denn faſt allezeit das Vergnügen haben zu ſehen, daß dieſes Dampfkliſtier alles eingeſchluckete Waſſer wieder von ihnen treibet und ihren Leib von neuem lebendig machet; ſie erkennen dieſe erſtaunliche und heilſame Wirkung an den Bewegungen, die der gehangene Menſch gar bald zu machen pfleget. Man hat Urſache ſich dies unvergleichliche und durch tauſend Erfahrungen bewährte Mittel wohl zu merken, indem es, wenn ſich ein ſolcher Fall ereignete, bey unſeren Freunden nicht minder kräftig wirken würde als bey den Wilden.

Sie haben auch wieder die fallende Sucht ein untrügliches Mittel. Ein Soldat aus der Schanze am St. Johannesfluſſe war ſeit funfzehen bis zwanzig Jahren mit dieſem Uebel geplaget und bekam es faſt alle Tage. Eine wilde Weibsperſon, die ſich von ohngefähr zu eben der Zeit, da er in ſolchem Zufalle lag, zugegen befand, ward ſo empfindlich gerühret, als ſie denſelben ſchäumen

und

und ſeltſame Bewegungen machen ſahe, daß ſie alſobald in das umliegende Gehölze lief, um eine Arzney zu holen, welche ihr als ein beſonderes Mittel wider ſeine Krankheit bekannt war. Sie brachte zween Stücke von der abgeſchabten Wurzel einer gewiſſen Pflanze, so groß als zwo Bohnen waren; ſie ließ den Kranken, als der Anſtoß vorüber war, das eine davon nehmen und ihn darauf wohl zudecken; ſie gab dabey zu verſtehen, daß er heftig ſchwitzen und ſo wohl oben als unten vieles von ſich geben würde, welches in der That erſtaunliche Wirkungen ſind, die einerley Mittel auf einmahl hervorbringet. Man gab auf ihn wohl Acht, und man befand, daß alles ſo wie ſie geſagt hatte, eintraf. Man berichtete es dem Oberbefehlshaber der Feſtung, der aber wenig Aufmerkſamkeit dabey bezeugte und nur ſagte, man müſte erſtlich ſehen, ob der Kranke wirklich geſund würde, ehe man den Verſprechungen der Wilden Weibsperſon Glauben zuſtellete. Sie ließ ihn den folgenden Tag in Ruhe, und da ſie an eben dieſem Tage fortreiſete, ſo ſagte ſie, daß man ihm den Tag darauf den noch übrigen Theil von der Arzney eingeben ſollte, und daß er alsdenn vollkommen geneſen ſeyn würde. Der Kranke richtete ſich nach ihrer Vorſchrift; es ereignete ſich eben die Wirkung von dem Arzneymittel, wie vorher, und ſeit dieſer Zeit hat er weiter keinen Anſtoß von ſeinem Zufalle gehabt; ich ſelbſt habe ihn lange nachher bey vollkommener Geſundheit geſehen. Wie man nach Verlauf einer Zeit von ſieben oder acht Tagen ſahe, daß dieſer Menſch nicht mehr wie gewöhnlich

wöhnlich mit ſeinem Uebel befallen wurde, ſo war es dem Oberbefehlshaber der Feſtung ſehr leid, daß er ſich nicht erkundiget hätte, auf was Weiſe dieſes vortreffliche und heilſame Arzeneymittel gemacht würde. Er ließ die wilde Weibsperſon überall, wo es nur möglich war, ſuchen, aber immer umſonſt, und er konnte keine Nachricht von ihr bekommen, er mogte auch ſo viel nachfragen laſſen als er immer wollte. Wenn ſich dieſes in der Feſtung zu der Zeit, da ich da war, zugetragen hätte, ſo würde ich mir eine ſo herrliche Entdeckung beſſer zu Nutze gemachet und aus Acadien ein Arzneymittel mitgebracht haben, welches in Frankreich ſo vortheilhaft für mich als heilſam für andere hätte ſeyn können. Ich habe alles mögliche gethan, um eine Wiſſenſchaft davon zu bekommen, allein ich war nicht ſo glücklich meinen Zweck zu erreichen, welches mir ſehr nahe gieng.

Wir müſſen auch von den Taſchenſpielerkünſten der Wilden reden. Die geſchickteſten Taſchenſpieler auf der neuen Brücke zu Paris würden es dieſen nicht gleich thun können, denn die Wunderdinge ſind unter ihren Händen nur gewöhnliche Verrichtungen. Es läſſet ſich ſolches aus zweyen Stücken ſehen, die ich hier bloß erzählen will, wiewohl ich deren tauſend anführen könnte, und ein jeder wird ſagen, daß ſich nothwendig der Teufel ins Spiel miſchen müſſe, wenigſtens iſt dieſes meine Meynung. Das erſte Stück iſt dieſes: ſie zerkauen einen Feuerſtein in ihrem

Munde

Munde und zermalmen denſelben zu grobem Sande, den ſie hernach ausſpeyen und in ihren Händen ſehen laſſen, bald aber bis auf das letzte Korn hinunter ſchlucken. Man ſiehet bis daher nichts, das nicht auch ein anderer, ohne ſich dem Teufel zu ergeben, mit guten Zähnen und einer wohl glaſurten Kehle eben ſo gut verrichten könnte. Allein man betrachte nur erſtlich das Ende. Wenn ſie den ganz zu Kies zermalmeten Feuerſtein im Leibe haben, ſo nehmen ſie einen kleinen ungefähr einen Schuh langen und ſehr glatten Stock, ſie rauchen dabey, und laſſen den Tabacksrauch auf den Stock gehen, wobey ſie einige Worte in den Bart murmeln; ſie ſtecken denſelben hierauf in ihren Hals hinein, das Geſicht wird ihnen grün und blau davon, und es ſcheinet, als ob ſie erſticken wollten; ſie zerarbeiten ſich ſodann mit dem Stocke, als wenn man das Feuer mit einer Ofengabel ſchüret, und ziehen endlich denſelben nach einigen wunderlichen Geberden wieder hervor, da ſich denn an deſſen Ende der Feuerſtein wiederum ganz unverſehrt zeiget.

Das zweyte Stück, welches dem erſteren nichts nachgiebt, iſt dieſes: ſie laſſen den Balg von einem Fiſch-Otter, die ſie etwa vor einem halben Jahre abgezogen haben, gehen, und verfahren damit auf folgende Weiſe. Nachdem ſie ſelbigen mit unten gekehrtem Bauche ausgeſtrecket haben, beugen ſie den Kopf vermittelſt einiger Falten, die ſie machen, nach dem Hintern, ſo daß der Balg gleichſam in einem Klumpen lieget. Zur Rechten des Kopfes vier oder

fünf Schuhe weit davon ſtellen ſie einen Spiegel von überzinntem Eiſenbleche; denn weil ſie ſich ſo gern im Spiegel beſchauen, ſo bilden ſie ſich ohne Zweifel ein, daß es mit den Thieren gleiche Bewandtniß habe. Dem ſey inzwiſchen wie ihm wolle; genug der Otterbalg iſt im Stande auf ſeinen Pfoten einher zu gehen; denn man läſſet ſelbige allemahl daran, wenn man ſie abziehet, woſern man die Bälge ganz behalten will, ohne ſie am Bauche aufzuſchlitzen. Hierauf machet nun der Wilde, welcher den Balg entweder durch Liſt oder Zauberkunſt, man mag es nehmen wie man will, in den Gang zu bringen ſuchet, allerhand närriſche Gaukeleyen um denſelben: er tanzet, er thut Luftſprünge, er hüpfet drüber hin, er wirft ſich auf die Erde, er wälzet ſich herum, er zermartert ſich, er ſtampfet mit den Füßen, ſchläget mit den Händen, er hebt ſich wieder in die Höhe und erfüllt die Luft mit einem tauſendfachen ängſtlichen Geſchrey; er quälet ſich wie ein böſer Geiſt, er ſchwitzet, daß er durch und durch naß wird; ſeine Augen werfen Feuerflammen von ſich, ſein Mund iſt voller Schaum, und er ruhet nicht eher, als bis er ſiehet, daß der Balg endlich anfängt zu gehen.

Zuerſt gehet die Bewegung ſehr ſchwer von ſtatten; aber er ſtrecket ſich allmählig weiter aus und kriechet bis zu dem Spiegel fort, allwo er ſtill ſtehet. Wenn der Balg ſich langſam beweget und zu gehen anfänget, ſo ſaget der Wilde zu den Zuſchauern von einer fremden Nation, denen

er

er dieſes Kunſtſtück machet: ihr Geiſt wäre viel ſtärker als der ſeinige; er hat Recht, denn unter ihrem Geiſte verſtehet er den Gott, den wir verehren, und unter dem ſeinigen den Teufel. Dieſer böſe Geiſt zerſchläget ſie zuweilen entſetzlich, er martert ſie und läſſet an allen Theilen ihres Leibes die Merkmahle davon zurück. Wenn der Teufel Schläge austheilet, ſo ſind ſie derbe. Sie aber ſagen nur, er ſey ſehr böſe, und dieſe elende Menſchen beklagen ſich über nichts als über die Zeichen, die er an ihrem Leibe mache.

Ich will mich nicht mit Erzählung der verſchiedenen wilden Nationen aufhalten; die Anzahl derſelben iſt gar zu groß, als daß ich davon ſo ausführlich handeln könnte; ich werde daher nur ſo viel von ihnen melden, als genug iſt, die Neubegierigen in dieſem Stücke zu vergnügen. Die Wilden, die ſich um Port Royal aufhalten, werden Miquemaques genannt; eben dieſelben wohnen auch längſt dem St. Johannesfluſſe, deſſen ſandige und ſehr große Ufer die ſchönſten in Acadien ſind. Dieſer Fluß iſt überaus fiſchreich, und die Forellen nebſt dem Lachſe, welche dort in großer Menge ſind, laſſen ſich daſelbſt ohne viele Mühe fangen.

Die Mariciten wohnen auch da und ſind weit zahlreicher, als die andern. An dem St. Georgenfluſſe, welcher Neu-Frankreich von Neu-England ſcheidet, trifft man die Kanibas und die Abenakis an. Gegen

Quebec

Quebec wohnen die Papinachois, die Saguenets, die Algonquins, die Iroquois, die Hurons, die Loups, die Socokis, welche zum Theil gute Freunde von Frankreich und zum Theil deſſen Feinde ſind. Die beſten ſind die Outaois, allein dieſe Nation iſt entlegener. Nordwärts ſind die Esquimos, die Chriſtinos, die Sauteurs, die Savanois, die Plas cotes des Chiens und die Aſſenciboils. Solche wunderliche Nationen, glaube ich, hat der Teufel ſelbſt erdacht; inzwiſchen muß ich doch einige davon wiederholen, um das merkwürdige, welches bey ihnen anzutreffen iſt, anzuzeigen.

Wir wollen mit den Algonquins den Anfang machen: dies iſt das tapferſte und ſtreitbarſte Volk unter den Wilden. Sie führen gemeiniglich mit den Iroquois Krieg, von welchen ſie als ihre fürchterlichſten Feinde angeſehen werden, und die von ihnen auch allemahl überwunden worden ſind. Sie haben keinen gewiſſen Aufenthalt, ſondern ſchweifen beſtändig in den Wäldern bald hie bald da herum. Sie beſchäfftigen ſich nicht mit dem Ackerbau, wie andere, welche Mayz oder Indianiſches Korn bauen; ſie ſagen, dergleichen Arbeit gehörte nur für niederträchtige und ſklaviſche Gemüther; und große Kriegshelden, die über ihre Feinde zu ſiegen und die grauſamſten wilden Thiere anzugreifen geſchickt wären, müſten auch von den Thieren leben, welche ſie erlegten. Das ſind in Wahrheit erhabene Gedanken! die Iroquois ſind dagegen viel klüger; ſie bearbeiten

beiten das Land mit großem Fleiße und bauen viel Indianiſch Korn und Hülſenfrüchte zu ihrem Unterhalte. Sie beſitzen auch in einem der anmuthigſten Länder auf der Welt große und herrliche Ebenen und wohl bewohnte Dörfer, die ſie von allen Seiten befeſtigen, und wo ſie gute Wache halten, daß ſie von den Kriegsvölkern aus Quebec, wenn ſelbige bey ihnen herumſtreifen, nicht überfallen werden mögen. Man ſaget auch, daß ſie zahmes Vieh und Geflügel in Menge haben. Ich will von den grauſamen Martern, die ſie uns empfinden laſſen, wenn wir in ihre Hände gerathen, nichts gedenken, weil ſelbige in der ganzen Welt bekannt ſind. Wir verfahren eben ſo hart mit ihnen, wenn wir ſie in unſere Gewalt bekommen; allein ſie haben weit mehrere Herzhaftigkeit allen Schmerz, womit man ſie peiniget, auszuſtehen. Ihre Unerſchrockenheit iſt ganz erſtaunlich; ſie halten die Folter und das Feuer herzhaft aus; ſie gehen, ohne einen Seufzer hören zu laſſen, zum Tode und ſagen, es ſchicke ſich nur für Weibsbilder kläglich zu thun, wenn man gemartert würde.

So barbariſch dieſe Menſchen indeſſen auch ſeyn mögen, ſo ziehen ſie doch aus Quebec viele junge Leute beyderley Geſchlechts, welche boshaft ſind und nicht gut thun wollen, an ſich. Die jungen Kerle werden daſelbſt ärger als die Iroquois ſelbſt, und eben darum ſind ſie ihnen ſo ſehr willkommen; denn ſonſt würden ſie bey ihnen ihre Rechnung nicht finden. Ihre Verwandte rufen ſie vergebens

gebens zurück; dieſe Abtrünnigen kommen nicht wieder, ſondern ziehen ihnen vielmehr die Jroquois vor. Die frechen und üppigen Mädchen haben ein Belieben an dieſen großen wohl gewachſenen Leuten, die zu ihren wollüſtigen Abſichten geſchickt ſind, und tragen ohne vor ihrer wilden Geſtalt einen Abſcheu zu empfinden, kein Bedenken ihre Luſt mit ihnen zu vergnügen. Ein wohlgewachſener und ſtarker Leib hat dem weiblichen Geſchlechte jederzeit gefallen. Wir dürfen die Exempel davon ſo weit nicht ſuchen; wie viele Weiber giebt es nicht hier, die ihren kleinen ohnmächtigen Ehemännern einen großen und ſtarken Lakeyen vorziehen? Dieſe wilden Mädchens verheyrathen ſich zuweilen mit den Jroquois; dieſe tragen für ſie alle mögliche Vorſorge; ſie laſſen es ihnen an nichts fehlen, der Keſſel iſt immer auf dem Feuer, und die Liebe niemahls müßig; was können ſie wohl mehr zu einem glückſeligen Leben verlangen? Allein alsdenn müſſen ſie ihre muthwillige Freyheit ablegen und ſich einer ganz eingezogenen Aufführung befleißigen; ſonſt würden ſie ſich die grauſamſte Rache von ihren Männern über den Hals ziehen; denn da iſt es nicht ſo wie an andern Orten, wo die armen Ehemänner verhaßte Kronen tragen und noch gute Worte dazu geben müſſen. Die Wilden überhaupt verſtehen in dieſem Stücke keinen Scherz; ihre Weiber können nie genugſame Vorſicht gebrauchen, der geringſte Verdacht ſetzet die Männer in den heftigſten Zorn, daß ſie dieſelben bis auf den Tod prügeln.

Allein wir wollen die Jroquois verlaſſen und nun von den Outaois, welche Frankreichs gute Freunde ſind, reden. Wenn ein Franzoſe mit dieſen handelt, ſo nimmt er eine von ihren Töchtern in ſeine Dienſte, und zwar diejenige, die ihm, wie man leicht urtheilen kann, am beſten gefällt; er ſpricht den Vater darum an, und dies geſchiehet unter gewiſſen Bedingungen: er verſpricht ihm einige Decken, einige Hemden, eine Flinte, Pulver und Bley, Taback, Handwerkszeug; kurz ſie werden mit einander eins und ſchließen den Kauf. Die Dirne, welche des Landes kundig iſt, machet ſich auf ihrer Seite verbindlich dem Franzoſen in allen Stücken zu dienen, ſeine Felle zu bereiten, und ſeine Waaren in einer geſetzten Zeit zu verkaufen; und dieſem wird von beyden Theilen auf das treulichſte nachgelebet. Die Liebe iſt insgemein die erſte Pflicht, die abgetragen wird; denn der Kauf iſt mit darauf gerichtet. Allein da die Neigung der Menſchen dort gleichwie hier ſich nicht allemahl mit einer Perſon vergnüget, ſo verfähret man um eine andere zu bekommen, auf folgende Weiſe. Man verſiehet ſich mit einem Bündel Schwefelhölzchen und gehet des Abends in die Hütten, wo man weiß, daß Mädchens drinnen ſind; wenn man hinein getreten iſt, ſo zündet man einige von den Schwefelhölzchen an. Dies iſt ſodann eine Liebesfackel; man hält ſelbige darauf den wilden Weibsbildern, die einem am beſten gefallen, vor die Augen, und wenn es ſich ſodann zuträgt, daß eine von dieſen Mädchens dieſelbe in den Händen des jungen Kerls ausbläſet, ſo iſt

ſolches

ſolches das gewiſſe Zeichen von ſeinem gemachten Glücke; er kann alsdenn in aller Sicherheit ſeine Begierden vergnügen und die ganze Nacht daſelbſt zubringen, ohne daß jemand ihn ſtören wird.

Die beſtändige Nahrung dieſer Wilden iſt nichts als friſches oder nach ihrer Art gedörretes Fleiſch, davon ſie gewaltig viel eſſen; ſie ſind die ſtärkeſten Fleiſchfreſſer, da hingegen die Sauteurs, ihre Nachbaren, allein von Fiſchen leben, womit ſie der See Erier, an welchem ſie wohnen, jederzeit verſiehet. Eine ſolche leichte Speiſe iſt Urſache, daß ſie ſehr ſchnell auf den Füßen ſeyn. Sie können unter den Wilden am beſten laufen und am längſten darin aushalten. Sie wiſſen nichts von dem Gebrauche des Schießgewehrs, dagegen bedienen ſie ſich des Bogens mit ganz ſonderbarer Geſchicklichkeit, und ſtellen Uebungen damit an, die luſtig anzuſehen ſind. Sie verſehen ſich mit leichten Ballonen und Wurfſpießen, die ein plattes und wie ein Ey geſtaltes Ende haben; hiemit begeben ſie ſich Haufenweiſe auf eine Wieſe um ſich daſelbſt zu üben. Sie theilen ſich in zwo Parteyen, die von gleicher Anzahl und in einer gewiſſen Weite von einander entfernet ſind. Einer, der gute Stärke in den Armen hat, wirft einen Ballon in die Höhe, und alſobald fängt ein jeder an ihn über ſich in die Luft zu prellen. Auf dieſe Weiſe wird derſelbe beſtändig von einem zu dem andern geworfen, ſo daß er öfters eine ganze Stunde in der Luft ſchwebet. Ein jeglicher iſt um

die Wette bemühet ihn in der Höhe zu erhalten, denn diejenigen, auf deren Seite er niederfället, müſſen den andern einen darauf geſetzten gewiſſen Preis bezahlen.

Die **Esquimos** geben ſich nicht die Mühe ihr Fleiſch zu kochen, ſondern ſie verzehren daſſelbe ganz roh. Man hält dafür, daß dieſe Wilden Abkömmlinge der alten Biſcayer ſind, die ſich auf dem Wallfiſchfange verirret haben; dies iſt gar wohl möglich; denn ſie haben etwas von ihrer kauderwelſchen Sprache behalten und ſprechen alle Worte im Reden nur halb aus. Wenn ſie auf der See von einem Sturme überfallen werden, der in ihrem Lande oft ſehr heftig iſt, ſo packen ſie ſich in ihre Kähne ein, welche zu dem Ende ordentliche Deckel haben, die ſo dichte ſchließen, daß nicht ein Tropfen Waſſer hinein dringen kann; darauf laſſen ſie ſich von den Wellen ſo lange herum treiben, bis daß eine Windſtille wiederkommt und ihnen erlaubet ihre Ruder aufs neue zu gebrauchen.

Um die Beſchreibung der Wilden zu endigen, muß ich noch etwas von den **Pla- cotez des Chiens** erwehnen, welche die einfältigſten und elendeſten unter allen ſind. Sie treiben gar kein Gewerbe und führen immer Krieg mit den Savanois, welches ſtreitbare Leute ſind, von denen ſie oft gefangen genommen und zu Sklaven gemachet werden. Bey allen andern findet ſich nichts beſonderes, das angemerket zu werden verdienete.

Allein ich kann dieſes wilde Land noch nicht verlaſſen, bevor ich der mannichfaltigen und wunderbaren Seltenheiten, womit der Urheber der Natur dieſe Gegenden zieret, gedacht habe. Man trifft dort lauter ſonderbare, lauter neue Gegenſtände an. Die Blumen und Gewächſe ſind von ſo verſchiedener Art, daß man nie was ſchöners ſehen kann. Tauſend Pflanzen und vortreffliche Kräuter, welche dort unter den Tannen wachſen und nach der Abſicht des Schöpfers dem Menſchen zur Arzney dienen ſollten, finden ſich in unſern Ländern gar nicht, ſondern müſſen da geſuchet werden. Die Wälder Acadiens ſind allein als das für ſie beſtimmte Gewächshaus anzuſehen. Ich hatte die Ehre, daß mir aufgetragen war für den königlichen Garten einen Vorrath davon zu ſammlen, und es konnte mir nicht anders als zu innigem Vergnügen gereichen, daß ich im Stande war demſelben eine neue Zierde zu verſchaffen.

en

erlaſſen,
enheiten,
eret, ge-
uter neue
d von ſo
en kann.
iche dort
s Schö-
den ſich
geſuchet
das für
die Eh-
Garten
nir nicht
daß

Des

Des Herrn
Grangers
Beſchreibung ſeiner in dem Jahre 1730
durch
Egypten
gethanen Reiſe,
worin das merkwürdigſte in dieſem Lande, inſonderheit was die Naturgeſchichte betrifft, beſchrieben iſt,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vor

D

zu danke
ſondere
ſind, ha
zu verwe
weſen iſt
mete ſich
neykunſt
verknüpf
erlangte
ſe Kunſt
öffentlic
daß er
Peſt da
tete daſ
ſten und
Glück,
ſprüche

Vorbericht des Verlegers.

Der wahre Name desjenigen, dem die Welt die Reiſe, welche wir ans Licht ſtellen, zu danken hat, war Tourtechot. Einige beſondere Urſachen, die uns nicht bekannt worden ſind, hatten ihn veranlaſſet denſelben in Granger zu verwandeln, unter welchem er mehr bekannt geweſen iſt. Er war zu Dijon gebohren, und widmete ſich ſeit ſeinen erſten Jahren der Wundarzeneykunſt, worin er auch mittelſt der mit dem Fleiße verknüpften Erfahrung eine große Geſchicklichkeit erlangte. Der Ruhm, welchen er ſich, da er dieſe Kunſt in verſchiedenen Städten des Königreichs öffentlich trieb, erworben hatte, war Urſache, daß er 1721 nach Marſeille und Toulon, wo die Peſt damahls wütete, berufen ward. Er arbeitete daſelbſt mit einem unermüdeten Eifer zum Beſten und zur Erleichterung der Kranken, und das Glück, welches er dabey hatte, brachte ihm Lobſprüche zuwege, die ihn noch bekannter machten.

Die Mönche von dem Orden der heiligen Dreyeinigkeit in Spanien ſuchten ſeit einiger Zeit einen erfahrnen Mann, welcher die Stelle eines Oberwundarztes in dem Hoſpital, welches ſie zu Tunis haben, verſehen ſollte. Da ſie von der Geſchicklichkeit des Herrn Grangers durch das öffentliche Gerüchte verſichert waren, ſo warfen ſie die Augen auf ihn, und trugen ihm dieſe Bedienung an, welche er auch annahm. Er verließ demnach Frankreich, allwo ſeine Gaben und zum gemeinen Beſten bereits geleiſteten Dienſte ihm eine beſtändige Wohnung hätten geben ſollen, und gieng nach Africa. Allein weil er in dieſem Lande die Annehmlichkeiten und die Vortheile nicht fand, wozu man ihm Hoffnung gemacht, oder die er ſich ſelbſt verſprochen hatte, ſo ward er ſeiner Bedienung bald überdrüßig und legte dieſelbe 1724 nieder. Er wollte ſodann nach Frankreich zurück kommen; aber der Conſul zu Tunis, Herr Pignon, mit welchem er eine vertraute Freundſchaft gemacht hatte, welcher ſein Verdienſt erkannte, und in Betrachtung zog, wie nützlich er in dieſem Lande den Chriſten, die entweder dahin handeln, oder auch daſelbſt in der Sklaverey leben, ſeyn

könnte,

könnte, unterließ nichts um ihn zu einem andern Entſchluſſe zu bringen. Herr **Granger** konnte dem inſtändigen Anhalten ſeines Freundes nicht wiederſtehen. Er ließ ſich bewegen noch einige Zeit zu **Tunis** zu bleiben, jedoch ohne daß er ſeinem Vorhaben entſaget hätte ſein Vaterland wieder zu ſehen, ſobald günſtige Umſtände ihm die Mittel dazu erleichtern würden.

Im Jahr 1728 empfieng er Briefe von ſeinen Freunden in **Frankreich**, welche ihn erſuchten dahin zurück zu kommen, und um ihn deſto eher zu bereden, ihm Hoffnung zu der Stelle eines Oberwundarztes bey einem Regimente machten. Herr **Granger** ergriff dieſe Gelegenheit und wollte **Tunis** verlaſſen. Der Herr **Pignon**, welchem er ſein Vorhaben entdeckte, ſuchte ihn nochmahls davon abzuhalten; aber alle ſeine Vorſtellungen waren vergeblich; er konnte den Herrn **Granger** nicht überreden, und er gieng nach **Frankreich** zurück. Als er in Paris anlangete, fand er, daß die Stelle, womit ſeine Freunde ihm geſchmeichelt hatten, ſchon mit einem andern beſetzt war. Er blieb dem ohngeachtet eine Zeitlang in dieſer Stadt, und

hoffte, daß er ſich daſelbſt auf eine vortheilhafte Weiſe würde niederlaſſen können. Aber bey einem längern Aufenthalte konnte er das nicht erhalten, was er ſuchte; jedoch war dieſer Aufenthalt ihm ſonſten ſehr nützlich. Denn er folgte dem ihm von dem Herrn **Pignon** gegebenen Rath, und wandte alle ſeine Zeit an um ſich eine Kenntniß der Naturgeſchichte zu verſchaffen. Das Leſen der beſten Schriftſteller, ſein beſtändiger Fleiß und der Umgang, den er mit den Gelehrten hatte, ſetzte ihn auch bald in den Stand in dieſer Wiſſenſchaft die neuen Entdeckungen zu machen, die man ihm zu danken hat.

Der Herr **Pignon**, welcher 1730 nach **Paris** zurück kam, fand ihn daſelbſt. Und weil er zum Conſul in **Cairo** war ernannt worden, ſo that er ihm den Vorſchlag in ſeiner Geſellſchaft nach **Egypten** zu reiſen. Herr **Granger**, welcher ſich nach ſeinem Wunſche noch nicht hatte niederlaſſen können, willigte gerne darin, und reiſete mit ihm fort. Er durchwanderte ganz **Egypten**, beſuchte alle in den alten Geſchichten berühmte Oerter, unterſuchte alles, was die Natur in dem Lande hervorbringt,

und

und nachdem er ſeine Erkenntniß ungemein bereichert hatte, ſo gieng er 1732 mit dem Herrn **Pignon** wieder nach **Franrreich** zurück. Das folgende Jahr reiſete er mit eben dieſem Freunde wieder von da ab, nachdem er von dem Könige eine Beſtallung bekommen hatte, wodurch ihm aufgetragen ward alles aufzuſuchen, welches zu Vermehrung und Vollkommenheit der Naturgeſchichte etwas beytragen konnte. Er reiſete anfänglich mit dem Herrn **Pignon** die Provinz **Mecellata** und einen Theil der **Cyrenaiſchen Pentapolis** durch. Von da gieng er nach der Inſel **Candia** und darauf zum andern mahl nach **Egypten**, wo er neue Entdeckungen machte. Sodann begab er ſich nach der Inſel **Cypern** und nach **Caramanien**, von da nach **Paleſtina** und **Syrien**, welches er bis nach **Aleppo** durchreiſete und von da nach **Perſien** gieng. Als er von dieſer letztern Reiſe zurück kam, ſtarb er zwo Tagereiſen von **Baſſora**.

In allen dieſen Reiſen, welche Herr **Granger** mit der Aufmerkſamkeit und den Augen eines gelehrten und ſcharfſinnigen Neugierigen that, beſchäfftigte er ſich beſtändig mit ſeinem Hauptvorwurfe,

wurſe, welcher in der Entdeckung der Wunder der Natur, ihrer Gewächſe und alles desjenigen beſtund, welches zur Vollkommenheit der Naturgeſchichte etwas beytragen konnte; aber er unterließ zugleich nicht dasjenige, welches in der alten und neuen Hiſtorie der Länder, die er durchgereiſet hat, ein Licht aufſtecken konnte. Die Sorgfalt, mit welcher er die verſchiedenen daſelbſt gefundenen Denkmahle beſchrieben hat, iſt nicht weniger angenehm und nützlich, als ſeine Anmerkungen über die Pflanzen, Mineralien ꝛc. Der Leſer wird in dieſer Reiſe nach Egypten, die wir ihm hier überliefern, und welche das erſte von dem Herrn **Granger** in dieſen Ländern gemachte Werk iſt, verſchiedene ſehr merkwürdige Umſtände aus der alten und neuen Hiſtorie finden, welche ihm einen vortheilhaften Begriff von der Fähigkeit des Verfaſſers geben und ihm den Wunſch abnöthigen werden, daß ſeine übrigen Reiſen gleichfalls an das Licht treten mögten. Es wäre zu wünſchen, daß die in dieſer Reiſe befindlichen Inſchrifften eben ſo nützlich ſeyn mögten; allein es ſey nun, daß entweder Herr **Granger** die griechiſchen Buchſtaben nicht genug gekannt habe um ſie mit der er-

forderten

forderten Richtigkeit abzuzeichnen, oder daß die Denkmahle, von denen er ſie hergenommen hat, durch das Alterthum zu ſehr verſtellet geweſen ſeyn: ſo ſcheinen dieſelben ſo mangelhaft, daß es ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich iſt, davon einen Nutzen zu hoffen. Wir waren anfangs willens, dieſelben ganz wegzulaſſen, allein einige Gelehrte, die wir deswegen zu Rathe zogen, wollten es nicht billigen. Daher wird der Leſer ſie hier ſo finden, wie ſie in der Handſchrifft des Verfaſſers ſtehen, und wir überlaſſen ſie den Muthmaßungen der Gelehrten, denen es gefallen mögte dieſelben zu verbeſſern und zu erklären.

Inhalt des Werks.

Das erſte Capitel.

Egyptens Lage. Eigenſchaften des Landes. Ergießung des Nils; deſſen Urſachen und Wirkungen. Beſchaffenheit der Luft.

Das zweyte Capitel.

Ankunft des Herrn Grangers zu Cairo. Seine Reiſe nach Oberegypten. Begräbnißhölen bey Girge. Schutthaufen der Städte Oxyrinchus und Tentyris. Tempel der Iſis.

Das dritte Capitel.

Schutthaufen der Stadt Thebe und des Tempels zu Hermonthis. Ueberbliebene Stücke alter Denkmahle iu dortiger Gegend. Syenne und Apollinopolis.

Das vierte Capitel.

Reiſe in die Landſchaft Thebais. Akmin oder das alte Panopolis. Die Schlange zu Eridy. Kloſter des heiligen Senodius.

Das

Das fünfte Capitel.

Bäume, Pflanzen und Mineralien in der Landſchaft Thebais. Kloſter des heiligen Antons und des heiligen Pauls.

Das ſechſte Capitel.

Steinhaufen der Stadt Lycopolis und Antinopolis. Seule des Kayſers Alexander Severus. Triumphbogen.

Das ſiebende Capitel.

Beſchreibung von Groß-Cairo.

Das achte Capitel.

Beſchreibung der Landſchaft Faioum. Das Schloß Caron. Joſephs Canal. Der See Moeris.

Das neunte Capitel.

Der See Nedebe, woraus das Natrum herkommt. See ohne Waſſer. Vermeynte Verſteinerungen. Kloſter des heiligen Macarius.

Das zehnte Capitel.

Beſchreibung der Stadt Sues.

Das eilfte Capitel.

Die Stadt Manſure. Capelle der Latone. Der See Menslet. Fiſcherey in dieſem See. Damiate. Roſette.

Das zwölfte Capitel.

Beſchreibung von Alexandrien. Der See Mareotis. Thurm der Araber.

Das dreyzehnte Capitel.

Von der Staatsverfaſſung in Egypten.

Das vierzehnte Capitel.

Von den Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewächſen in Egypten.

Das funfzehnte Capitel.

Von den Mündungen des Nils, den Canälen und Inſeln.

Das ſechszehnte Capitel.

Von dem durch Kunſt zubereiteten Salmiac.

Das ſiebenzehnte Capitel.

Von der in Egypten gebräuchlichen Art die Hühner, Enten und Gänſe auszubrüten.

Beſchrei-

Beſchreibung
einer im Jahre 1730
durch
Egypten
gethanen Reiſe.

Das erſte Capitel.

Egyptens Lage. Eigenſchaften des Landes. Ergießung des Nils; deſſen Urſachen und Wirkungen. Beſchaffenheit der Luft.

Ich war kaum in Egypten angekommen, als ich mich ſorgfältig bemühete dieſen ſo ſchönen und geſunden Erdſtrich und dieſes ſo fruchtbare Land zu finden, welches alle Geſchichtſchreiber ſo ſehr gerühmet haben. Ich fand nichts, das der Beſchreibung, die ſie davon machen, ähnlich iſt, und ſollte daher faſt glauben, daß es einigen derſelben an Einſicht gefehlet hat, und die andern von der Begierde Wunderdinge zu erzählen zu Unwahrheiten verleitet worden ſind. Inzwiſchen ſind die Vorurtheile, welche man von den Vorzügen Egyptens hat, ſo groß, daß

ich Gefahr laufe mit meinen Nachrichten keinen Glauben zu finden, ob ich gleich nichts als die unverſtellte Wahrheit ſchreibe.

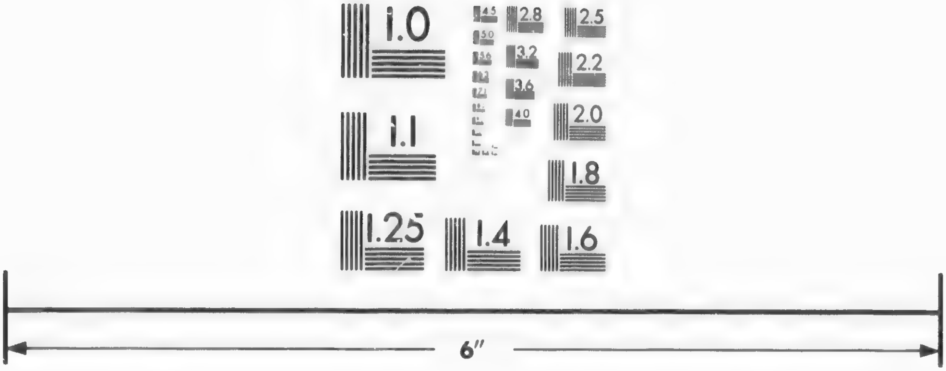
Man begreift unter dem Namen **Egypten** nur eine Landzunge, welche von dem **Nil** getheilet wird und gegen Oſten und Weſten von einer Reihe ſehr hoher Gebirge eingefaßt iſt, welche bey den Waſſerfällen anfangen und bey **Cairo** aufhören, nebſt dem ſo genannten **Delta**, welches durch die zween Arme des **Nils** formirt wird, die drey Meilen unter **Cairo** entſtehen, und davon ſich der eine zu **Roſette**, und der andere zu **Damiate** in das Meer ergießt. **Egyptens** Länge beträgt von Norden nach Süden ungefehr zweyhundert Meilen; die Breite iſt in dem **Delta** vierzig, mitten im Lande nur ſieben Meilen, und ſie wird bis zu den Waſſerfällen, wo ſich die beyden Reihen Gebirge vereinigen, beſtändig ſchmaler.

Weil **Egypten** ein ſo kleines Stück Land begreift, ſo kann man ſich nicht einbilden, wie daſſelbe eine ſo unendliche Anzahl Einwohner habe ernähren können, als ſie von allen Schriftſtellern angegeben wird. Damit nun dieſelben ihr Vorgeben rechtfertigen mögten, haben ſie geſagt, daß das Feld in einem Jahre verſchiedene mahle Früchte brächte, und daß die Schaafe mehr als einmahl trächtig würden. Es iſt gewiß, daß man heutiges Tages ſo viel Land in **Egypten** beſäet, als man vor Alters that, zumahl nichts, was ſich dazu ſchickt, ungebauet liegen bleibt: allein es iſt nicht weniger gewiß, daß, wenn die Einwohner

ner, welche jetzo in Vergleichung deſſen, was man uns von ihrer ehemahligen Menge meldet, bis zu einer ſehr geringen Anzahl vermindert ſind, nur von Weizenbrodt leben, in Egypten dennoch, wie reichlich auch die Erndten ſeyn mögten, von dieſer Art Getraide kaum genug wachſen würde, um ſie zu ernähren. Und eben ſo wenig, als das Land jährlich verſchiedene mahle Früchte bringt, iſt es auch wahr, daß die Schaafe mehr als einmahl trächtig werden.

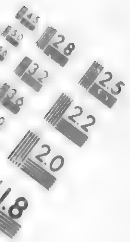
Einige Reiſende, welche in der Fahrt von Damiate und Roſette nach Cairo aus ihrer Barke geſehen hatten, daß man in die Furchen Sand führte, worin Kürbis- Melonen- und Gurkenkörner, welche ſie vor Getraide hielten, und zwar in dem Merz- und Aprilmonate geſäet werden, haben geſchrieben, daß das Land in Egypten jährlich zweymahl trüge, und die Erde ſo fett wäre, daß man genöthiget ſey Sand darunter zu miſchen, um ihre Kraft zu vermindern. Wenn dieſe Reiſenden ſich die Mühe genommen hätten die Sache in der Nähe zu unterſuchen, ſo würden ſie geſehen haben, was für Saamenkörner die Bauren geſäet hätten. Sie würden befunden haben, daß man dieſes nur an dem Nilſtrome und nicht weit in das Land hinein thäte, und daß, weil an dieſen Orten die Erde leimichter und von der Sonnenhitze mehr verhärtet iſt, der zarte Keim dieſer Körner unmöglich dadurch dringen könnte; daß man daher ſo lange bis derſel-

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



be ſtärker geworden wäre, und man dieſe Erde durch oftmahliges Begießen erweichet hätte, ein Bette, halb von Sande und halb von Taubenmiſte machte, worin dieſe Körner Wurzel ſchlagen; denn ohne dieſen Taubenmiſt würde davon gar keine Frucht zu hoffen ſeyn.

Man ſäet das Getraide in Egypten im Wintermonate, nachdem die Erde von dem Waſſer des Nils wohl durchweichet iſt, und man ziehet es in Ober-Egypten im April, in Nieder-Egypten aber im May auf. Ich ſage mit Fleiß, daß man es ausziehet, und es geſchicht deswegen, damit man ſich das ganze Stroh zu nutze machen könne. Uebrigens, da es mitten im Lande nur ſehr wenig, und in Ober-Egypten gar nicht regnet; ſo pflüget man das Land nur zween Queerfinger tief, oder kratzet es vielmehr auf, damit die Wurzel des Getraides durch den Thau befeuchtet werde. Der Ackerbau erfordert alſo wenige Arbeit und Koſten.

Das Land iſt in Egypten nicht allenthalben gleich fruchtbar; das zunächſt an dem Nil gelegene, auf welchem zur Zeit der Ueberſchwemmung das Waſſer vierzig Tage ſtehen bleibt, giebt in der beſten Erndte zehen für eines, und dieſes vermindert ſich nach Verhältniß der kürzern Zeit, da das Waſſer auf den Feldern ſtehen bleibt. Es ſind einige, wo es nur fünf Tage ſteht, und dieſe tragen viel, wenn ſie vier für eines geben.

Man

Man hat den alten Egyptern die Erfindung der Geometrie zugeſchrieben, weil, wie man ſagt, die Eigenthümer des Landes wegen der Ueberſchwemmung des Nils, der daſſelbe bedeckte, genöthiget wären, es nach dem Ablauf des Waſſers ausmeſſen zu laſſen, um es wieder zu erkennen. Es iſt meine Abſicht nicht die Egypter um die Ehre, daß ſie die Geometrie erfunden hätten, zu bringen, ſondern ich will nur dieſes ſagen, daß man keinesweges die Felder ausmißt um dieſelben zu erkennen und völlig wieder zu bekommen. Denn ſie haben ihre Grenzen, welche der Nil nicht wegreißt, und die Eigenthümer wiſſen ſo wohl nach als vor der Ueberſchwemmung, was ihnen zugehöret: allein weil dieſe Eigenthümer alle Jahre ihr Land verſchiedenen Bauren verpachten, und ein jeder von denſelben ein größeres oder kleineres Stück pachtet, ſo muß daſſelbe nothwendig gemeſſen werden, um ſo viel mehr, als der Pacht nicht in Getraide, ſondern in Gelde, und zwar ein gewiſſes für jeden Morgen, ſo in dieſem Lande Feddan heißt, bezahlet wird. Wo das Land gut iſt, da wird ein Feddan bis für ſieben Piaſters verpachtet; es giebt aber auch einiges, da man ihn für einen halben Piaſter bekommt, weil es weit von dem Nil entfernt iſt.

Ich habe oben geſagt, daß Egypten alle ſeine Einwohner kaum mit Getraide verſehen würde, wenn ſie ſich

nicht mit andern Sachen ernährten. * Die Hälfte derſelben wenigſtens ißt in der Woche nur einmahl Brodt, und auch dieſes Brodt iſt nicht von Korne, ſondern von großer Hirſe gemacht, welche die Griechen Karambodi und die Araber Dura nennen. Man ſäet die Hirſe an den Ufern des Nils und an den Oertern, welche man leicht bewäſſern kann. Der Stengel dieſes Korns iſt fünf Schuh hoch, und ein Maaß trägt zum wenigſten funfzig. Das Erdreich in Egypten hat allenthalben eine dunkele Farbe; es iſt leimicht, mit vielem Salpeter vermiſcht und ſo unfruchtbar, daß man ſelten Pflanzen und Stauden antrifft. Die Körner und Bäume, welche man daſelbſt pflanzet, keimen und wachſen ſonſt nicht, als durch häufiges Begießen. Daher giebt es in Egypten weder Bau- noch Brennholz.

Das Anwachſen des Nils und deſſen Ueberſchwemmung hat den Gelehrten ſehr lange viel zu ſchaffen gemacht. Die meiſten derſelben haben was wunderbares in der natürlichſten Sache der Welt, und welche man in allen Ländern der Erde wahrnimmt, gefunden. Der Regen, welcher in Abyſſinien und Aethiopien fällt, verurſacht den Anwachs und die Ueberſchwemmung dieſes Fluſſes: allein man muß den Nordwind als die Haupt-

urſa-

* Die gewöhnliche Speiſe der Egypter iſt Gerſtenmehl, welches ſie in Waſſer einrühren.

urſache davon betrachten, 1) weil er die Regenwolken nach Abyſſinien treibt; 2) weil derſelbe, indem er gegen die beyden Mündungen des Nils bläſet, das Waſſer davon gegen den Strom zurück treibet, und dadurch verhindert, daß es ſich in allzu großer Menge in die See ergieße. Man nimmt dieſen Umſtand in allen Jahren wahr; denn wenn der Wind nordlich iſt und ſich auf einmahl nach Süden wendet, ſo verlieret der Nil in einem Tage ſo viel, als er in vieren angewachſen iſt.

Die Zeit, wenn der Nil anfängt zu wachſen, iſt nicht gewiß beſtimmt, obgleich viele Schriftſteller es uns haben verſichern wollen. Wenn der Nordwind am Ende des May, oder im Anfange des Brachmonats zu wehen beginnt, ſo fängt von dieſer Zeit der Nil gleichfalls an zu wachſen. Weil im Jahr 1731 der Nordwind ſich nicht eher als im Heumonat einſtellete, ſo wuchs das Waſſer nicht ſehr hoch, und fieng auch damahls erſt an zu ſteigen.

Man ſagt hier zu Lande, daß der Nil anfängt zu wachſen und die Peſt aufhöret, wenn der Tropfen fällt. Dies iſt ein gemeiner Irrthum, welcher von der doppelten Bedeutung des Worts Nokta herkommt; denn es bedeutet beydes einen Tropfen und einen Punkt. Aus Unwiſſenheit hat man es in dem erſten Verſtande genommen. Indeſſen aber wird unter dem Worte Nokta in dem gegenwärtigen Falle die Sommer-Sonnenwende,

d. i. der hôchſte Punkt angedeutet, wohin die Sonne ſteigt, und wo ſie etliche Tage ſtille ſtehet. Und zu dieſer Zeit bläſet auch wirklich der Nordwind und erfriſchet und reiniget die Luft in Egypten. Daher iſt er Urſache, daß die Peſt aufhöret, und bringt auch den Regen nach Abyſſinien und Aethiopien, welcher das Waſſer in dem Nil aufſchwellet.

Den 24ten des Herbſtmonats zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche fängt der Nil an zu fallen, und nimmt bis zum Brachmonate beſtändig ab. Dieſes Abnehmen des Fluſſes würde beträchtlicher ſeyn und geſchwinder geſchehen, wenn es nicht zu verſchiedener Zeiten im Jahre um den Nil regnete. Die Flüſſe und Regenbäche, welche ſich in denſelben ergießen, erhalten ihn in einer ziemlich großen Höhe, daß man darauf bequemlich bis an den Hornung ſchiffen kann, zu welcher Zeit das Waſſer ſo niedrig iſt, daß die kleinſten Fahrzeuge auf den Reiſen von Damiata oder Roſette nach Cairo, allwo der Nil niedriger, als in Ober-Egypten iſt, vielmahls auf den Grund gerathen.

Es iſt ein Irrthum, wenn man ſagt, daß es in Egypten nicht regnet. Es regnet viel und oft in Nieder-, wenig in dem mittlern, und gar nicht in Ober-Egypten, wenn man darunter weiter nichts als die Landzunge zwiſchen den beyden Reihen der Gebirge begreift. Die beſtändigen Winde, welche ſich von dem Nil und den

dort

dort herum befindlichen Thälern erheben, treiben die Wolken nach der rechten und linken: aber auf den Gebirgen regnet es den Winter hindurch ſehr ſtark, und die davon herunterlaufende Regenbäche führen dem Nil viel Waſſer zu. Ich ſage nichts von ſeinen zwoen Quellen, weil ſie heutiges Tages gar wohl bekannt ſind.

Man hat ſonſt erzählet, daß eine Gährung des Waſſers in dem Nil vorhergehet, ehe er ſich aufſchwellt, und daß man dieſe Gährung an ſeiner grünen Farbe und an ſeinem böſen Geſchmacke erkennet. Nichts iſt ſo wenig wahr, als dieſe vorgegebene Gährung. Weil das Waſſer in dem Fluſſe wärend drittehalb Monaten vor der Sommer-Sonnenwende ſtille ſtehet, indem die Klippen oder Sandhaufen, die in ſeiner Mündung ſind, und der Nordoſtwind, welcher alsdenn zu wehen anfängt, deſſen Abfluß verhindern: ſo muß daſſelbe nothwendig faul werden. Außerdem ſagt man noch, daß das Waſſer des Nils zu der Zeit, wenn er anwächſet, einen Schlamm bey ſich führe, welcher das Land in Egypten fett machte; und dieſes iſt ebenfalls nicht wahr. Wenn der Nil achtzehn Schuhe hoch gewachſen iſt, ſo berührt er ein röthliches Erdreich, woraus deſſen Ufer in Ober-Egypten ſechs Schuhe hoch beſtehen. Weil nun das Waſſer alsdenn ſchnell gehet, ſo ſpület es die Erde von dieſen Ufern ab und reißt ſie mit ſich fort. Und dieſes iſt die Urſache, daß es eine rothbräunliche Farbe bekommt

kommt und ſo dicke als Milch wird. Man macht das Waſſer des Nils klar, indem man die Gefäße, worin man es gießt, mit einem Teige von bittern Mandeln überſtreicht; und man findet ſo dann auf dem Boden eine rothbräunliche Erde und keinen Schlamm. Wenn es übrigens wahr wäre, daß der Nil Schlamm bey ſich führte, ſo würde man dieſes im Anfange ſeiner Aufſchwellung und nicht am Ende verſpüren. Dieſes iſt inzwiſchen gewiß, daß wenn der Fluß nicht höher als ſiebenzehn Schuhe geſtiegen, deſſen Waſſer klar iſt.

Nunmehr will ich von der Luft in Egypten etwas gedenken, welche nach der Verſicherung des Herrn von Meaux ſehr geſund ſeyn ſoll. Man findet aber das Gegentheil, wenn man ſich nur ein wenig in dem Lande aufgehalten hat. Die Augenkrankheiten ſind daſelbſt ſehr häufig und ſo ſchwer zu heilen, daß faſt alle diejenigen, welche ſie bekommen, das Geſicht verlieren, ſo daß Egypten daher mit Rechte das Land der Blinden genannt werden kann. Es regieren daſelbſt von der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings bis zur Sommer-Sonnenwende die Fleckfieber ſehr ſtark, welche viele Menſchen ins Grab befördern. Im Herbſte entſtehen Blutgeſchwüre an den Schenkeln und Knien, welche die Kranken in zween oder dreyen Tagen dahin reißen. Im Winter reiben die Kinderblattern eine ſehr große Menge Menſchen auf, und zu der Zeit, wenn der Nil anwächſt, erkranken die meiſten

ſten Einwohner an einem lange anhaltenden Durchlaufe, welcher von dem Waſſer dieſes Fluſſes verurſacht wird, das alsdenn mit ſehr vielen Salzen vermiſcht iſt.

Man weiß in Egypten nur von zwoen Jahrszeiten, nämlich dem Winter und Sommer. Der Winter fängt im Chriſtmonate an und höret im Merz auf. Die Hitze iſt daſelbſt unerträglich, welche von dem Südwinde von dem Aprilmonate an biß zur Sommer-Sonnenwende verurſacht wird. Alsdenn aber fängt der Nordwind an zu gehen, welcher während dem Heumonate, Auguſt und Herbſtmonate die Luft abkühlet: allein es iſt höchſt gefährlich ſich demſelben, wenn man ſchwitzet, bloß zu ſtellen. Dieſer Wind ſo wohl, als andre, die in Egypten wehen, führen viele Salze mit ſich, und dieſes verurſacht an allen Theilen des Leibes, die denſelben am meiſten empfunden haben, erſchreckliche Schmerzen und zuweilen Gliederlähmungen, wovon man ſehr ſchwer wieder geſund wird. In dem Wein- und Wintermonate iſt ſehr wenig oder faſt gar kein Wind, und daher iſt die Hitze unerträglich.

Weil Egypten ein trocknes und dürres Land iſt, und ſonſt kein ſüßes Waßer als aus dem Nil hat; ſo machen die Einwohner der Städte und Dörfer, welche nicht an den Ufern dieſes Fluſſes wohnen, große Graben, welche ſie, wenn er ſich ergießet, mit Waſſer anfüllen. Sie trinken daſſelbe bis zum Merz, ob es gleich ſeit einiger

Zeit ſchon angefangen hat faul zu werden; und bis zu der neuen Ueberſchwemmung bedienen ſie ſich des Brachwaſſers, welches ſie in ihren Feldern finden, wenn ſie nur zween oder drey Schuhe tief graben. So ſtinkend dieſes Waſſer auch iſt, ſo brauchen ſie es doch das Vieh damit zu tränken.

Da in Egypten ſo viele ſtillſtehende Waſſer ſind, ſo wird man ſich nicht verwundern, daß die Luft daſelbſt ſehr ungeſund iſt, und alle fünf Jahre die Peſt entſtehet, außer derjenigen, welche zuweilen aus fremden Ländern dahin gebracht wird.

Die Eßwaaren, und inſonderheit das Brodt haben hier gar keinen Geſchmack, und es kann auch nicht anders ſeyn. Denn da das Erdreich aus Staub und Salze beſtehet, und nur einmahl jährlich bewäſſert wird, ſo kann es keine Körner und Pflanzen von einem guten Geſchmacke hervorbringen. Man ſiehet daher auch nur wenig ſtarke und geſunde Leute in dieſem Lande. Es war eben ſo beſchaffen, als der Patriarch Jacob dahin kam; denn Pharao ward in große Verwunderung geſetzt, daß ein Menſch hundert und dreyßig Jahr hätte leben können.

Das zweyte Capitel.

Ankunft des Herrn Grangers zu Cairo. Seine Reiſe nach Ober-Egypten. Begräbnißhöhlen bey Girge. Schutthaufen der Städte Oxyrinchus und Tentyris. Tempel der Iſis.

Ich kam den 6ſten Auguſt 1730 zu Cairo an, nachdem ich den 18ten des Heumonats in demſelben Jahre zu Alexandria an das Land geſtiegen war. Vier Stunden nach meiner Ankunfft eröffnete man den Canal und das Waſſer lief in die Stadt Cairo. Ich war ein Zeuge von der Freude, welche die Einwohner dieſer Stadt bey dieſer Gelegenheit blicken ließen. Dieſe Freudenbezeugungen ſind deswegen natürlich, weil man dort das Waſſer nöthig hat. Man ahmet zum theil die Ceremonien nach, welche die Einwohner von Heliopolis beobachteten, als man eben dieſen Canal öffnete, welcher das Waſſer in ihre Stadt führete; ich ſage zum Theil, weil man hier nicht, wie ſie thaten, ein junges Mädchen opfert.

Da die Zeit der Ueberſchwemmung mir nicht erlaubte auf dem Lande herum zu wandern; ſo beſchäfftigte ich mich inzwiſchen, bis daß der Erdboden wiederum trocken war, mit Kräuter leſen in den Gärten, die um Cairo ſind.

Den 29ſten Jenner 1731. reiſete ich von Cairo nach Oberegypten mit einem Miſſionarius von der Congregation de propaganda fide, vier Janitſcharen und einigen Copten. Den 15ten Hornung kam ich zu Akmin * an, nachdem ich auf der Reiſe vieles ausgeſtanden hatte. Wir trafen denſelben Tag um ſechs Uhr des Morgens den Statthalter von Girge an, welcher in dem Dorfe Maraga an dem weſtlichen Ufer des Nils in Verhaft war. Er pflegte von da bewaffnete Fahrzeuge auszuſchicken, um die Barken anzuhalten, welche in dieſen Gegenden ſchiffen. Eines von dieſen Fahrzeugen, welches mit mehr als funfzig Mann beſetzt war, kam auf uns zu, um die unſerige anzuhalten. Das Schiffsvolk verſteckte ſich unten in der Barke; allein die vier Janitſcharen und ich ſtellten uns, als wenn wir eine beherzte Gegenwehr thun wollten, und ſagten zu den Leuten auf dem Fahrzeuge, daß ſie ſich unſrer Barke nicht eher bemeiſtern würden, als biß ſie uns alle mit einander getödtet hätten, und daß, wofern ſie uns näher kämen, wir auf ſie Feuer geben würden. Dieſe Pralerey jagte ihnen eine Furcht ein; ſie zogen ſich zurück und wir ſetzten unſre Reiſe fort. Ich werde hernach von den Städten und Dörfern, welche auf dem Wege liegen, etwas melden.

Den 19ten kam zu Akmin ein Officier an, welchen der

* Panopolis.

der zu Girge ſich aufhaltende Aga des Groß-Sultans abgeſchickt hatte um mich zu bitten, daß ich mich nach dieſem Orte begeben und ſeinen Sohn, der gefährlich krank wäre, beſuchen mögte. Ich reiſete denſelben Tag dahin und nahm meine Wohnung bey den Miſſionarien de propaganda.

Den ſten beſuchte ich Deir Emmelac. Dies iſt ein Kloſter der Copten, welches unten an dem öſtlichen Berge beynahe eine Meile von Girge liegt. Dieſes Kloſter beſteht in einer Ringmauer, welche ungefähr vierzehn bis funfzehn Klaftern im Gevierte hat. In der Mitte derſelben ſtehet eine ſehr armſeelige und ſehr ſchmutzige Kirche nebſt einem kleinen Hauſe, worin die Mönche wohnen.

Hinter dieſem Kloſter ſiehet man ſechszehn Begräbnißhöhlen, deren eine jede vierzehn Schuhe lang, zwölf breit und ſechs und einen halben hoch iſt. Man findet in einer jeden dieſer Höhlen zwey Gräber, die in den Fels gehauen ſind, das eine zur rechten und das andre zur linken, und hinten einen abhängigen Canal, der acht Klaftern lang und drey Schuhe breit und hoch iſt. Dieſer gehet zu einem Alcoven, welcher fünf Schuhe in der Breite, ſechs in der Höhe und ſieben in der Länge hat. Bey dieſem Alcoven fängt ein anderer Canal an, der enger, als der vorige iſt und nach der nächſten Höhle gehet. Und ſo

verhält

verhält es ſich auch mit den übrigen. In dieſen Grotten iſt weder Bildhauer- noch Mahler-Arbeit.

Nachdem ich dieſe Höhlen beſichtiget hatte, gieng ich nach Harie, einem von dieſem Kloſter ungefähr eine halbe Meile entferneten Dorfe. Ich beſuchte den Chek oder Commendanten, welcher mich, nachdem er mir Caffee gegeben hatte, in eine ſchöne Begräbniß-Höhle führte, die in einen Felſen gehauen war.

Dieſe Höhle hat drey und zwanzig und einen halben Schuh in der Länge, ſechs in der Höhe und ſechszehn in der Breite; ſie ruhet auf vier viereckigten Pfeilern, die zween Schuhe im Durchſchnitte haben, und auf denſelben ſiehet man zwey Bilder von Männern und zwey von Weibern in halberhabener Arbeit. Der übrige Theil dieſer Pfeiler iſt voller hieroglyphiſchen Schriften. Die Decke iſt von getäfelter Arbeit, und es ſind darin verſchiedene menſchliche Geſtalten geſchnitzet, welche mit mancherley Farben, die ſich wohl erhalten haben, ausgemahlet ſind. Zur rechten und linken ſiehet man menſchliche Geſtalten von gegrabener ein wenig erhabener Arbeit.

Aus dieſer erſten Kammer gehet man in eine andere, welche funfzehn Schuhe lang, zehen breit und ſieben hoch iſt, ohne Pfeiler, ohne Bilder und ohne hieroglyphiſche Schriften. Man ſiehet daſelbſt ein in den Fels gehauenes Grab, welches acht Schuhe in der Länge, drey in der Breite und zehn in der Höhe hat, von da gehet ein Canal in eine andere Kammer.

Um

Um dieſe Höhle ſind noch acht andere. Sie ſind aber kleiner, ohne Zierraten und in einen Fels gehauen, der eigentlich aus einem Haufen kleiner runder Steine beſteht, deren Geſtalt und Größe den Erbſen und Linſen vollkommen ähnlich und gleich iſt. Sie hängen ſo feſte zuſammen, daß man ſie eher zerbrechen als von einander trennen kann.

Eine Italiäniſche Meile von dort an dem Fuße des Berges ſiehet man etliche Stücke eines zerſtörten Tempels. Der Chek erzählte mir, daß fünf Meilen davon zwo verſtümmelte und halb in dem Sande begrabene Bildſäulen in Rieſengröße wären.

Den 23ſten reiſete ich nach **Baskier** und von da nach **Madſune**, d. i. die begrabene Stadt, ſo von **Baskier** ungefähr drey Meilen liegt. Dieſes Dorf iſt auf den Schutthaufen einer alten Stadt gebauet, welche an dem Fuße des öſtlichen Gebirges gelegen hat. Drey Flintenſchüſſe von dieſem Dorfe ſüdwärts findet man einen Tempel, welchen die **Araber Birbe** nennen, noch faſt ganz; er iſt aber bis an das Gewölbe im Sande begraben. Ich gieng in denſelben durch ein Fenſter hinein, nachdem ich den Schutt davor hatte wegräumen laſſen.

Dieſer Tempel hat ein hundert und zwey und dreyßig Schuhe in der Länge, und zwey und funfzig in der Breite. Die Decke ruhet auf vier Reihen Säulen, in deren jeglicher eilfe an der Zahl ſind. Eine jede dieſer Säulen hält

drey

drey Schuhe im Durchſchnitte. Die Capitäle, welche von feiner Bildhauer-Arbeit ſind, und worin die Corinthiſche Ordnung beobachtet iſt, ſind drey Schuhe und acht Zolle hoch. Der ganze Tempel iſt mit verſchiedenen Farben auf bergblauem Grunde ausgemahlet und mit vielen menſchlichen Geſtalten und hieroglyphiſchen Schriften gezieret. Die Steine an der Decke haben alle vierzehn Schuhe in der Länge, vier Schuhe und acht Zolle in der Breite und zween Schuhe drey Zolle in der Dicke.

Man ſiehet bey dieſem Tempel die zertrümmerten Stücke einer Bildſäule in Rieſengröße und zweener Obelisken, davon der eine von rothem und der andere von ſchwarzem Granit iſt. Unten am Berge findet man auch viele ausgemahlte und mit Bildern und Inſchriften, die in die Wände gegraben ſind, gezierte Begräbnißhöhlen. Eine Tagereiſe von hier und hinter dem Gebirge weſtwärts iſt nach dem Berichte der Araber eine alte Stadt, welche ſie Schunaite Elzebibe nennen, allwo, wie ſie mir ſagten, faſt ein noch ganzer Tempel ſteht. Ich würde die Wahrheit dieſer Nachricht unterſucht haben, wenn ſie mich dahin hätten führen wollen.

Von dem Dorfe Baskier kommt man nach Farſchiut, welches fünf Meilen davon liegt. Auf dem Wege ſiehet man die Dörfer Elgenenne, Belienes, Cume Batiſchete, Cume Racub, Cume el Megeanine und Cume Elamar, die alle eine Meile von einander liegen

liegen und auf den Schutthaufen alter Städte oder den übrigen Stücken etlicher Tempel erbauet ſind.

Von Farſchiut kommt man, wenn man Bageora zur linken liegen läßt, zu dem Dorfe Hu, welches auf den Schutthaufen der alten Stadt Oxyrinchus gebauet iſt. Es ſind darin keine Alterthümer, außer einigen Stücken von Seulen. Von dieſem Dorfe gehet man nach Senapſe zum Nachtlager, und von da in einem Tage nach Dandera.

Dandera iſt ein aus den Schutthaufen von Tentyris, der ehemahligen Hauptſtadt in dem Tentyritiſchen Gebiete erbauetes Dorf. Dieſe Stadt hatte fünf bis ſechs Italiäniſche Meilen im Umkreiſe, wenn man davon aus den übrigen Stücken der Ringmauren und den Ueberbleibſeln der Thore urtheilen ſoll. Man findet in dieſen Schutthaufen zween Tempel, davon der eine der Iſis und der andere der Venus gewidmet iſt. Dieſer letzte liegt ganz in dem Schutt begraben; und ob man gleich von oben in denſelben hineingehen kann, ſo iſt es doch unmöglich ihn abzuzeichnen und zu meſſen, weil er ganz mit Graus und Erde angefüllet iſt. Auf der einen Seite dieſes Tempels ſiehet man einige Griechiſche Buchſtaben, welche ich von einer in dieſer Sprache abgefaßten Inſchrift übrig geblieben zu ſeyn glaube, und daher muthmaße, daß dieſer Tempel zu der Zeit der Griechen gebauet oder wieder hergeſtellet worden.

Von dieſem liegt der Tempel der Jſis ſechzig Schritte ſüdweſtwärts. Das erſte, was einem davon in die Augen fällt, iſt eine ſchöne Halle, die ſechzig Schuhe hoch, ſechs und dreyßig breit und ein und dreyßig dick iſt. Sie hat ein ſchönes Geſimſe und einen Mauerkranz, der um dieſelbe ganz herumgehet. Unter demſelben und gleich über der Thüre, welche zwanzig Schuhe hoch und zehn breit iſt, ſiehet man ein Wapen *, das aus einer Kugel beſtehet. Dieſelbe wird von zween einer gewiſſen Art Lampreten ähnlichen Fiſchen gehalten, die in einem blauen Felde wie zween ausgebreitete Flügel erſcheinen. Dieſe Halle iſt von unten bis oben ganz mit hieroglyphiſchen Inſchriften bedeckt. Von dieſem Thore gehet man in einen ſehr geräumigen Hof, der mit Stücken von Säulen angefüllet iſt. Dem Tempel, der in der Mitte dieſes Hofes iſt, gegen über findet man zwölfe, welche ſtehen und den noch übrigen Theil der Decke unterſtützen.

Die Vorderſeite dieſes Tempels hat ein hundert neun und zwanzig Schuhe in der Länge, zwey und achtzig in der Breite und ſiebenzig in der Höhe. Die Hinterſeite iſt hundert und ſechzig Schuhe lang, hundert und acht breit, und die Höhe kommt mit der Vorderſeite ihrer ü-

* Vermuthlich ſind dieſes nur Zierraten der Baukunſt und kein eigentliches Wapen, als welche in dieſen alten Zeiten ganz unbekannt geweſen ſind.

herein. Die äußeren Wände ſind von unten bis oben mit Egyptiſchen Gottheiten in etwas erhabener Arbeit und hieroglyphiſcher Schriften bedeckt. Rund herum iſt ein ſehr ſchönes Geſimſe, und acht Löwenköpfe formiren die Dachrinnen. Es waren ihrer an jeder Seite drey und zween auf der Hinterſeite.

Anfänglich kommt man in einen großen Saal, welcher ein hundert und zwölf Schuhe in der Länge, ſechzig in der Höhe und funfzig in der Breite hat. Die Decke ruhet auf ſechs Reihen Säulen, in deren jeglicher vier ſind. Der Schaft dieſer Säulen hat zwey und funfzig Schuhe und ihr Umfang drey und zwanzig. Die Capitäle ſind als vier Weiberköpfe gemacht, die mit ihren Rücken aneinander gelehnet ſind. Die Wände dieſes Saales ſind mit einer unendlichen Menge Bilder von Thieren, Egyptiſcher Gottheiten und hieroglyphiſchen Schriften angefüllet. Die Decke, woran die Steine achtzehn Schuhe in der Länge, ſieben in der Breite und zween in der Dicke haben, iſt auf naſſen Kalk bemahlt, und die Farben ſind noch ſo lebhaft, als wenn ſie erſt vor weniger Zeit darauf wären getragen worden.

Aus dieſem Saale gehet man in einen andern viereckigten, deſſen Decke von ſechs Säulen, deren drey auf jeder Seite ſtehen, getragen wird. Sie ſind von eben der Geſtalt und Größe, als die vorigen, aber nicht ſo di-

cke. Dieſer Saal hat zwey und vierzig Schuhe in der Länge und ein und vierzig in der Breite.

Man kommt aus dieſem Saale zu vier Kammern, welche ſonſt kein Licht, als nur durch die Thüre und durch ein in der Decke befindliches Luftloch bekommen. Die erſte von dieſen Kammern hat drey und ſechzig Schuhe in der Länge und achtzehn in die Breite; die andern haben drey und vierzig in der Länge und ſiebenzehn in der Breite. Die Wände dieſer Kammern ſind ausgemahlt und voller hieroglyphiſchen Inſchriften.

Aus der letzten Kammer geht man in einen zwölf Schuhe langen und drey breiten Eingang, welcher zu einer Windeltreppe führt, wodurch man auf das platte Dach ſteigt. Man findet daſelbſt eine ſehr dunkle Kammer, welche achtzehn Schuhe in der Länge, eilfe in der Breite und neun in der Höhe hat. Sie iſt über dem Gewölbe des großen Saales gebauet und mit vielen Egyptiſchen Gottheiten von etwas erhabener Arbeit ausgezieret. An der Decke dieſer Kammer erblickt man die Geſtalt eines Rieſen, gleichfalls in erhabener Arbeit, deſſen Arme und Beine auswärts ausgeſtreckt ſind.

Die Treppe, von welcher ich geredet habe, hat nichts beſonders, außer daß fünf bis ſechs Stiegen derſelben in einen einzigen Stein gehauen, und daß ſie nur vier Zolle hoch ſind; daher es ſich darauf ſehr bequem herauf ſteigen läßt.

Die

Die Felder um Tentyris wurden durch einen ſehr ſchönen Canal bewäſſert, welcher die Stadt vorbey lief. Man würde dieſelbe mit Rechte eine von den ſchönſten in Ober-Egypten nennen, wenn man davon aus den Ueberbleibſeln der alten Denkmahle, als welche ſich am beſten erhalten haben, urtheilte. Das Dorf Dandera, welches auf ihrer Stelle ſteht, iſt ein ſehr angenehmer Ort. Er hat einen Ueberfluß an Früchten von verſchiedenen Gattungen, als Pomeranzen, Citronen, Apricoſen, Datteln, woraus man hier vielen Wein macht, den die Copten kaufen.

Das dritte Capitel.

Schutthaufen der Stadt Thebe und des Tempels zu Hermonthis. Uberbliebene Stücke alter Denkmahle in dortiger Gegend. Syenne und Apollinopolis.

Von Dandera reiſet man nach dem Dorfe Tur, und man kommt unterwegens durch ein anderes, Namens Aramie. Dieſes iſt deswegen merkwürdig, weil die Einwohner große Diebe, und ihre Häuſer von irdenen Töpfen aufgebauet ſind, die ſie auf einander geſetzet und mit Kothe verküttet haben.

Von Tur ſetzte ich über den Nil und begab mich nach Rous, einem andern Dorfe, welches von dem erſtern eine Meile entfernet iſt. Die von Cairo entlaufenen Türken nehmen dahin ihre Zuflucht. Es liegt auf

der öſtlichen Seite des Nils und iſt aus den Schutthaufen der Stadt Rous * erbauet worden. Man ſiehet um und in dieſem Dorfe nichts als zertrümmerte Marmorſäulen. Man findet daſelbſt auch zwo Mauren von gehauenen Steinen, die neun Schuhe von einander ſtehen. Die Höhe dieſer Mauren beträgt funfzehn Schuhe, und die Länge ſechs und dreyßig. Sie tragen noch die Ueberbleibſel einer Decke, auf welcher die Araber ein Minaret, d. i. kleines Thürmchen, dergleichen auf den Moſcheen ſind, gebauet haben. Alles ſiehet darin ſo verſtellet aus, daß man nicht wiſſen kann, ob es der Reſt eines Tempels oder eines Grabmahls ſey. Oben auf einer von dieſen Mauren erblicket man die Ueberbleibſel eines Geſimſes, unter welchem eine Kugel iſt, welche von zween einer Art Lampreten ähnlichen Fiſchen gehalten wird, even ſo als zu Dandera. An der Mauer auf der nordlichen Seite findet man die Ueberbleibſel einer Griechiſchen Inſchrift, welche ich folgender geſtalt abzeichnet habe:

ΣΙΛΙΣΣΑΚΑΕΟ. ΠΑ-
ΤΡΑΚΙ. ΒΑΣΙΛΕΥΣ.
ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΣ.
ΘΕΟΙΜΕ. ΓΑΛΟΙ.
ΦΙΛΟΜΗΤΟΡΕΣ.
ΕΠΣΤΩΙ. ΚΑΙΤΟΙΣ.
ΣΥΝΝΑΟΙΣ. ΘΕΟΙΣ.

Von

* Antcopolis.

Von **Rous** kommt man nach Luxor, welches ſieben Meilen davon liegt. Dieſes Dorf iſt auf dem Schutt der Stadt Thebe gebauet. Dieſe alte und wegen ihrer prächtigen Gebäude ſo berühmte Stadt ſtellet dem Geſichte jetzo weiter nichts als einige Steinhauſen dar. Das erſte, was man erblickt, ſind zween Obelisken von rothem Granit, welche auf der nordlichen Seite ungefehr funfzehn Schuhe von einander ſtehen. Sie ſind acht und funfzig Schuhe hoch und unten acht breit. Nicht weit von dieſen Obelisken und in eben derſelben Linie ſiehet man neben einem Thore zwo weibliche Bildſäulen in Rieſengröße von ſehr ſchönem ſchwarzen Marmor, welche bis über die Mitte des Leibes in der Erde ſtecken. Der Theil, welcher außer derſelben ſteht, iſt funfzehn Schuhe hoch. Aus dieſem Thore gehet man in eine Gaſſe des Dorfes Luxor, welche ſich bey einem Saale endiget. In dieſem findet man zwo Reihen Säulen, deren jede vier und zwanzig Schuhe hoch iſt. Sie ſind aus vielen Steinen zuſammen geſetzt und tragen den Reſt einer Decke. Aus dieſem Saale kommt man in einen andern, worin vier Reihen Säulen ſtehen, in deren jeglicher acht ſind. Sie haben alle ein und zwanzig Schuhe im Umfange.

Von hier gehet man durch viele Schutthauſen zu einem andern Gebäude. Es ſind darin nur drey Zimmer übrig, die halb mit Sande angefüllet ſind. Man ſiehet

daſelbſt viele Bilder in etwas erhabener Arbeit und eine Menge hieroglyphiſche Inſchriften. Von da ſteigt man auf die Reſte eines ſchönen Dammes von Quaderſteinen herunter, und gehet darauf nach einem Schloſſe, welches eine gute Italiäniſche Meile von Luxor liegt. Man kommt dahin durch einen Gang, der mit Bildern des Sphynx und anderer Thiere ausgezieret iſt. Es ſind deren fünf und vierzig auf jeder Seite, aber ſo zerſtümmelt, daß man ſie kaum erkennen kann. Man ſiehet dort zween ſchöne Köpfe, die von ihren Rümpfen getrennet ſind; der eine iſt ein Elephanten- und der andere ein Pferdekopf. Auf dieſem Gange kommt man zu einem Thore, welches noch in gar gutem Stande iſt. Es hat ſiebenzig Schuhe in der Höhe, zwey und funfzig in der Breite, und ein und vierzig in der Dicke. Es waren daſelbſt noch drey andere eben ſolche Thore, jedoch nicht ſo hoch und breit, und man gelangte zu einem jeden dieſer Thore durch einen mit Bildern von Thieren beſetzten Gang, der aber nicht ſo lang als derjenige war, von welchem ich eben geredet habe. Dieſe vier Thore ſtunden mit ihren Vorderſeiten gegen die vier Hauptwinde, und man gieng durch dieſelben zu einem Pallaſte, von welchem weiter nichts, als nur noch ein ſehr ſchöner Saal übrig iſt. Sechs Reihen Säulen, in deren jeder acht und zwanzig ſind, tragen einen Theil der Decke; die Capitäle derſelben, worin eine vermiſchte Ordnung beobachtet iſt, ſind wohlgearbeitet.

tet. Die Säulen ſind nicht alle von gleicher Dicke; die zwölfe in der Mitte haben ein und dreyßig Schuhe im Umfange, und die andern acht und zwanzig. Sie beſtehen aus verſchiedenen Stücken, die mit hieroglyphiſchen Bildern und Inſchriften bedecket ſind. Ueber dieſem Saale ſiehet man zwey Zimmer, welche durch eine in Form eines Geländers gemachte Scheidewand von einander geſondert ſind. Die Steine dieſes Gebäudes haben achtzehn bis vier und zwanzig Schuhe in der Länge und ſechs in der Breite. Man ſiehet bey dieſem Saale zwo Bildſäulen in Rieſengröße von rothem Granit. Sie haben einen Degen an der Seite, und ſind mit hieroglyphiſchen Schriften von unten bis oben bedeckt.

Vor dem Thore auf der öſtlichen Seite erblickt man drey Obelisken von rothem Granit, von denen zween ſtehen; der dritte aber iſt umgefallen und an verſchiedenen Stellen zerbrochen. Dieſe Obelisken ſind funfzig Schuhe hoch und ſieben breit.

Zwölf Klaftern davon oſtwärts trifft man einen ſchönen marmornen Springbrunnen an, welcher zweyhundert und funfzig Schuhe im Umkreiſe hat, und worin das ganze Jahr Waſſer iſt. Ein wenig weiter hinauf ſiehet man einige Ueberbleibſel eines Pallaſtes, die in einem Saale beſtehen. Es ſind vier Reihen Säulen darin, deren eine jede ſechs hat. Sie tragen eine Decke, auf welcher man noch vier Zimmer antrifft, die mit hieroglyphiſchen

Bildern und Schriften gezieret ſind. Um dieſen Pallaſt ſiehet man eine große Anzahl umgefallener Säulen, davon die meiſten an verſchiedenen Stellen zerbrochen ſind.

Die Graber der Könige von Theben liegen anderthalb Meilen davon. Sie ſind in den Berg gehauen und ausgemahlt, auch mit vielen Bildern von etwas erhabener Arbeit gezieret. Die Araber finden in dieſen Gräbern zuweilen Todtenkrüge, die mit einem graulichten Stoff angefüllet ſind, den ich geſehen habe. Sie verwahren ihn ſehr ſorgfältig und halten denſelben für ein Pulver, das die Metalle in Gold verwandelt. Eine Meile von Luxor lieget das Dorf Carnacq, und eine halbe Meile von dort ſiehet man bey dem Gebirge die Ueberbleibſel eines Pallaſtes, welche in acht und zwanzig Säulen und einigen Stücken einer Decke beſtehen, welche ſie tragen. Der Vordertheil dieſes Pallaſtes ward von acht dicken viereckigten Pfeilern unterſtützet, die oben in der Form eines Bruſtbildes gehauen waren; vier davon ſtellen Männer, und vier Weiber vor. Man findet unter dieſen Schutthaufen einen Schenkel von einem ſehr ſchönen Marmor, an welchem das Bein und der Fuß noch ſitzen. Er iſt acht Schuhe lang, und vielleicht mag dieſes ein Ueberbleibſel von Memnons Bildſäule ſeyn.

In dem Gebirge findet man viele Begräbnißhölen von zwey Stockwerken; die erſten ſind in den Fels gehauen;

die Decke ruhet auf zween dicken viereckigten Pfeilern, welche, ſo wie der übrige Theil der Höhle, mit hieroglyphiſchen Bildern und Inſchriften bedeckt ſind. Die in dem oberſten Stockwerke ſind in Sandſtein gehauen und enger als die vorigen. Rund herum gehet ein blauer Mauerkranz; ſie ſind mit einem Ueberzuge von Gyps beweißet und eben gemacht, worauf man verſchiedene Bilder von Heiligen gemahlt hat; man ſiehet am Ende dieſer Höhlen eine in die Wand gemachte Höhlung worin man eine kleine Bildſäule ſetzen kann, und man muthmaßet daher, daß chriſtliche Einſiedler welche aus Abſcheu vor dem Heidenthum in den erſten Höhlen nicht hatten wohnen wollen, die andern gemacht haben.

Etwas von dieſem Pallaſte gerade oſtwärts findet man zwo Bildſäulen in Rieſengröße auf einem Fußgeſtelle mit einer an den Hüften etwas gebogenen Stellung, gleich als wenn ſie ſich niederſetzen wollten. Sie ſind ſechzig Fuß hoch, ohne den Kopf, welcher ihnen ſo wol als die Arme von den Arabern abgehauen iſt. Dieſe nennen das eine von ſolchen Bildern Chiama, und das andre Tama. An den großen Brüſten dieſer letztern ſiehet man, daß ſie ein Weib vorſtellen ſoll.

Eine Italiäniſche Meile von Carnacq gegen Südweſten ſiehet man die Steinhaufen einer von den Arabern erbauten Stadt, welche Medina el Habu, d. i. die

Stadt

Stadt Habu genannt wird. Man ſiehet daſelbſt die übrigen Stücke eines prächtigen Pallaſtes, deſſen Eingang oſtwärts iſt. Anfangs gehet man in einen Hof, welcher hundert und zwey und ſechzig Schuh in der Breite und ein und achzig in der Länge hat. Die Vorderſeite dieſes Pallaſtes iſt hundert und achzig Schuh breit und ſechs und dreißig hoch; an jeder Seite iſt eine Säule von Granit in Corinthiſcher Ordnung; das Thor hat zehen Schuhe in der Dicke, achtzehen in der Höhe und acht in der Breite. Von dieſem Thore kommt man in einen andern Hof, welcher ſechs und funfzig Schuhe ins Gevierte hat, und von dieſem in einen andern, welcher, wie die vorigen, mit zertrümmerten Stücken von Säulen angefüllet iſt. An der Seite findet man verſchiedene allmählig verfallende Zimmer, worin die Wände mit männ- und weiblichen Bildern und hieroglyphiſchen Schriften bedeckt ſind. Hinten in dieſem Hofe ſiehet man zwo Thüren, eine große und eine kleine. Dieſe führet zu fünf ſehr dunkeln und halb mit Sande angefüllten Zimmern, in deren einem ein Grab von rothem Granit iſt, welches ſieben Schuhe in der Länge, drey in der Breite und viertehalb in der Höhe hat. Die große Thüre führet in einen Hof, der mit zertrümmerten Stücken von Säulen und anderm Stoffe angefüllet iſt. Man erblickt von dorten die Vorderſeite eines beſondern Gebäudes, welche ein hundert und achzig Schuhe breit, und hundert und ſiebenzig hoch iſt. Das

in

in der Mitte befindliche Thor hat dreyßig Schuhe in der Dicke, zwanzig in der Höhe und zehen in der Breite. Dieſe Vorderſeite iſt von großen Quaderſtücken gebauet; Man gehet von da in einen Hof, welcher hundert und zwölf Schuh im Gevierte hat. Darin ſiehet man zur Linken vier ſtehende Bildſäulen von weißem Marmor, und zur Rechten drey allmählig verfallende Zimmer. Aus dieſem Hofe gehet man durch eine etwas niedrigere Pforte, als die vorige war, in einen Saal, welcher hundert und zwölf Schuh in der Breite hat und ſich ein und achzig hineinwärts erſtreckt. Auf beyden Seiten und hinten ſind bedeckte Gänge; der hinten befindliche beſtehet aus einer Reihe von acht großen Säulen, die acht Schuh im Durchmeſſer haben, und aus einer andern Reihe von ſechs dicken Pfeilern, auf welchen ein Altan ruhet. Die an den Seiten ſind nur aus einer Reihe von vier den vorigen ähnlichen Säulen gemacht, und auf denſelben ruhet ebenfalls ein Altan. Aus den Fußgeſtellen und den in der Mitte dieſes Saales zerſtreueten Capitälen, imgleichen aus der Art und Weiſe, nach welcher zehen Säulen von Corinthiſcher Ordnung, deren Schäfte aus einem einzigen Stücke beſtehen, geſetzet ſind, kann man ſchließen, daß drey Reihen, und zwar eine jede von neun Säulen da geſtanden haben. Sie halten drey Schuhe im Durchſchnitte, und dreyßig in der Höhe.

Drey Meilen von Habu ſüdweſtwärts ſiehet man die Ueberbleibſel des Tempels in der ehemahligen Stadt Hermonthis. Man gehet in denſelben durch eine Pforte, welche ſieben Schuhe breit und zwanzig hoch iſt. Das erſte Gemach erſtreckt ſich ſechs, das andere zwanzig und das dritte fünf Schuhe hinein. Die Höhe dieſes Gebäudes beträgt allenthalben fünf und dreyßig Schuhe, und die Breite funfzehn. Man ſteigt auf daſſelbe durch eine Windeltreppe hinauf. Vor dem Tempel ſiehet man viele umgefallene Säulen und acht, welche noch ſtehen, mit ihren Capitälen. Sie ſind vierzig Schuhe hoch, und halten ſieben im Durchmeſſer. Dichte dabey erblickt man einen ſchönen von gehauenen Steinen gebaueten Springbrunnen, der vierzig Schuhe in der Länge und dreyßig in der Breite hat. In der Mitte war eine Säule, davon nur die Hälfte noch ſtehet. Zwanzig Klaftern von dieſem Waſſerbehältniſſe gegen Südoſten findet man den Schutt eines Tempels, davon weiter nichts als ein Stück von dem Altare, der in Form einer Muſchel gemacht iſt, noch ſtehet. Man ſiehet dorten ſechs Höhlungen in der Wand, worin man die Götzenbilder aufſtellete. Den Raum um den Altar erfüllen die zertrümmerten Stücke vieler aus rothem Granit gemachter Säulen.

Nachdem ich die Steinhaufen von Theben und Hermonthis beſehen hatte, gieng ich zu Schiffe nach Aſſena.

na. * Dieſe Stadt iſt nicht auf dem Abhange eines Hügels gebauet, wie Thevenot nach dem Zeugniſſe des Capuciners Prothais berichtet, ſondern in einer Ebene, die anderthalb Meilen von dem nächſten Hügel liegt. Man ſiehet daſelbſt die Ueberbleibſel eines von Quaderſteinen aufgeführten Dammes und eines Tempels, deſſen Vorderſeite ein hundert und ſechszehn Schuhe in der Länge, und zwey und ſechzig in der Breite hat. Und weil die Hälfte davon in dem Sande begraben iſt, ſo beträgt ſeine Höhe außer der Erde nur fünf und dreyßig Schuhe. Ueber der Thüre iſt eine Kugel, welche von zween einer gewiſſen Art Lampreten ähnlichen Fiſchen gehalten wird, eben ſo wie zu Theben und Tentyris. Inwendig hat dieſer Tempel ein hundert und zween Schuhe in der Länge und funfzig in der Breite; er iſt voller Bilder von erhabener Arbeit und voller hieroglyphiſchen Inſchriften. In der Mitte des Tempels ſind vier Reihen Säulen, in deren jeglicher ſechs ſtehen. Sie ſind fünf und dreyßig Schuhe hoch, ohne ihre Capitäle zu rechnen, und halten achtzehn im Umfange. Von denſelben wird eine Decke getragen, die mit vielen Farben, die ſich wohl erhalten haben, ausgemahlet iſt.

In dieſer Stadt ſind ungefehr zweyhundert Coptiſche Familien unter der Aufſicht von ſechszehn Prieſtern, die kaum ihren Namen ſchreiben können.

Eine

* Das alte Syenne.

Eine halbe Meile von dorten gegen Südweſten ſiehet man das Kloſter der Märtyrer, welches die heilige Helena, wie man ſagt, gebauet haben ſoll. Es ſiehet ſehr armſeelig und unreinlich aus. Die Wände ſind von Koth und Erde gemacht; und dieſes beweiſet, daß es nicht mehr eben daſſelbe Gebäude iſt, welches dieſe Kayſerinn hat aufführen laſſen. Die Kirche iſt klein und garſtig; das Gewölbe iſt ſehr ſchlecht und mit elenden Farben ausgemahlt. Auf dem Hofe findet man fünf bekleidete Steine in der Mauer, deren jeder acht Zolle im Gevierte hat. Auf einem jeden derſelben ſind alte Griechiſche Buchſtaben, die alſo ausſehen:

Erſte Inſchrift.

eꞱCΘeOCOBOHΘOTΔTGPOV.

Zweyte Inſchrift.

TλOVTINOΔ.

Dritte Inſchrift.

GICΘΘOCOBOH &c. NBIKT &c. P.

Vierte Inſchrift.

† e-ICΘc-OCOOδ OhOΛ-
NAΔNOCλλλIλIω SMIOC†.

Fünfte Inſchrift.

†{ICΘe-ω CTλYλOC.

Die Araber verſichern, daß jenſeit des Gebirges auf der öſtlichen Seite die Ueberbleibſel einer alten Stadt und

eines

eines Tempels ſind, welche ich aber nicht geſehen habe, weil keiner von ihnen mich dahin führen wollte.

Von Aſſena reiſete ich nach Utfu, * welches neun Meilen davon liegt. Zur rechten und linken des Nils findet man Schutthaufen von alten Städten und Tempeln. Das auf der öſtlichen Seite dieſes Fluſſes liegende Gebirge iſt ein Steinbruch, woraus die alten Egypter die Steine, wovon ſie ihre Gebäude aufführten, hergehohlet haben. Man ſiehet daſelbſt noch etliche Säulen und halbgehauene Steine.

Das Dorf Utfu iſt aus den Steinhaufen der Stadt Apollinopolis gebauet. Es ſind allda noch die Ueberbleibſel eines Tempels, in welchen man nicht hinein gehen kan, ſo ſehr iſt er mit Erde und Schutt angefüllet. Deſſen äußere Seite hat einhundert und achtzehn Schuhe in der Breite. Die andern Seiten, welche einhundert und neun und ſechzig Schuhe lang ſind, gehen bis an die Hauptſeite des Tempels, welche zweyhundert Schuhe breit und ſiebenzig hoch iſt.

Egypten iſt hier von den Gebirgen ſo enge eingeſchloſſen, daß ſeine Breite aufs höchſte nur anderthalb Meilen ausmacht. Dieſe Gebirge gehen immer dichter zuſammen, bis ſie endlich zu Eſſuan ganz zuſammen ſtoßen und nur ein Thal zwiſchen ſich laſſen, durch welches der Nil läuft, und in deſſen Mitte der erſte Waſſerfall iſt.

Man

* Apollinopolis.

Man rechnet von Utſu bis Eſſouan funfzehn Meilen zu Lande; ich konnte aber zu meinem großen Verdruß nicht dahin reiſen. Der damahlige Krieg zwiſchen den in dieſen Gegenden wohnenden Arabern, welcher faſt beſtändig wäret, verhinderte mich dieſes zu thun.

Das vierte Capitel.

Reiſe in die Landſchaft Thebais. Akmin oder das alte Panopolis. Die Schlange zu Eridy. Kloſter des heiligen Senodius.

Da ich in Ober-Egypten weiter nichts zu beſehen hatte, reiſete ich nach Girge zurücke. Ich verweilete mich etwas in einem Dorfe Namens Kenne, welches an dem öſtlichen Ufer des Nils, acht Meilen unter Kous liegt. An dieſem Orte ſiehet man den Schutt eines Tempels, von welchem nichts außer einigen zertrümmerten Säulen übrig iſt. Ich begab mich wieder zu Schiffe, nachdem ich einen halben Tag die dortigen Felder durchſtrichen hatte, und kam den 23ſten zu Girge an, welche heutiges Tages die Hauptſtadt der Landſchaft Thebais iſt. Man ſiehet darin nichts merkwürdiges, und bald wird man ihrer gar nicht mehr gedenken, wofern der Nil, der davon ſchon einen Theil weggeführet hat, ſeinen Lauf nicht verändert.

Von Girge reiſete ich zu Lande nach Elmenichie, welches auf den Steinhaufen einer alten Stadt erbauet iſt.

Es ſind daſelbſt keine andere Denkmahle des Alterthums, als einige zertrümmerte Säulen und die Ueberbleibſel eines ſehr ſchönen von Quaderſteinen aufgeführten Dammes. Ich kam denſelben Abend zu Akmin, einem großen Dorfe, an. Die Häuſer in demſelben ſind zum Theil von Granit gebauet, und man ſiehet darin eine ſehr große Menge Schutt von Gebäuden, welche die Zierde der Stadt Panopolis waren, auf deren Steinhaufen dieſes Dorf ſtehet. Die Gaſſen ſind nach der Schnur gezogen, und man kan ſagen, daß von Cairo an bis zu den Waſſerfällen dieſes der einzige von Steinen und mit einiger Regelmäßigkeit gebauete Ort iſt. Was für eine große Veränderung! die Landſchaft Thebais, welche ehemahls die Zierde der Welt war, beſtehet jetzo bloß aus einem Haufen Strohhütten, die von Kothe zuſammen geſetzet ſind.

Dieſe Provinz erſtreckt ſich von Girge bis zu den Waſſerfällen auf ſechzig Meilen. Sie iſt fruchtbar an Getraide und Zucker: allein das Land kan nicht allenthalben beſäet werden, weil die von den Gebirgen kommende Regenbäche vieles davon mit Sande überſchwemmen. Der Commendant, welcher ein Bey von Cairo iſt, und der ehemahls ein Baſſa war, hat daſelbſt nichts zu befehlen. Die Araber welche ſich Meiſter von Ober-Egypten gemacht haben, ſind ſo mächtig an Volk und Gelde und ſo einig unter ſich, wenn ſie wider die Kriegsvölker von Cairo fechten ſollen, daß dieſe es niemahls wagen ſie anzugreifen. Diejenigen unter ihnen, welche genöthiget ſind ihre Waaren

ren nach Cairo zum Verkaufe zu ſchicken, bezahlen dem Groß-Sultan eine ordentliche Abgabe von ihren Ländern. Die andern, welche ſich nicht in dieſen Umſtänden befinden, bezahlen ihm nichts.

Wenn der Bey von Girge den Befehlshabern der Araber etwas geheimes von wegen des Divans zu Cairo zu hinterbringen hat; ſo läßt er ihnen ſagen daß ſie ſich zu ihm verfügen ſollen. Dieſe ſchicken ſo dann einen aus ihrem Mittel mit zweytauſend Pferden an einen beſtimmten Ort ab. Seine Truppen ſchließen einen Kreis um ihn, in welchen der Bey mit einem Gefolge von nicht mehr, als zwölf Perſonen zu ihm kommt; und nachdem ſie ſich mit einander unterredet haben, ſo gehen ſie beyde wieder aus einander nach Hauſe.

Zu Girge ſo wohl als zu Akmin ſind Mißionarien aus dem Barfüßer-Orden, welche die Congregation de propaganda unterhält, um an der Bekehrung der daſelbſt in großer Anzahl befindlichen Copten zu arbeiten.

Man ſiehet zu Akmin die Ueberbleibſel zweener Tempel, welche aus Steinen, die zwanzig Schuhe in der Länge und zehen in der Breite haben, beſtehen. Sie ſind bemahlet und mit vielen hieroglyphiſchen Schriften bedeckt. Auf einem dieſer Steine iſt eine Griechiſche Inſchrift in vier Zeilen, davon die erſte und letzte aber faſt ganz ausgelöſchet ſind, ſo daß man nur einen Theil der zwo andern leſen kan. Die unfruchtbaren Weiber zu Akmin laſſen ihr Waſſer auf dieſen Stein, damit ſie fruchtbar werden mögen.

ΚΑΙΤΟΥΠΑΝΤΟϹ.....
ΠΑΙλΟeϲΖΣΙΜG
ΠΟΤΤ ΙΒϹΗΟϹΚΑΔΥΔΙΟϹΤΙΒϹΗΟΥΚ...
ΣΝΟϹΥΟ ϹΚΟλΙΡΙΝΑΛΠΟΤΖ
ΣΝΚϹΧϹΙ
ΛΙΛΡΧΗΚΟΤΖ ΣΚΤΙΖ.....
ΖΣΙΔΟϹΚΑΙΠΑΝΘΟ

Von Akmin begab ich mich nach Gau, welches ſieben Meilen davon liegt. Dieß iſt ein großes Dorf, von dem der Nil den vierten Theil weggeführet hat, und das an deſſen öſtlicher Seite liegt.

Auf dem halben Wege findet man ein hundert hie und da zerſtreuete ſteinerne Gräber, welche den Reiſenden und den Pferden zur Tränke dienen, und eine auf dem Felſen gehauene Bildſäule in Rieſengröße, die aber ſo zerſtümmelt iſt, daß es ſich nicht der Mühe verlohnet ſie abzuzeichnen. Unten am Berge ſind ſehr viele Steinbrüche, welche man für Grotten anſiehet. Die Steine darin ſind weiß, voll Sand, und haben einen feinen Glanz.

In dem Dorfe Gau ſtehen noch vierzehn Säulen, die voller hieroglyphiſchen Bilder ſind. Man ſiehet daſelbſt auch die Ueberbleibſel eines aus Quaderſtücken aufgeführten Dammes und eine Mauer, welche wenn der Nil gefallen, mit dem Waſſer gleich hoch iſt. Hieraus iſt zu muthmaßen, daß vor alters dort eine Brücke geweſen ſey.

Drey Viertel Meilen nordwärts von dieſem Dorfe findet man viele Hölen oder Steinbrüche. Einige davon ſind zum Theil mit Sande angefüllet; die andern ſind halb verfallen, und etliche noch im guten Zuſtande. Unter dieſen befinden ſich einige ſehr geräumige, und eine ſchien mir größer als der Pallaſt von Soubiſe zu ſeyn. Man gehet in dieſelbe durch ſieben unregelmäßige und ohne alle Ordnung gemachte Pforten. Sie iſt nicht allenthalben gleich breit; die Höhe beträgt zwanzig Schuhe, und das Gewölbe wird von achtzehn gleichfalls ſehr unordentlich geſetzten Pfeilern getragen. Ein Theil des Gewölbes iſt eingefallen; und man hat daraus einen Stein, der zwanzig Schuh lang und zwölf breit iſt, gehauen, den man aber vermuthlich wegen der allzugroßen Schwere nicht von der Stelle gebracht hat.

Drittehalb Meilen von Gau und oſtwärts von dem Nil ſiehet man das Dorf **Eridy**, wo ſich ein **Chek**, der eben dieſen Namen führet, aufhält. Es iſt in ganz **Egypten** wegen einer Schlange berühmt, von welcher man Wunderdinge erzählt, und welche viele Leute für den Teufel halten, den der Engel **Raphael** in die Gebirge von **OberEgypten** verwieſen haben ſoll, damit er dem jungen Tobias nicht den Hals umdrehen mögte, gleichwie er es den ſechs andern Männern der Frau, welche er heirathete, gethan hatte. Dieſer geiſtliche **Chek** hält, ſo wie ſeine Vorfahren, ſeit einer undenklichen Zeit ſchon gethan haben, dieſe Schlange in ſeiner Verwahrung. Sie iſt zwey Schu-

he

he lang und einen Daumen dick. Ihre Haut iſt glatt und röthlicht. Sie ſpielet mit denenjenigen, welche ſie in die Hand nehmen und windet ſich um ihre Arme und Beine ohne ihnen den geringſten Schaden zu thun. Dieſes iſt bey ihr was beſonders, daß ſie lieber Weibs- als Mannsperſonen leidet. So bald ſie eine von den erſtern ſiehet, kriecht ſie bis an den Hals herauf; von da gehet ſie in den Buſen und ſchleicht ſich unter das Hemde. Man verſtattet ihr dieſe Freyheit, weil man ſie für einen Engel hält.

Dieſer Schlange zu Ehren wird alle Jahr ein Feſt angeſtellt. Die Leute laufen zu demſelben zwanzig Meilen weit umher zuſammen. Sie kommen ſo häufig dahin und theilen ſo viele Almoſen aus, daß man auf ſechzig Ochſen und zweyhundert Hämmel ſchlachtet, um ihnen eine Mahlzeit zu geben. Man erzählet viele Fabeln von dieſer Schlange, welche zu allen dieſen Poſſen abgerichtet iſt. Man hat mir unter andern geſagt, daß der Chek ſie des Abends in Stücken zerſchnitte und ſie den folgenden Morgen ſo ganz als zuvor fände. Ich fragte aus Neugierigkeit den Chek, ob die Sache ſich ſo verhielte. Als er mich verſicherte, daß es wahr wäre, bot ich ihm zehen Zechinen, daß er mich das Wunder ſehen laſſen mögte, jedoch mit der Bedingung, daß ich die entzwey geſchnittene Schlange ſo lange in meiner Verwahrung haben wollte, biß ſich die Stücke wieder vereinigten; und daß, wenn dieſes zu der beſtimmten Zeit nicht geſchähe, ich nicht ſchuldig ſeyn ſollte, ihm etwas zu geben. Allein er wollte nicht darin willigen, und ſeine

Ausflucht war dieſe, daß der Engel, (denn alſo nannte er die Schlange, über einen ſolchen Handel böſe werden würde.

In dem bey dem Dorfe Eridy liegenden Gebirge ſind zehen bis zwölf Begräbnißhöhlen. Man ſiehet dort herum viele Schutthaufen, welche nach dem Berichte der Copten von einer alten Stadt, namens Irzy ſeyn ſollen. Vier Meilen davon an dem Fuße des Gebirges, welches von Akmin gegen Oſten lieget, findet man das Kloſter des Heiligen Senodius, welches bey den Schutthaufen einer alten Stadt, die Adribe ſeyn ſoll, gebauet iſt. Dieſes Kloſter liegt an einem tiefen Teiche, der ſein Waſſer aus zween großen Canälen bekommt, und worin es ſich das ganze Jahr hindurch erhält.

Nach den Klöſtern des heiligen Antons und des heiligen Pauls kan man von dieſem rühmen, daß es unter allen in Ober-Egypten befindlichen am wenigſten unreinlich ſey. Es iſt ein länglichtes aus gehauenen Steinen gebauetes Viereck. Es hat ein hundert und dreyßig Schuh in der Länge, hundert und zwanzig in der Breite und funfzig in der Höhe, und iſt mit einem rund herum gehenden Geſimſe gezieret. Die größeſten Seiten deſſelben ſind mit zwoen Reihen vermaureter Fenſter, in deren jeglicher man ein und zwanzig ſiehet, verſehen; an den andern Seiten ſind nur neun Fenſter in jeder Reihe; fünf gleichfalls vermaurete Thüren, die auf der weſtlichen Seite waren, dieneten vormahls zum Eingange; jetzo gehet man in daſſelbe durch eine kleine Thüre an der ſüdlichen

Seite,

Seite, deren Flügel mit eiſernen Platten beſchlagen iſt. Die Kirche iſt ganz verfallen; man ſiehet darin noch vierzehn Säulen, einige von Steinen und die andern von Ziegeln, die mit Gyps beworfen ſind und worauf die Decke ruhet. Das Chor, welches man zu erhalten geſucht hat, begreift drey Altäre, an welchen nichts merkwürdiges zu ſehen iſt. Drey Mönche, welche ſehr ſchlechte Wohnungen haben, halten ſich in dieſem Kloſter auf. Es befindet ſich darinn ein von Ziegelſteinen gemauerter ſehr tiefer und weiter Brunnen, deſſen Waſſer, wie man ſagt, ſo wie der Nil wachſen und abnehmen ſoll, obgleich das Kloſter eine gute Meile davon liegt. Allein dieſer Anwachs und dieſes Abnehmen des Waſſers, welches dieſe Mönche und die Copten als ein Wunderwerk anſehen, das Dioſcorus während ſeinem Aufenthalt in dieſem Kloſter gethan haben ſoll, rühret ſonſt nirgends als aus dem Teiche her, der ſein Waſſer, wie ich ſchon geſagt habe, aus dem Nil bekommt und den Brunnen damit verſiehet. Nachdem ich mit dieſen Mönchen eine Faſtenmahlzeit gethan hatte, gieng ich nach Akmin zurücke, welches nur anderthalb Meilen von dem Kloſter entfernet iſt.

Das fünfte Capitel.

Bäume, Pflanzen und Mineralien in der Landſchafft Thebais. Klöſter des heiligen Antons und des heiligen Pauls.

Weil einige Araber zu Akmin mich verſichert hatten, daß drey Tagereiſen jenſeit des öſtlichen Gebirges

ſehr ſchöne Wälder und merkwürdige Gewächſe wären; ſo begab ich mich den 29ten Merz auf den Weg um ſie aufzuſuchen. Ich nahm zween Araber und zwey Cameele mit mir, und kam des Abends in ein Coptiſches Kloſter Deir-Habubakome genannt, allwo ich übernachtete. Den 30ten, nachdem wir auf den Berg geklettert waren, welcher ſehr rauh iſt, und wo ſehr ſchöne Marmorbrüche von verſchiedenen Farben ſind, nahmen wir den Weg nach Nordoſten durch die ſteinigten Ebenen und Regenbäche, bis um fünf Uhr des Abends, da wir in einem Regenbache liegen blieben, welchen die Araber den Kameelbach nennen.

Den 31ten begaben wir uns bey anbrechendem Tage auf den Weg und hielten allezeit denſelben Strich. Wir kamen drauf des Abends zu einem Regenbach Berkene genannt, allwo wir die Nacht unter einigen Sialbäumen zubrachten. Ich fand unterwegens viele Kreide und keine Pflanzen.

Den 1ſten April giengen wir zwo Stunden oſtwärts und ſtiegen in einen entſetzlichen Regenbach herunter, welcher mit hohen und ſteilen Gebürgen, die von den Arabern Macanaebibe genannt werden, eingefaſſet iſt. Er iſt breiter als die Rhone und ergießet ſich unterhalb Girge in den Nil. In dieſem Bache findet man einige Sialbäume, Beyfuß, und wilden Sauerampfer, wovon die Gemſen ſich ernähren. Aus dieſem Thale ſetzten wir unſern Weg nordoſt- und endlich nordwärts bis zum Anbruche

che der Nacht fort, da wir in einem andern nicht ſo breiten Regenbache, als der vorige war, unſer Nachtlager nahmen. Derſelbe hieß **el Bume**, und wir fanden dabey einen rothen Marmor- und einen Gypsbruch.

Den 2ten giengen wir drey Stunden lang nordwärts, und eben ſo lang nach Nordweſten. Zu Mittage ſtiegen wir in einen großen Regenbach herunter, welchen die Araber **Macane el Sr[illegible]ti** nennen, und worin wir etwas grünes und eine beſondere Art von Ginſt fanden. Wir hielten uns daſelbſt etwas auf, um unſre Kameele weiden zu laſſen, und ich ſammlete inzwiſchen ein mineraliſches Salz, welches von dem Federweiß nur darin unterſchieden iſt, daß es eine ſtärkere Salzigkeit hat, und daß ſeine Zäſerlein ſich leichter von einander trennen laſſen. Wir gebrauchten es, um eine wilde Ziege, welche wir dieſen Morgen geſchoſſen hatten, damit einzuſalzen. Dieſes Salz löſet ſich ſehr ſchwer in kaltem Waſſer auf, welches davon weiß wird. Es hat was erfriſchendes und iſt ein gutes Mittel wieder die Entzündungen im Halſe. Es entſtehet aus einem weißen Safte, der etwas von Milch und Alaun an ſich hat, und welchen man in den Ritzen des Felſen findet.

Nachdem unſre Kameele geweidet hatten, ſetzten wir unſre Reiſe in eben dieſem Thale fort, aus welchem wir erſt den 4ten kamen und auf die nordoſtwärts liegende Gebürge kletterten. Zu Mittage gelangten wir in eine Ebene, namens **Karrubi**, welche mit Kieſelſteinen angefüllet iſt, woraus man Tabacksdoſen und Meſſerſtiele macht.

Von

Von dieſer Ebene ſiehet man auf der öſtlichen Seite eine lange Reihe Gebirge, welche verſchiedene Namen bekommt, und in der Mitte ſich als ein rundes Dach erhebet, welches die Araber **Gebel-Ducan** oder den **Tobacksberg** nennen. Hinter demſelben erblickt man die Spitze eines Berges, welcher **Gebel el Zeil** oder der **Oelberg** genannt wird, weil man dort ſehr vieles Steinöl findet. Wir giengen aus dieſer Ebene bey dem Anbruche der Nacht, da wir in das **Thal el Kauri** herunter ſtiegen, welches ſich bis zu dem **rothen Meer** erſtreckt.

Den folgenden Morgen, welches der 5te war, giengen wir den ganzen Tag nordwärts und ließen den **Tobacksberg** zur rechten Hand liegen. Wir bekamen viele Stücken Porphyr, davon einige ſchöner als die andern waren, und Schwefel der von dem unterirdiſchen Feuer ſublimiret war und womit die Erde und die Kieſelſteine bedeckt ſind, imgleichen einige Granitſteine zu ſehen. Wir ſtiegen in den Regenbach **Habahal** herunter und hielten darin unſer Nachtlager.

Den 6ten ſetzten wir unſre Reiſe nordwärts fort; und nachdem wir durch eine kleine Ebene, die mit Schwefel bedeckt war, davon der Geruch den Reiſenden ſehr beſchwerlich fiel, gegangen waren, ſo kamen wir um zwey Uhr nach Mittage zu dem Regenbache **Tarfe**, welcher ſich bis zu dem Dorfe **Charrone**, das auf der öſtlichen Seite des **Nils** liegt, erſtreckt. Den übrigen Theil des Tages ſetzten wir unſre Reiſe oſtwärts fort; und weil es in dieſem Regenbache

genbache mehr Sialbäume, Ginſt und andre Gewächſe als in den vorigem giebt, ſo wünſchten mir meine Wegweiſer zu meiner Ankunfft Glück. Sie ſagten, daß dies der Ort wäre, wohin ſie mich zu führen verſprochen hätten, und forderten mir ein Trinkgeld ab. Das Compliment ſetzte mich in Verwunderung; allein die Reue war zu ſpät; ich muſte mich mit dem, was man mir zeigte, begnügen, da ich nichts beſſers haben konnte.

Nachdem ich hier einige Kräuter geſammlet und vier Schläuche mit Brachwaſſer, weil kein andres da war, hatte anfüllen laſſen; ſo nahm ich meinen Weg nach dem Kloſter des heiligen Antons, welches an dem Fuße des Berges Colzim liegt, und kam den 9ten um zehen Uhr des Morgens daſelbſt an. Ich war zween Tage lang auf erſchrecklich böſen Wegen beſtändig über Gebirge gereiſet. Ich gieng über die berühmte Arabanne oder Wagenebene, von welcher man nordwärts ſonſt nichts als das Gebirge **Askur** zu ſehen bekommt. Daſelbſt ſind die Schutthaufen dreyer Klöſter, welche **Deir Berdet**, **Deir Bakite** und **Deir Anna** heißen.

Als ich mich unten an dem Kloſter ein wenig ausgeruhet hatte, ward ich einen Mönch im Fenſter gewahr, welchem ich die Urſache, die mich dahin führete, eröffnete. Nachdem dieſer es dem Superior gemeldet hatte, ſo rief man mir aus einer oben im Kloſter befindlichen Fallthüre zu, und ich ſahe, daß man ein Seil herunter ließ, welches ich mir mitten um den Leib band; und mittelſt deſſelben ward

ich

ich hinauf gezogen und ins Kloſter gebracht. Man räumte mir daſelbſt eine Zelle ein, und ich ward wie ein Mönch bewirthet, d. i. ich bekam meinen Theil Linſen des Abends und des Morgens nebſt ziemlich ſchlechtem Brodte.

Acht und zwanzig Zellen nebſt einem ſehr garſtigen Speiſeſaal, einer Mühle, einem Backofen und einer Küche machen ein Viereck aus, in welchem zwo ſehr unreinliche kleine und dunkle Kirchen ſind. Eine jede iſt fünf und dreyßig Schuhe lang und ſechszehen breit. An den Mauren ſind einige grobe Gemählde, welche von dem Rauche des Weihrauchs ſchwarz geworden ſind. Die eine dieſer Kirchen iſt dem heiligen Peter und Paul und die andre dem heiligen Anton gewidmet. Sie ſind mittelſt eines bedeckten Ganges vereiniget, über welchem ein kleiner Thurm mit einer Glocke iſt.

Zwiſchen dieſen Kirchen und der Küche iſt ein viereckigter Thurm, in welchem man eine Capelle gebauet hat. Man gehet in denſelben über eine Zugbrücke, welche auf einem nahe dran liegenden erhöheten Stück Erdreich ruhet. Es werden daſelbſt die Kirchenzierathe, die Lebensmittel, die Bücher, und alles was die Mönche ſonſt koſtbares haben, verwahret. Hier iſt ihre Freyſtätte, wenn ſie von den Arabern angefallen werden. An den Zellen liegt ein Garten, welcher hundert und dreyßig Klaftern lang und ſechzig breit iſt. Auſser vielen Küchengewächſen ſind darin Datteln, Oliven, Johannisbrodt, Pfirſchen, Apricoſen und Weinſtöcke. Man macht auch Wein, von welchem

chem den Mönchen an den vier Hauptfeſten des Jahres etwas gereicht wird.

Drey Brunnen von einem ſehr klaren Brachwaſſer werden mittelſt eben ſo vieler unterirrdiſcher Gewölber, welche ohngefähr ſechzig Schuhe lang ſind, von dem Gebirge in den Garten geleitet. Man braucht dieſes Waſſer zum Trinken und zur Bewäſſerung des Gartens, in welchem ſich eine dem Einſiedler **Marcus** gewidmete Capelle mit zween Altären befindet, von denen der eine für die **Europäiſchen** Prieſter beſtimmt iſt.

Die ganze Brüderſchafft beſtehet aus fünf und zwanzig Mönchen, von denen zwölf Prieſter und die andern theils Geiſtliche theils Layen-Brüder ſind. Sie tragen ein Hemde von weißer, einen Leibrock von brauner Wolle und eine Weſte von ſchwarzem Sarſche mit weiten Ermeln; eine ſchwarze enge Kappe, die recht auf dem Kopf ſchließet, eine Mütze von violblauer Wolle, welche mit einem blau und weiß geſtreiſten Turban umgeben iſt, einen ledernen Gürtel und rothe oder ſchwarze Schuhe. Sie gebrauchen keine Strümpfe und entblößen niemahls das Haupt.

Auſſer der Keuſchheit, dem Gehorſam und der Armuth thun ſie auch noch das Gelübde niemahls im Kloſter Fleiſch zu eſſen, und das ganze Jahr hindurch zu faſten, nur den Sonnabend, Sonntag und das Oſterfeſt ausgenommen. Sie ſingen die canoniſchen Betſtunden ſtehend und lehnen ſich dabey auf einen Stab, welcher Taut genannt wird und wie ein T gemacht iſt. Sie gehen zu Mitternach

ternacht in die Kirche, ſchlafen in ihren Kleidern auf Strohmatten, und werfen ſich hundert und funfzig mahl mit ausgeſtreckten Armen, ehe ſie ſich ſchlafen legen, auf die Erde nieder. Jedesmahl wenn ſie dieſes thun, machen ſie das Zeichen des Kreuzes und nennen ſolches Niederfallen Pönitenzen. Sechs von dieſen Mönchen tragen den Aſkim oder das engliſche Kleid. Es iſt von ſehr weichem Leder als ein Pallium gemacht; und weil dieſe Tracht die Verbindlichkeit zu einer größern Pönitenz bey ſich führet, und diejenigen, welche ſo gekleidet ſind, jeden Abend, ehe ſie ſchlafen gehen, ſich wenigſtens dreyhundert mahl auf die Erde nieder werfen müſſen; ſo giebt der Abt dieſelbe keinem als denenjenigen, welche er für tüchtig hält, dieſe Pönitenz auszuüben.

Dieſe Mönche ſind voll Aberglauben und folglich auch unwiſſend. Ich weiß nicht, ob ſie die Regel, zu welcher ſie ſich bey ihrem Eintritt in den Orden verbindlich gemacht haben, genau beobachten. Allein dieſes weiß ich, daß die meiſten ſich beſchäfftigen den Stein der Weiſen zu ſuchen, und Zettel zu ſchreiben, welche zur Heilung der Kranken dienen ſollen. Sie bekommen ihre Lebensmittel aus einem Dorfe namens **Buche**, welches auf der weſtlichen Seite des **Nils** lieget.

Den

Den 10ten reiſete ich von hier nach dem Kloſter des heiligen Pauls und nahm meinen Weg nach Nordoſten. Ich gieng über die Arabanne oder Wagen-Ebene, und hatte zur rechten den Berg Colzim und vor mir das rothe Meer. Dieſe Ebene wird von unzähligen Regenbächen durchſchnitten. Man findet hier verſchiedene Oerter, wo rother, grüner, braunner und gelber Ocker gegraben wird. Unten am Berge Colzim waren drey Steinbrüche, worin rother gelber und ſchwarzer Marmor, und etwas davon ein anderer, worin ſchöner Granit iſt. Aus dieſen Steinbrüchen hat man den ſchönen Marmor geholet, welchen man zur Auszierung der Gebäude in dem alten Egypten brauchte.

Anderthalb Meilen davon iſt ein Weg, der über das Gebirge Akabe, wie die Araber es nennen, gehet. Durch denſelben kommen die Fußgänger in weniger als acht Stunden aus St. Antons nach St. Pauls Kloſter. Diejenigen aber, welche reiten, müſſen einen großen Umweg nehmen. Als ich die Wagen-Ebene verließ, kam ich dem rothen Meere ziemlich nahe. Ich ſahe die Berge Oreb und Sinai, welche mir nur funfzehn Meilen entfernet zu ſeyn ſchienen. Das Ufer des Meers iſt mit Muſcheln von verſchiedenen Gattungen bedeckt. Man ſiehet daſelbſt auch viele Corallengewächſe und Madrepore, deren Zweige voller verſteinerten Schnecken ſind.

Nachdem ich die bey dem rothen Meere gefundene verſteinerte Pflanzen unterſucht hatte, nahm ich meinen

Weg durch einen ſehr beſchwerlichen Sand nach dem Berge Colzim und kam den 11ten zu Mittage in St. Pauls Kloſter an, welches die Copten das Tygerkloſter nennen, weil ihrem Vorgeben nach dieſe Thiere das Grab dieſes Heiligen gemacht haben. Der heilige Hieronymus ſchreibt dieſen Liebesdienſt zweenen Löwen zu.

Dieſes Kloſter liegt auf dem Berge Colzim und nur drittehalb Meilen von dem rothen Meere. Ich ward daſelbſt von den Mönchen auf eben die Weiſe, oder doch beynahe alſo eingelaſſen und aufgenommen, als es zu St. Anton geſchehen war. Das Hauptgebäude iſt ein langes Viereck und viel kleiner als das erſtere. Die Kirche, von welcher die Höhle, worin der heilige Paul Buße that, einen Theil ausmacht, hat zwey und dreyßig Schuhe in der Länge und vierzehen in der Breite. Sie iſt ſehr helle. Die Mauren ſcheinen vor kurzer Zeit ausgebeſſert zu ſeyn; es ſind darauf einige Hiſtorien der Heiligen abgemahlet, und man hat die von den Tygern nicht vergeſſen. Auf der Mauer des Altars iſt eine Griechiſche Inſchrift mit alten Buchſtaben.

Ι Η C. Π Κ C.
Ο C. Ο C.
ΚΕΡΕΠΙΕΡ VEJNTE V † ∴.
ΚΕΡΕΠΙΙλΑ ΝΕΡδη ΘΚΟ ΙΕΘΧ.
ΚΕΡΕΠΔλλΑΙΧλΝΟΒΙΕΒΟΙ.

Der

Der Garten iſt mit vielen Fruchtbäumen beſetzt. Es ſind auch Weinſtöcke darin, und man bauet daſelbſt eben die Küchengewächſe als zu St. Anton. Ein zwanzig Klaftern von dem Kloſter liegender Fels verſiehet es mit einer reichlichen Quelle von Brackwaſſer, welches zur Bewäſſerung des Gartens gebraucht wird und den Mönchen auch zu ihrem Tranke dienet. Ihrer ſind an der Zahl vierzehn, und darunter fünf Prieſter, von denen zween das Engliſche Kleid tragen, ſechs geiſtliche und drey Layen-Brüder.

Den 20ſten zu Mittage nahm ich von dieſen Mönchen Abſchied. Dasjenige, was ich bey ihnen geſehen hatte, gab mir wenig Vergnügen, indem nichts da war, welches einem Neugierigen, und noch weniger einem andächtigen hätte gefallen können. Ich nahm meinen Weg über erſchreckliche Gebirge, auf welchen ich nichts, als einigen Marmor und Granit von verſchiedenen Farben ſahe. Ich ſtieg in viele Thäler herunter, und viele Berge wieder herauf. Endlich kam ich nach einer beſchwerlichen Reiſe von acht Tagen den 20ſten um zehn Uhr des Morgens zu Akmim an, woſelbſt ich etliche Tage ſtill lag um mich auszuruhen.

Das ſechſte Capitel.

Steinhauſen der Städte Lycopolis und Antinopolis. Säule des Kayſers Alexander Severus. Triumphbogen.

Den 25ſten begab ich mich auf die Reiſe nach Siut, einem großen dreyßig Meilen von Akmin entfernten Flecken. Er liegt auf der weſtlichen Seite des Nils und iſt auf den Schutthauſen von Lycopolis erbauet. Auf dem dabey liegenden Gebirge ſiehet man die Stall-Grotte. Dies iſt ein etwas kleinerer Steinbruch, als der zu Gau. Zwiſchen dem Flecken und dem Gebirge iſt ein großer mit Waſſer aus dem Nil angefülleter Graben. Die Araber in dieſen Gegenden ſagen, daß dieſes Waſſer die Kraft hat den Mädchen die verlohrne Jungferſchaft wieder zu geben.

Den 29ſten reiſete ich von Siut nach Manfelut, welches fünf Meilen davon liegt. Dieſe Stadt, worin der Befehlshaber der Provinz ſeinen Sitz hat, iſt wegen der vielen leinenen Waaren, die man dort macht, eine der vornehmſten Handelsſtädte in Egypten. Ich hielte mich daſelbſt nicht lange auf, weil nichts merkwürdiges da zu ſehen iſt.

Zwo Meilen von Manfelut ſiehet man in dem Berge, welcher ein großes Vorgebirge an dem öſtlichen Ufer des Fluſſes macht, ungefehr funfzig Höhlen, davon einige mit Sande verſchüttet und die andern eingefallen ſind.

Den 1ſten May kam ich nach Chek Abbade, welches an dem öſtlichen Ufer des Nils liegt und auf den Schutthaufen von Antinopolis erbauet iſt. Das erſte, welches einem, wenn man von der ſüdlichen Seite hereingeht, in die Augen fällt, iſt ein ſchönes Thor. Es ſtehet vorne noch faſt ganz, und dahinter ſind vier Pfeiler nebſt ſo vielen mit ihren Capitälen verſehenen Säulen, deren Schaft ausgehöhlte Kehlen hat. Aus dieſem Thore kommt man in einen Gang, worin ein hundert und dreyßig halbe Säulen auf jeder Seite ſtehen, welche ſehr übel zugerichtet ſind. Am Ende deſſelben ſiehet man die Säule des Kayſers Alexander Severus, deren aus fünf Stücken beſtehender Schaft zwey und dreyßig Schuhe in der Länge, und einen Diameter nach Verhältniß hat. Das erſte Stück iſt ſo wohl als das Capital mit Laubwerk ausgezieret; das Fußgeſtelle iſt viereckigt und zwölf Schuhe hoch und fünf breit. Auf einer Seite ſiehet man eine Griechiſche Inſchrift, deren gröſſeſter Theil ausgelöſchet iſt. Ich habe davon alles, was ich konnte, abgeſchrieben. Sie ſiehet folgender geſtalt aus:

ΑΤΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ.
ΥΥΟΚΡΑΤΟΡΙΚΙ ΣΑΡΙ-
ΜΑΟΚ ΩΙΑΥΥΗΔΙΚ.

Bey dieſer Säule findet man das Fußgeſtelle einer andern, worauf die folgende Inſchrift ſtehet:

ΑΤΑΘΗΙ... ΤΥΗΙ.
ΑΥΚΟΚΡΑΤΟΡΚΑΙΣΑΡΙ-
ΜΑΡΚ. ΩΙΔΥ... ΡΗΑΙ-
ΩΙΣΕΟΥΗΡΩΙ ΔΑΕΤΑ-
ΡΗΕΤΛΕΡΕΙΕΥΤ. ΤΧΕΙ:
ΜΗRΡΙ \ΤΝΤΡΑΗΤΤΗ-
ΤΩΝ: ΙΣΔΑΙΩ ΝΙΟΥ:
ΔΙΑΜΟΝΠΛ ΣΧΥΤΩ-
ΝΩ ΙΠΑΝΡΟΣΑΥ
ΩΝΟΗ.

Ein hundert Schritte davon ſiehet man einen Triumphbogen, woran noch nichts verfallen iſt. Die Vordertheil hatten acht und vierzig und die Seiten vier und zwanzig Schuhe. Er hat drey Pforten; die große, welche in der Mitte iſt, iſt ſechezehn Schuhe breit und dreyßig hoch; die andern beiden ſind auf den Seiten, und jede hat ſieben Schuh in der Breite und zwanzig in der Höhe. Ueber einer jeden befindet ſich ein viereckigtes Fenſter, deſſen Breite vier Schuhe kleiner als die Breite der Pforten iſt. Man ſteigt auf das platte Dach dieſes Bogens auf einer Windeltreppe von funfzig Stuffen, welche in der Mauer gemacht iſt.

Vier Gänge zwiſchen lauter Säulen von rothem Granit, von denen jetzo nur noch einige Stücken übrig ſind, waren den vier Außenſeiten dieſes Bogens gegenüber. Dieſes Gebäude, welches zur Zeit der Römer errichtet worden, iſt ſonder Zweifel aus den Steinhaufen vieler andern aufge-

aufgeführet. Man ſchließt dieſes aus der großen Menge umgeſtürzter und zerbrochener Säulen, welche dort herum liegen. Funfzig ſtehen noch hie und da auf beyden Seiten.

Bey dieſer Stadt und an dem Fuß des Berges iſt ein armſeeliges Coptiſches Kloſter, welches dem heiligen Johann mit dem Zunamen der kleine gewidmet iſt. Ich fand darin vier alte Mönche, welche kaum reden konnten. Bey dieſem Kloſter ſind drey Begräbnißhöhlen in den Fels gehauen, und man findet noch funfzehn andere, welche von Einſiedlern bewohnt geweſen. Man ſiehet in denſelben etliche Kreuze und die Bilder vieler Heiligen, davon einige gemahlt und die andern in Stein gehauen ſind.

Fünf Meilen von dieſem Dorfe den Nil herunter iſt ein anderes, Namens Behihaſſan, welches auf dem öſtlichen Ufer liegt. Auf dem Berge daneben ſiehet man achtzig Höhlen von zweyen Stockwerken, davon dem Anſehen nach einige von Heiden und die andern von Chriſten bewohnt geweſen ſind. Dieſes läßt ſich aus den Geſtalten der Thiere und den hieroglyphiſchen Schriften, die man in den erſtern ſiehet, und den Bildern der Heiligen, die man in den andern wahrnimmt, muthmaßen.

Anderthalb Meilen unter dieſem Dorfe ſiehet man die Schutthaufen eines alten Gebäudes. Sie beſtehen in vielen zerbrochenen und zur rechten und linken zerſtreueten Säulen von Granit.

Den 4ten kam ich nach Minie, einem an der weſtlichen Seite des Nils gelegenen Dorfe, welches wegen der Krüge, die dort gemacht werden, ſehr berühmt iſt. Denn dieſelben ſind wegen der vielen Luftlöcher des Thons, woraus ſie beſtehen, ungemein gut das Waſſer darin abzukühlen.

Das ſiebende Capitel.

Beſchreibung von Groß-Cairo.

Ich reiſete den 5ten May aus Minie nach Cairo und kam den 11ten daſelbſt an. Unterwegens fand ich bey dem Dorfe Beniſuef eine ſchöne Pyramide, welche der bey Girge ähnlich iſt. Die Araber erzählen, daß Joſeph, der Sohn Jacobs ſie habe bauen laſſen. Fünf Meilen weiter herunter auf der weſtlichen Seite ſiehet man zwo andere, die in der Geſtalt eines Hutes gemacht ſind. Drey Meilen von dort kommt man nach Sacarra, wo dreyzehn große, und eine ſtarke Anzahl kleiner Pyramiden ſtehen, von welchen leztern die meiſten verfallen ſind.

Bey meiner Ankunft zu Cairo fand ich, daß die Peſt daſelbſt ſehr wütete, und ich ward genöthiget drey Tage lang abgeſondert zu leben und mich von Haupt zu Fuß anders zu kleiden, ehe ich in das Haus des Conſuls aufgenommen ward.

Cairo oder Groß-Cairo, welches die Araber Mesr nennen, und welches unter dem Namen Foſthah, d. i. ein

Gezelt, von Amru-Eben-Elaas des zweeten Caliphen Omars Lieutenannt, und unter dem Namen Kahera, d. i. die Siegreiche, von Gervar des Moesleddin-Alla Generale im Jahre 971 gebauet worden; Cairo, ſage ich, beſtehet aus dreyen Städten, die zu verſchiedenen Zeiten gebauet und nachher vereiniget worden ſind. Die aelteſte darunter iſt das heutiges Tages ſo genannte alte Cairo, das aus den Steinhaufen von Babylon erbauet worden, welches Cambyſes an der Stelle, wo ehemahls Lette geſtanden, hatte aufführen laſſen.

Im Jahr 640. nach der chriſtlichen Zeitrechnung belagerte Amru-Eben-Elaas Babylon und eroberte es. Und da er ſein Gezelt vor dieſer Stadt ſtehen ließ, um ſeine Kriegszüge fortzuſetzen, ſo baueten die Araber eine neue Stadt, welcher ſie den Namen Foſthah, ſo im Arabiſchen ein Gezelt bedeutet, gaben.

Im Jahr 968. ſchickte Monsleddin-Alla, ein Africaniſcher Prinz, der ſich aus dem Geſchlechte des Ali, Mahomets Schwiegerſohns herſchrieb, und welcher der erſte Caliph aus dem Geſchlechte der Fathimiten war, ſeinen freygelaſſenen, Namens Gervar nach Egypten, um dort den Krieg zu führen Und nachdem dieſer die Stadt Foſthah erobert hatte, ſo erhielte er Befehl unter einem gewiſſen Stande des Geſtirns, welcher ihm angezeiget worden, eine neue Stadt dabey zu bauen. Als Gervar den Grund hatte graben laſſen, ließ er rund herum Seile ziehen,

an welche viele Schellen gebunden waren, die in einer gewiſſen Weite von einander hiengen, damit die Arbeiter, welche die Materialien in völliger Bereitſchaft hielten, den Grund auf einmahl legen könnten, ſo bald der Sterndeuter, der den Himmel beobachtete, ihnen durch Anziehung der obgedachten Seile das Zeichen dazu geben würde. Nun aber geſchahe es, daß ſich Krähen auf die ausgeſpannten Seile ſetzten, und alle Schellen bewegten. Die Arbeiter, welche dieſes für das gegebene Zeichen hielten, gebrauchten ihre in Bereitſchaft gehaltene Materialien mit ſolcher Eilfertigkeit, daß der Grund faſt allenthalben gelegt war, ehe man ſich nach den wahren Umſtänden der Begebenheit erkundiget hatte. Es ward angemerkt, daß der Planet Mars damahls herrſchete, welches anzudeuten ſchiene, daß dieſe Stadt in beſtändige Kriege verwickelt ſeyn würde. Allein Gerwar, der dieſe Vorbedeutung zu ſeinem Vortheile drehen wollte, beſtund auf dem Zunamen Kaher d. i. ſiegreich, welchen die Araber dem Planeten Mars geben, und zufolge dieſes Zunamens nannte er die neue Stadt Kahera oder die Siegreiche. Im Jahr 973. ward der Bau vollendet.

Nachdem Selah-Eddin das Königreich Egypten dem letzten Caliphen aus dem Geſchlechte der Fathimiten unrechtmäßiger weiſe entriſſen hatte, ſo fieng er ohngefähr im Jahr 1190 nach Chriſti Geburt an die drey Städte durch eine Ringmauer, welche ſechs und zwanzigtauſend Elen im Umfange hatte, einzuſchließen. Allein der Tod riß ihn dahin,

dahin, ehe er das Werk vollendet hatte, und die Mauer ſtehet noch.

Bulak iſt eine zu Cairo gehörige Vorſtadt an dem Ufer des Nils, welche zur Bequemlichkeit der Handlung nach und nach angebauet iſt. Aus den verfallenen Moſcheen und andern Gebäuden, welche man um Cairo ſiehet, muthmaßet man, daß noch mehrere Vorſtädte da geweſen ſind.

Die Hauptſtadt Egyptens hat ſieben Italiäniſche Meilen im Umkreiſe ohne Bulak und das alte Cairo dazu zu rechnen. Sie liegt an dem rechten Ufer des Nils unter neun und vierzig Graden öſtlicher Länge, und neun und zwanzig Graden funfzig Minuten nordlicher Breite. Die Anzahl ihrer Einwohner iſt größer als zu Paris, obgleich nicht ſo viele Häuſer da ſind. Man rechnet darinnen ſieben hundert und zwanzig Moſcheen mit Thürmen und Prieſtern, vier hundert und dreyßig, welche keine von beyden haben, und ſiebenzig öffentliche Bäder.

Man findet daſelbſt eine Schule, welche die Moſchee der Blumen genannt wird, worin die Grundſätze des Mahomethaniſchen Glaubens und ein wenig von der Vernunftlehre, der Sternkunde, der Sterndeutung und der Hiſtorie gelehret werden. Dies iſt der Sitz der vier Päbſte oder Häupter der vier Secten des Geſetzes Eſchefaii, Maleki, Abali, Hanefi, die unter ſich gleich ſind und in der Stadt viel zu ſagen haben. Dieſe Schule wird auf Unkoſten des Groß-Sultans unterhalten, ohne was noch ſonſten gutthätige Perſonen an Einkünften und Vermächt-

mächtniſſen, welche dieſe Päbſte genießen, dazu gegeben haben. Unter vielen Secten, welche ſich in der Mahomethaniſchen Religion aufgeworfen haben, werden die viere, von welchen ich geredet habe, für rechtgläubig gehalten, und man kann ſich an eine oder die andre hängen, ohne nach ihren Grundſätzen wieder den Glauben zu handeln.

Durch die Stadt läuft ein Canal, welchen Ptolomäus Trojanus Amnis, Quintus Curtius aber Oxius, und die Türken Merakemi, d. i. mit Marmor gepflaſtert nennen; er kommt dicht bey dem alten Cairo aus dem Nil. Er hat drey Monat lang Waſſer, nachher wird er ein Kothgraben. Er formiret ſieben oder acht kleine Theiche in der Stadt und in den umliegenden Gegenden, er bewäſſert die dran liegenden Felder, und ergießet ſich in den Pilgrimms-See drey Meilen von Cairo.

Die Gaſſen dieſer Stadt ſind enge und nicht nach der Schnur gezogen, ungepflaſtert und voll Staub. Jedoch werden ſie vor den Häuſern vornehmer Leute alle Tage gefeget und mit Waſſer beſprenget. Die Häuſer haben viele Stockwerke und platte Dächer. Sie ſind von Ziegelſteinen gebauet, und die Fenſter, welche auf die Straße gehen, mit Gittern und Schirmen verwahret, damit die Weiber von den Vorbeygehenden nicht geſehen werden mögen. Von außen haben die Häuſer nichts ſchönes, und die Pracht der Palläſte der großen Herren beſtehet in einigen mit Marmor gepflaſterten Säälen. In der ganzen Stadt iſt nur ein öffentlicher Platz, welcher vor dem Schloſſe lieget.

get. Man ſiehet darauf weder einen Baum noch Springbrunnen oder ſonſt die geringſte Auszierung.

Das Schloß iſt größer als feſte und ganz unregelmäßig. Es wird von dem öſtlichen Berge beſtrichen, und die Wache darin iſt den Janitſcharen und den Azabs anvertrauet. Hier hat der Baſſa ſeinen Sitz; allein er iſt darin nicht Herr, und die Soldaten vertreiben ihn daraus, wenn es ihnen gefällt.

Eine Waſſerleitung von dreyhundert und zwanzig Schwibbogen führt das Waſſer aus dem Nil in das Schloß. Dieſe Waſſerleitung, deren Cteſias, Diodor von Sicilien und Strabo Erwehnung thun, iſt von den Mahomethaniſchen Fürſten erneuret worden, welche ſie aus Steinen, die ſo ſpitzig als Diamanten behauen ſind, haben bauen laſſen.

Man findet in dem Schloſſe einen beſonderen Ziehbrunnen, der insgemein Joſephsbrunnen und im Arabiſchen der Schneckenbrunn genannt wird, weil er in einer Schneckenlinie heruntergehet. Es iſt ein Viereck, das inwendig ſechszehn Schuh in der Breite und vier und zwanzig in der Länge hat. Die Tiefe beträgt zweyhundert und vier und ſechzig Schuhe; allein er hat zweene Schachten, welche nicht ſenkrecht über einander ſind. Der erſte iſt hundert und acht und vierzig Schuhe und der andre hundert und ſechzehen tief. Man ziehet das Waſſer mittelſt eines doppelten Rades und eines doppelten Paternoſterwerks von irdenen Krügen herauf. Die Ochſen, welche gebraucht

werden

werden dieſe Räder umzudrehen, ſteigen zu dem erſten Schachte durch einen in den Fels, der rund um den Brunnen von oben bis unten iſt, gehauenen Gang herunter. Das Waſſer dieſes Brunnen kann nur zur Zeit der Ueberſchwemmung getrunken werden; nachher iſt es ſo wohl als das in allen andern Brunnen, die in der Stadt ſind, ſalzig.

Man zählet zu Cairo ſieben bis acht tauſend Juden, über zwanzig tauſend Copten, aber nur wenige Griechen, Armenianer, und Maroniten. Es ſind daſelbſt vier Häuſer zu Beherbergung der daſigen Mißionarien, welche nicht viel ausrichten. Dieß ſind Franciſcaner, Barfüßer, Capuciner und Jeſuiten. Die Copten und Griechen haben hier auch ihre Patriarchen, die beyde den Titel von Alexandrien führen.

Das achte Capitel.

Beſchreibung der Landſchaft Faioum. Das Schloß Caron. Joſephs Canal. Der See Möris.

Als die Peſt zu Cairo aufgehöret hatte, oder vielmehr, als das Sterben daſelbſt nicht mehr ſo groß war, reiſete ich von da den 27ſten des Heumonats nach der Landſchaft Faioum, welche die kleineſte unter den vier und zwanzig Egyptiſchen Provinzen iſt. Die liegt ſiebenzehn Meilen von Cairo in Weſt Südweſten. Die Hauptſtadt, von welcher dieſe Provinz den Namen führet, iſt aus den Steinhauſen der Stadt Arſinoe erbauet, ſo wie dieſe aus der Crocodilopolis entſtanden war.

Die

Die Größe dieſer Provinz begreift von Norden nach Süden ſieben, und von Oſten nach Weſten acht Meilen. Dem Anſehen nach war ſie vor dieſem größer, und vermuthlich hat die wenige Sorge, welche man für die Unterhaltung der Canäle getragen, die Einwohner genöthiget dieſelbe zu verlaſſen. Und da alſo die Felder nicht angebauet worden, ſo ſind ſie nunmehr ganz mit Sande angefüllet.

Dieſe bey den Alten ſo ſehr berühmte und ſo ſtark bevölkerte Landſchaſt enthält jetzo nicht mehr, als ein und ſechszig Dörfer. Man findet darin den See des Königs Mendes oder Maron, welchen man unrecht für den Möris hält; den Crocodillen-See, auf deſſen Ufer Menes eines von dieſen Thieren fand, das ſo liebreich war und ihn auf ſeinem Rücken nach dem en gegen geſetzten Ufer trug, als er von ſeinen Hunden verfolget ward; ferner drey zerſtörete Labyrinthe, davon das erſte von dem Könige Mendes, das andere von Menes und das dritte von den zwölf Prinzen benennet worden. Man ſiehet daſelbſt noch die Pyramiden des Menes und des Aſichis und einen Pallaſt, welchen die Araber das Schloß Caron nennen, und welchen alle Reiſenden für das Labyrinth Möris gehalten haben.

Dieſes Schloß liegt eine Meile von dem See Mendes in Weſt ſüdweſten. Es hat fünf und neunzig Schuhe in der Länge, ſechzig in der Breite, und ungefehr ſiebenzig in der Höhe. Vier Sääle von verſchiedener Größe, und eine Kammer, welche zwölf Schuhe lang iſt, nehmen die

die ganze Länge dieſes Gebäudes ein. Zur rechten und linken dieſer Sääle ſind viele kleine Gemächer. Ich habe ſie alle mit einander beſichtiget, und hatte, um wieder herauszugehen, nicht nöthig die Vorſicht zu gebrauchen, deren ſich Theſeus auf Anrathen der Ariadne bediente. In dem erſten von dieſen Säälen ſiehet man eine Treppe, welche zu einem andern Gemache unter dieſem führet. Man kann aber in daſſelbe nicht hereingehen, ſo ſehr iſt es mit Erde angefüllet. Man ſiehet aus der Abmeſſung dieſes Gebäudes, welches ungeachtet deſſen, was verſchiedene Reiſende, und unter andern Paul Lucas davon ſagen, in Anſehung der Hauptmauer noch ganz und nicht verfallen iſt, daß es aller Wahrſcheinlichkeit nach kein Labyrinth ſeyn kann. Die herunter gefallenen Steine und der Schutt, wovon dieſe Herren ſprechen, kommen von dem Vordertheile dieſes Schloſſes oder Pallaſtes her, welcher ſehr übel zugerichtet iſt. Man kann es zwar nicht in Zweifel ziehen, daß Paul Lucas dieſes Gebäude geſehen habe, welches er unrecht an das ſüdliche Ende des Sees Möris ſetzet, und man ſiehet ſeinen Namen auf einer Säule eingegraben: allein er hat Unrecht, wenn er ſagt, daß die Säulen und Steine dieſes Gebäudes von hartem Marmor ſind; denn ſie beſtehen, wie es auch Plinius meldet, aus einem weißen und weichen Steine. Man muß ſich nicht verwundern, wenn man kein Stück Holz in dieſem Gebäude findet. Aus den andern ſchließet man, daß es bey den Egyptern nicht gewöhnlich geweſen ſich deſſen zu bedienen.

Eine

Eine halbe Meile, oder etwas weiter von dieſem ſo genannten Labyrinthe ſind Schutthaufen, welche über sechs. zehn hundert geometriſche Schritte im Umfange haben, und unter welchen man viele zertrümmerte Marmorſäulen und viele andere ſchöne Steine ſiehet. Dieſe Schutthau-haufen könnte man mit mehrerm Grunde für die Ueber. bleibſel des Labyrinths des Königs Mendes halten. Jedoch will ich es nicht für gewiß ausgeben; denn alle Gebäude in Egypten, wovon die Alten etwas melden, ſind ſo verſtellt, daß man von dem Orte, wo ſie geweſen ſind, bloß nach Muthmaßungen urtheilen kann. Man hat neue auf die Schutthaufen der alten, oder neben denſelben erbauet; man hat die Namen und die Lagen verwechſelt; ein jeder Reiſender will dieſes Chaos in Ordnung bringen, und der letzte ſucht mit aller Macht zu beweiſen, daß die andern ſich betrogen haben. Ich meines Theils werde dieſes als eine gewiſſe und ungezweifelte Sache behaupten, daß die Steine, die man in Egypten ſiehet, oder vielmehr die Schutthaufen dieſer alten Gebäude vollkommen ſo ſchön ſind, als man es in den Nachrichten der alten und neuen Reiſebeſchreiber lieſet.

Der See Mendes liegt vier Meilen von der Stadt Faioum in Weſtnordweſten, und erſtreckt ſich weit in Lybien hinein. Wenn er voll iſt, d. i. zur Zeit, wenn der Nil anwächſet, hat er ſieben Meilen in der Länge,

und drey in der Breite. Nur zu dieſer Zeit iſt ſein Waſſer gut zu trinken; ſonſt aber iſt es ungemein ſalzig. Man macht daraus alles Salz, welches man zu Einſalzung der Fiſche, die in dieſer Provinz in großer Anzahl ſind, nöthig hat. Außerdem iſt ſein Waſſer wegen ſeiner Salzigkeit zu Bewäſſerung der Felder gar nicht tauglich. Dieſer See iſt, nur an der **Lybiſchen** Seite ausgenommen, mit Gebirgen umgeben, und das Land liegt überdem ſo hoch, daß es ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde das Waſſer darauf laufen zu laſſen. Dieſes beweiſet augenſcheinlich, daß diejenigen, welche dieſen See für den See **Möris** gehalten, ſich betrogen haben. Man kann in dieſem, gleichwie in vielen andern Fällen ſagen, daß alle Schriftſteller, die deſſen Erwehnung thun, ſich einander ausgeſchrieben, und daß die Reiſenden, welche zur Stelle geweſen ſind, ſich nicht die Mühe genommen haben die Sache in der Nähe zu unterſuchen.

In der Mitte dieſes Sees, und eine Meile von dem nordlichen Ufer iſt eine Inſel, welche zwo Meilen im Umfange hat, und worauf man einige Schutthaufen ſieht, welche ein Reſt der Pyramiden des Königs **Mendes** und ſeiner Gemahlinn ſeyn ſollen. Man findet darin noch unterirdiſche Grüfte und etliche Stücken von alten Gebäuden.

Joſephs Canal iſt vierzig Meilen lang. Er fängt zu **Mellavi**, ſo ehemahls **Hermopolis** hieß, an, und

und läuft vier Meilen gegen Weſten; Sodann aber wendet er ſich und ſetzet ſeinen Lauf von Süden nach Norden bis nach Faioum fort. Seine gröſseſte Breite beträgt eine Italiäniſche Meile. Bey Faioum theilet er ſich in zween Canäle, und ein jeder von dieſen wieder in verſchiedene andere, welche zu Bewäſſerung der Felder dienen. Hernach ergieſsen ſie ſich in den See Mendes, auſser zweenen, von deren einem der Teich Algarak, deſſen Waſſer das ganze Jahr hindurch gut zu trinken iſt, und von dem andern der Crocodillenteich entſtehet, worin eine kleine Inſel iſt, die einigen Arabern zum Aufenthalte dienet. Man gehet auf einem ſehr engen Damme dahin.

Joſephs Canal, wie ihn der gemeine Mann nennet, welcher dieſem Miniſter, alles was in Egypten ſchönes iſt, zuſchreibet, (denn bey den Erdbeſchreibern heiſst er der Graben Tanis) höret auf zu flieſsen, wenn der Nil niedrig iſt. Jedoch, weil ſich in denſelben den Winter hindurch die aus den Lybiſchen Gebirgen herkommende Quellen und viele Regenbäche ergieſsen; ſo giebt er etwas länger Waſſer, als die andern.

Damit die Provinz Faioum, welche unter den Pharaonen der Garten Egyptens war, ſo wie ſie es wegen ihrer Fruchtbäume, Weinberge und der groſsen Menge Roſenſtöcke, noch heutiges Tages iſt, das ganze Jahr hindurch, ſo wohl als die Gegenden um Memphis

Bb 2 bewäſ-

bewäſſert werden mögten; ſo ließ der König Möris, welcher daſelbſt ſein Hoflager hielte, einen Graben verfertigen, der ſo viel Waſſer halten konnte, als zu ſeinen Abſichten nöthig war. Dieſer Graben, welchen man den See Möris nennen muß, bekam das Waſſer durch einen Canal, welcher zu Cynopolis anfieng und zu Heracleopolis aufhörte, allwo der nur gemeldete See ſeinen Anfang nimmt. Dieſer hatte fünf und zwanzig Meilen in der Länge und eine in der Breite. Er iſt zwiſchen dem Nil und Joſephs Canal und gehet mit ihnen parallel. Er hatte viele Schleuſen, welche den Canal Joſephs und die zwiſchen beyden liegenden Felder nebſt denen, die zwiſchen dem Nil und dem See ſind, mit Waſſer verſahen. Bey dem nordlichen Ende dieſes letzten war eine große Schleuſe, mittelſt welcher man die Felder um Sacarra und Memphis bewäſſerte. Der Canal, durch welchen dieſes Waſſer gieng, iſt noch vorhanden. Es iſt eben derſelbe, woraus die Griechiſchen Dichter den Fluß Acheron gemacht haben, und ergießt ſich zuletzt in den Mareotiſchen See, nachdem er aus dem Nil durch einen kleinen bey Nilopolis daraus gehenden Canal neues Waſſer bekommen hat.

Nachdem ich vierzehn Tage lang die Wüſte Raian, in welcher, wie man mir geſagt hatte, ich verſteinerte Schaafe finden ſollte, (dieß ſind Felſenſpitzen die von weitem eine ſolche Geſtalt haben;) und alle Oerter der Pro-

vinz

vinz Faioum durchgeſtrichen hatte; ſo kam ich nach der Hauptſtadt längſt dem See Möris zurück. Als ich in dem Schloſſe Caron mein Nachtlager nahm, kamen vier Araber zu mir, von denen jeder einen Sack bey ſich führte. Dieſen ſchmeichelten ſie ſich mit dem Golde anzufüllen, welches ich, wie man öffentlich ſagte, in dem Schloſſe graben würde; denn das Gerüchte hatte ſich in dem Lande ausgebreitet, daß ich ein berühmter Schwarzkünſtler wäre. Ein wenig vor Tage kamen vier andere an, welche ebenfalls die Vorſicht gehabt hatten ſich ein jeder mit einem Sacke zu verſehen, Ich ward bey ihrer Ankunft aufgeweckt, und dieſe acht Araber ſagten mir, daß ich eilen mögte den Schatz zu entdecken, welchen ich ſuchen wollte, und daß ein längerer Verzug ſowohl ihren als meinen Antheil ſehr vermindern würde, zumahl ein großer Haufen Araber noch dazu kommen würde. Ich hätte gerne geſehen, daß man mich noch ein wenig hätte ſchlafen laſſen: allein da ich ſolches wegen des ungeſtümen Anhaltens dieſer unwiſſenden Tröpfe nicht thun konnte, ſo ſtieg ich zu Pferde und nahm meinen Weg nach der Stadt Faioum, allwo ich den 18ten Auguſt um eilf Uhr vor Mittage in Begleitung meiner Schatzgräber ankam. Dieſe klagten mich gleich nach unſerer Ankunft bey dem Cady wegen Zauberey an, und ſagten ihm, daß ich eine kleine Büchſe hätte, worin ein Rad wäre, mittelſt deſſen ich

alle Schätze herbey zöge. Der Cady, welchem ich dieſes vermeynte Rad zeigte, (es war ein kleiner Compaß) ſprach mich frey, und jagte meine Ankläger fort.

Die Stadt Faioum iſt der Sitz des Cachef, der Statthalter darin iſt, eines Aga der Janitſcharen und eines andern, der Befehlshaber über di[illegible]zavs iſt. Dieſer Statthalter hat zwey hundert Soldaten, die unter ihm dienen. Die Stadt wird von den Arabern und Copten bewohnt, und dieſe letztern ſind faſt alle Leinweber. Es wohnen hier auch einige Türkiſche und Griechiſche Kaufleute, imgleichen ein Coptiſcher Biſchof. Die Franciſcaner in dem gelobten Lande halten hier einen Mönch in einem Hauſe, welches ſie miethen. Dieſer Mönch, welcher ſich insgemein nach Faioum begiebt um die Luft zu verändern, nimmt den Titel eines Miſſionars an. Es ſind keine Catholiken in dieſer Provinz. Ich reiſete von da nach Cairo zurück, nachdem ich die Pyramiden zu Aurra, verſchiedene zertrümmerte und in den Feldern zerſtreuete Obelisken nebſt den Schutthaufen vieler Gebäude beſehen hatte, von welchen nichts mehr übrig iſt, das beſchrieben zu werden verdiente. Ich gedenke nichts von den auf dieſer Reiſe ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten, und den Leſern wird auch daran nicht viel gelegen ſeyn.

Das

Das neunte Capitel.

Der See Nedebe, woraus das Natrum herkommt. Meer ohne Waſſer. Vermeynte Verſteinerungen. Kloſter des heiligen Macarius.

Zween Tage nach meiner Zurückkunft nach Cairo, d. i. den 21ſten Auguſt reiſete ich nach Terrane, einem von dort vierzehn Meilen an dem Arme des Nils, welcher nach Roſette gehet, gelegenen Orte. Meine Abſicht war die Wüſte und das Kloſter des heiligen Macarius, ferner den See, woraus man das Natrum bekömmt, und das Meer ohne Waſſer, worin nach dem Berichte aller Reiſenden verſteinerte Fahrzeuge gefunden werden, zu beſehen. Der Statthalter zu Terrane, welchem ich ein Schreiben von dem Bey eingehändiget hatte, ließ Araber aufſuchen, welche an den Orten, wohin ich zugehen gedachte, geweſen waren. Es meldeten ſich viele dazu an, von denen drey zu meiner Begleitung ausgeſucht wurden. Wir geſelleten uns zu einem Regiment Kameele, welche in der Wüſte Scee Natrum laden ſollten, und reiſeten um fünf Uhr des Abends am 25ſten Auguſt ab. Auf dem Wege fanden wir die Schutthaufen einiger alten Städte. Wir giengen durch eine lange ſandigte Ebene, die von vielen Regenbächen durchſchnitten war. Um ſieben Uhr des Morgens kamen wir an einem See an, wor-

aus man das Natrum im Sommer bekommt. Im Winter vereiniget ſich dieſer See, welchen man Secte nennt, mit einem andern Namens Nedebe, aus welchem das Natrum im Winter gehohlet wird, und dieſe beyden Seen machen nur einen aus, welcher acht Meilen lang, und ungefehr zwo Italiäniſche Meilen breit iſt. Das Salz auf dem See Secte hatte ſich auf der Fläche des Waſſers verhärtet und war dick genug, daß wir mit unſern Kameelen darüber gehen konnten. Als dieſes geſchehen war, verließen wir die Caravane, und kamen durch lockere Sandfelder zu einem Coptiſchen Kloſter, worin wir den übrigen Tag zubrachten.

Die Mönche in dieſem Kloſter erzählten mir, daß die verſteinerten Fahrzeuge nur eine halbe Tagereiſe davon entfernet wären. Sie zeigten mir auch einen Stein, welcher ihrem Vorgeben nach ein Stück von dem Maſte dieſer Schiffe ſeyn ſollte. Dieſer Stein war dem Holze vollkommen ähnlich; aber es ſchiene mir nicht, daß er es jemahls geweſen, und noch weniger, daß er ein Stück von einem Maſte wäre.

Ich reiſete von da den folgenden Tag um zwey Uhr nach Mitternacht ab, um dieſe vermeynten Schiffe zu beſehen. Nachdem ich mit großer Beſchwerlichkeit durch die Sandfelder und über viele Regenbäche gegangen war, kam ich zu einem Berge, von welchem meine Araber mir einige Stücken Stein brachten, welche eine vollkom-

mene

mene Aehnlichkeit mit Eichenholze hatten. Dies nöthigte mich von meinem Kameele zu ſteigen, um dieſe vermeynte Verſteinerungen auf der Stelle zu betrachten. Ich ſahe, daß aus dem Felſen viele kleine Spitzen hervorgiengen, welche dem Holze ziemlich ähnlich waren. Ich ſchlug davon verſchiedene Stücke mit einer Hacke herunter, davon eines die Würbelbeine am Rückgrade eines Thieres vollkommmen gut vorſtellete. Dieſer Stein iſt ſehr ſchwer, und etwas weiter findet man dergleichen von verſchiedenen Farben. Wir gelangten endlich zu dem Meere ohne Waſſer, welches nichts anders iſt, als ein Haufen vereinigte Regenbäche, welche den ganzen Sommer hindurch trocken ſind. Von weitem erblickte ich viele kleine Körper, welche aus dem Sande hervorragen, und welche die Leute im Lande für verſteinerte Schiffe und Thiere anſehen. Es iſt wahr, von weitem haben ſie eine denenſelben ziemlich ähnliche Geſtalt: allein ganz anders verhält es ſich, wenn man nahe dabey iſt, und dieſe vermeynte Verſteinerungen ſind nichts anders als die Spitzen der Felſen, die mit Sande bedeckt ſind und wie Holz ausſehen. Es iſt ſehr ſchwer ſie herunter zu ſchlagen. Man findet davon zur rechten und linken zerſtreuete Stücke, die vier bis fünf Schuhe lang und ſechs Zolle dick ſind, und hält ſie für Stücken von Maſten.

Nachdem ich dieſe Steine beſehen hatte, welche nichts als ein Spiel der Natur ſind, das ſeinen Grund in der

Beſchaffenheit und Vermiſchung verſchiedener Arten Erde hat, welche von einem verſteinernden Safte durchdrungen worden; ſo kam ich denſelben Tag nach dem Kloſter zurücke, aus welchem ich des Morgens abgereiſet war. Die Mönche erzähleten mir, daß die Araber, welche vormahls auf Schiffen in das ſogenannte Meer ohne Waſſer gekommen wären, die Einſiedler in daſigen Gegenden ſehr gequälet hätten, und daß der heilige Ephraim, der damahls Abt des Kloſters geweſen, darauf Gott gebeten hätte dieſes Meer austrocknen zu laſſen. Dieſes wäre ihm nicht nur zugeſtanden worden, ſondern Gott hätte auch ſo gar die Schiffe dieſer Araber in Steine verwandelt. In dieſem Kloſter iſt nichts, welches eine Beſchreibung verdiente. Es wird Deir Labiat genannt.

Den folgenden Tag reiſete ich von da nach dem See, woraus man das Natrum hohlet, und kam daſelbſt um neun Uhr des Morgens an. Dieſer See läuft von dem Regenwaſſer voll, welches in dem Chriſtmonate zu fallen anfängt und im Hornung aufhöret. Dieſes Waſſer hinterläßt das Salz, mit welchem es ſich auf den Gebirgen und in den ſandigten Ebenen vermiſchet hat, in dem See; hernach filtrirt es ſich durch eine fette und leimigte Erde und fließt durch unterirdiſche Canäle in verſchiedene Brunnen, deren Waſſer gut zu trinken iſt. Um dieſen See ſiehet man wilde Ochſen, Gemſen, Haaſen und Caninchen,

chen, welche durch die dort befindlichen Gebüſche, den Schilf und andere Gewächſe dahin gelocket werden.

Außer dem Natrum, welches man von dem Grunde dieſes Sees in Stücken von zwölf und fünfzehn Pfunden mit einer eiſernen Stange heraufhohlet, findet man daſelbſt noch fünf andere Gattungen von Salze. Alle dieſe Salze werden bald durch neue, die der Regen dahin bringt, wieder erſetzet. Man wirft in die Löcher, aus welchen man dieſelben wegnimmt trockene Pflanzen, Knochen und Lumpen, und daher haben ſich viele Leute eingebildet, daß dieſe Sachen durch die Kraft des Waſſers in dem See in Salz verwandelt worden wären. Ich habe mich von dem Gegentheil überzeuget und in Stücken Salz Tuch, Leinwand und Knochen geſehen, ſo wie man ſolche im vorigen Jahre hineingeworfen hatte.

Das Natrum gehöret dem Groß-Sultan; der Baſſa zu Cairo verpachtet es, und der reichſte Bey übernimmt insgemein den Pacht und giebt dem Groß-Sultan dafür funfzehn tauſend Centner Die Einwohner der fünf zu Terrane gehörigen Dörfer werden nur gebraucht es zu fiſchen und wegzubringen. Zehen Soldaten und zwanzig getreue Araber halten dabey Wache, und dem ohngeachtet wird doch davon geſtohlen. Wenn man die Diebe ertappt, werden ſie zum Statthalter geführet, welcher berechtiget iſt ihnen die Köpfe herunter ſchlagen zu laſſen. Allein er begnügt ſich das geſtohlene zu ſeinem Vortheile einzu-

einzuziehen und jeden Dieb um zween Seviliſche Piaſtern, und einen für jedes Kameel zu beſtrafen.

Von dieſem See reiſete ich nach dem Kloſter des heiligen Macarius ab und gieng gerade ſüdoſtwärts durch den Sand und längſt einem andern mit Salze bedeckten See. Auf dem Wege fanden wir drey wüſte Glashütten. Um ein Uhr in der Nacht kamen wir bey dem Kloſter an, und wurden von den Mönchen ziemlich wohl aufgenommen. Sie ſind arm und unwiſſend, und wohnen sehr ſchlecht. Wie ſehr ich ſie auch bitten mogte, wollten ſie mir doch nicht erlauben in ihre Bibliothek zu gehen; und die in dem Syriſchen Kloſter, wohin ich mich den folgenden Tag begab, ſchlugen es mir gleichfalls ab. Dieſe Klöſter verfallen ganz und gar; der Staub frißt die geſchriebenen und gedruckten Bücher in dieſen Bibliotheken, und dennoch wollen dieſe guten Mönche, welche ſie gar nicht gebrauchen, ſie lieber verderben laſſen, als ſie um einen noch ſo hohen Preis verkaufen. Der Patriarch, welcher zu Cairo iſt, hat ihnen vorgeſtellet, daß ſie von dem daraus zu löſenden Gelde ihre Kirchen und Zellen wieder aufbauen könnten: allein ſie haben darauf geantwortet, daß ſie ſich lieber darunter begraben laſſen, als darin willigen wollten.

Ich verließ dieſe Klöſter nnd gieng nach Terrane zurücke, allwo etliche Stunden nach meiner Ankunſt der Herr Pignon, Conſul zu Cairo, anlandete. Er kam

von

von Bekiers zurücke, wohin er gereiſet war um bey dem Befehlshaber zweyer Kriegsſchiffe, welchen der König nach den Handelsſtädten in der Levante herum geſchickt hatte, ſeinen Beſuch abzuſtatten. Ich begab mich auf das Schiff des Herrn Pignons und kam den 30ſten nach Cairo mit einem Fleckfieber zurücke, welches ich zween Tage vor meiner Abreiſe von Terrane bekommen hatte.

Das zehnte Capitel.
Beſchreibung der Stadt Sues.

Den 17ten des Herbſtmonats reiſete ich, wiewohl ich noch nicht völlig geſund war, mit dem Herrn Charaibi, einem vertrauten Freunde des Herrn Pignon, nach Sues. Er war Officier der Janitſcharen, Ober-Intendant der Handlung und vielleicht der reichſte Privatmann in dem ganzen Ottomanniſchen Reiche. Er gieng nach Sues um verſchiedene ſeiner Schiffe nach Gedda abzufertigen. Ich ſetzte meinen Weg ſo gleich bis eine Meile jenſeit Heliopolis fort, wo wir wieder zuſammen kommen wollten. Ich langte daſelbſt bey dem Anbruche der Nacht an, und einen Augenblick darauf vernahm man auch die Ankunft des Herrn Charaibi aus dem großen Getöne der Trommeln, Pauken und Schalmeyen. Kurz darauf ſetzten wir uns auf unſern Ferſen zu Tiſche. Man trug funfzig bis ſechzig Schüſſeln auf, die aus Reiß und

Fleiſche

Fleiſche, das theils gekocht, theils gebraten, theils mit einer gewürzten Brühe zugerichtet war, ferner aus einer verzuckerten Mandelmilch, allerhand anderm Milchwerk und vielen Früchten beſtunden. Dieſe leztern waren auf einander geſtellt und bildeten eine ziemlich wohl in die Augen fallende Pyramide ab. Unſere Mahlzeit daurete eine Viertelſtunde, und wir wurden von den Sklaven des Charaibi abgelöſet. Hernach ward Caffee und Sorbet aufgetragen und Pfeifen gebracht, und eine halbe Stunde hernach gieng ein jeder zu Bette.

Den Morgen wandte Charaibi an, um gewiſſe Geſchäffte mit einigen Leuten, die von Cairo gekommen waren, abzumachen; und hernach ſpeiſete man um drey Viertel nach zehen Uhr, und zu Mittage zogen wir davon. Es waren acht und dreyßig Mann zu Pferde, sechszehen Sklaven, welche auf Dromedarien ritten, die mit Waſſer und Erfriſchungen beladen waren. Darauf folgten ein hundert und ein und achtzig Kameele, unter denen zwanzig waren, davon ein jedes acht tauſend Seviliſche Piaſtern trug, und die andern waren mit Kaufmannsgütern beladen. Diejenigen, welche das Geld trugen, giengen voran, ſie waren mit Federbüſchen und ſonſt geſchmückt, und vor ihnen ließen ſich die Pauken hören. Als wir eine halbe Meile fortgereiſet waren, ſtießen vierhundert andre mit Getraide und Mehl beladene Kameele zu uns. Allein da unſre Pferde viel geſchwinder liefen, ſo giengen

wir voraus und erwarteten die Caravane bey dem Pilgrimms-See in einem auf ſechszehen Pfeilern ſtehenden Luſthauſe, welche eine viereckichte Halle ausmachten; in der Mitten iſt ein ſchöner Brunnen mit ſüßem Waſſer, welches in eine Tränke läuft, die um dieſes Haus angeleget iſt. Nachdem die Kameele angekommen waren, ſetzten wir unſre Reiſe weiter fort. Bey dem Anbruche der Nacht giengen wir durch einen engen Weg, der zur rechten und lincken mit Bergen eingefaſſet war. Hier pflegen die Araber ihren Poſten zu nehmen, um die Caravane, welche nach Mecka gehet, oder daher kommt, anzugreifen. Um neun Uhr des Abends hielten wir ſtill, um zu ſpeiſen, und um zwey Uhr nach Mitternacht ſtellten wir die Picketwache bey einer Einſiedlerey aus. Als jederman Nachtruhe zu halten ſuchte, ſahe ich, daß die Kameeltreiber die Kameele, welche ſie abgeladen hatten, in dem Sande herum ſpatzieren ließen. Ich wollte die Urſache davon wiſſen, und man ſagte mir, daß ohne ſolche Vorſicht dieſe Thiere Geſchwulſte an den Gelenken der Beine bekämen. Wir verweilten uns hier bis zu Mittage, da wir nach der Mahlzeit weiter reiſeten. Wir waren bis um neun Uhr des Abends auf dem Wege, und ſpeiſeten hernach. Um zwey Uhr nach Mitternacht brachen wir wieder auf. Wir giengen ein Schloß. Nahmens Agirude, welches mit Janitſcharen beſetzt iſt, und zwey andere Häuſer vorbey. Um ſieben Uhr des Morgens kamen wir zu Sues an.

Die

Die Stadt Sues iſt ſehr klein; Sie liegt auf einer Halbinſel an dem Ende des rothen Meers ſüdoſtwärts von Cairo, davon ſie nur ein und zwanzig Meilen entfernet iſt. Dies iſt der Stapel der Waaren, welche man nach Gedda bringt und von da holet. Die Ueberfahrt derſelben geſchieht durch Schiffe, die einigen Privatleuten in Cairo zugehören. Vor dieſem kamen Schiffe aus Indien nach Sues; allein durch die Ungerechtigkeiten, die man ihnen that, ſind ſie weggewöhnet worden. Es iſt ein Statthalter zu Sues, welchen man Capitan nennet, nebſt einer Beſatzung von dreyhundert Mann, halb Janitſcharen, und halb Azabs. Sie haben einen Befehlshaber, der den Titel Sardar führet.

Alle Gebäude in dieſer Stadt, der ſehr lange Damm und faſt alle Vorrathshäuſer an dem Hafen ſind von ſehr ſchönen gehauenen Steinen aufgeführet, die um ſo viel mehr merkwürdig ſind, weil ſie aus einer großen Menge Muſcheln beſtehen, welche die Natur ſo ſtark mit einander verbunden hat, daß es unmöglich iſt einige davon zu trennen.

Alle Einwohner zu Sues ſind Türken, biß auf ſechzig Familien, die eine beſondre Griechiſche Secte ausmachen. Sie bekommen überhaupt alle ihre Lebensmittel bis auf die Küchengewächſe von Cairo, weil das Land auf

auf zwanzig Meilen herum nicht das geringſte hervorbringt. Das Waſſer iſt darin ſehr ſeltſam, inſonderheit, wenn die benachbarten Araber mit einander Krieg führen. Auſſer dieſem Umſtande wird es drey Meilen weit hergeholet, und der Eimer koſtet fünf Sols, ungeachtet es Brachwaſſer iſt.

Die Lage des Hafens erſtreckt ſich von Norden gegen Süden; er iſt nicht ſehr groß und hat wenig Waſſer; denn zur Zeit der Ebbe iſt er kaum fünf Schuhe tief. Der Ab- und Zufluß des Meers geſchiehet hier eben ſo, als in den weſtlichen Gewäſſern. Weil in dieſen Hafen nur kleine Schiffe einlaufen und darin liegen können, ſo werfen diejenigen, welche zu Verfahrung der Waaren gebraucht werden, in einem andern, der anderthalb Meilen von der Stadt iſt, Anker. Dieſe Schiffe ſind faſt eben ſo wie unſre Balanders gebauet, und halten funfzehn bis zwanzig tauſend Centner. Einige darunter haben Schießlöcher für dreyßig Canonen, und führen auf das höchſte doch nur zwa. Dieſe ſind am beſten bewaffnet; denn die andern haben kaum zwey Steinſtücken. Man regieret dieſe Schiffe mit der Stange, welche auswendig ſtark an dem Steuerruder befeſtiget iſt und ſchief gegen den Horizont liegt. An dem Ende derſelben iſt ein Seil, welches zur rechten und linken über zwo Rollen gehet. Dieſe ſind an den Enden eines dicken Queerholzes, welches kreuzweiſe an den zweyen Enden eines langen und dicken Balkens, der durch das Hin-

Hintertheil des Schiffes gehet, [illegible]. Nachdem dieſes Seil über die Rollen [illegible]en, iſt es an einen Pfahl gehänget, welcher auf dem [illegible]boden des Hinterkaſtells ſtehet, wo der Steuermann [illegible]. Auf jeder Seite ſind drey Mann, welche ſich von dieſem Seile, wenn das Schiff unter Segel iſt, niemahls entfernen und ſolches durch Anziehung deſſelben regieren. Man gebraucht auf dieſen Schiffen weder ein zur Schiffahrt gehöriges künſtliches Werkzeug, noch Tonnen zu dem Waſſer, welches man mitnimmt. Das erſtere können ſie deswegen entbehren, weil ſie nur gerade vor dem Winde und längſt der Küſte ſegeln; und der Mangel der Tonnen wird durch Ciſternen erſetzet, welche auf dem Hintertheile des Schiffes ſind. Etliche Schiffe haben ihrer viere und dieſelben halten Waſſer genug, um wärend der Reiſe, welche insgemein lang iſt, ſieben oder acht hundert Perſonen, theils Reiſende, theils Bootsleute, die auf einem ſolchen Schiffe ſind, damit zu verſehen. Der Hafen, worin ſie ſich vor Anker legen, iſt fünf bis acht Klaftern tief. Sie ſind hier durch das Gebürge Etaga vor dem Oſtwinde bedeckt, und wenn ſie von einem andern Winde getrieben werden, ſtranden ſie auf dem nahe liegenden ſandigten Geſtade ohne Schaden zu nehmen. Ich zählte ihrer funfzehn, welche bereit lagen nach Gedda unter Segel zu gehen. Dieſe Schiffe werden zu Sues gebauet. Insgemein wird aller nöthige Bauzeug von Cairo dahin gebracht, und hieher kommen alle dieſe Dinge aus der Türkey.

Eine

Eine Meile von der Stadt ſiehet man einen groſſen faſt ganz verſchütteten Graben, welcher durch einen Moraſt von Süden nach Norden geht und ſich noch eine Meile weiter in dem Sande immer nordwärts zu erſtrecken ſcheinet. Vielleicht iſt dieſes ein Stück des Canals, welcher zur Vereinigung der beyden Meere angelegt worden iſt.

Die Stadt Sues iſt in ſehr ſchlechtem Vertheidigungs-Stande, und das beſte iſt, daß ſie keinen Angriff von auswärtigen Feinden befürchtet. Man ſiehet daſelbſt zwey und zwanzig Canonen und drey Feldſchlangen, die ſo elend ausſehen, daß man ſie ſchwerlich würde brauchen können.

Das Meer bey Sues iſt nicht ſehr fiſchreich, und die Fiſche, die dort gefangen werden, haben einen üblen Geſchmack und ſind ſchwer zu verdauen. Das Waſſer darin iſt nicht ſo ſalzig, als in dem Ocean und der mittelländiſchen See. Es kam mir auf der Reiſe nach den Wüſten des heiligen Antons und des heiligen Pauls ſo vor, und ich habe meine Meynung zu Sues und ſechs Meilen weiter gegen Arabien bewährt befunden. Es ſchien mir auch, daß dieſes Waſſer noch weniger zur Zeit der Ebbe, als der Flut geſalzen wäre. Man fiſchet um Sues viele Perlenmutter, welche man zu Cairo für Auſtern iſſet, und andere Arten Muſcheln, die alle einen übeln Geſchmack haben.

Nachdem ich die dortigen Felder ſo wohl oſt- als weſtwärts durchgeſtrichen hatte; ſo that ich eine Reiſe von fünf

Tagen nach verſchiedenen Inſeln des rothen Meers, denn es iſt deren eine große Menge, außer den Klippen, welche zween bis drey Schuhe tief liegen. Dieſe Inſeln ſind roth und mit Corallengewächſen von eben der Farbe verſehen. Dieſes hat ſonder Zweifel Anlaß gegeben, daß man dieſes Gewäſſer das rothe Meer genannt hat. Nachdem ich alles, was meine Neugierigkeit vergnügen konnte, in dieſen Inſeln geſehen hatte, ſo ließ ich mich auf dem Geſtade an der weſtlichen Seite vier Meilen von Sues an das Land ſetzen. Ich ſahe daſelbſt zween Brunnen, einen mit warmem und den andern mit kaltem Waſſer, welche die Araber die Augen Moſes nennen. Etwas weiter von hier gegen Süden iſt nach den alten Nachrichten der Leute im Lande der Ort, wo die Iſraeliten durch das rothe Meer gegangen ſind. Man nennt ihn das Meer Pharaons und Moſes. Ich finde keine Schwürigkeit dieſes zu glauben, ſo wohl weil das Meer hier nicht ſehr breit iſt, als auch wegen der zwo Felſenſpitzen die man daſelbſt in Norden und Süden ſiehet und welche man für Beelzephon und Magdalon halten kan, deren die heilige Schrift gedenket.

Da ich weiter zu Sues und bey dem rothen Meere nichts zu ſehen, und der Herr Charaibi dort weiter nichts zu verrichten hatte, ſo reiſeten wir wieder nach Cairo zurück und kamen daſelbſt den 22ſten des Weinmonats nach einer Reiſe von ſechs und zwanzig Tagen an.

Das

Das eilfte Capitel.

Die Stadt Manſure. Capelle der Latone. Der See Menslet. Fiſcherey in dieſem See. Damiate. Roſette.

Den 19ten des Wintermonats reiſete ich von Cairo nach Damiate und ſtieg unterwegens verſchiedene mahle an das Land um Kräuter zu leſen. Ich ſahe auf den Feldern die Schutthaufen vieler alten Städte, ſo wohl in dem Delta, als dem Lande Geſſen, welches die Araber Charkia oder die öſtliche Provinz nennen. Ich hielte mich etliche Tage in der Stadt Manſure, welches die ſiegreiche bedeutet, auf. Dieſen Namen hat ſie bey Gelegenheit der Niederlage angenommen, welche Ludewig der Heilige hier erlitten hat, und worin ſein Bruder der Graf von Artois geblieben iſt. Dieſer Ort treibt ſtarken Handel, und man macht daſelbſt viel Salmiac. Die Einwohner ſind ſehr leutſeelig, und inſonderheit die Officiere der Janitſcharen und der Azabs, die ſich hier in großer Anzahl befinden. Die Schönheit des Landes und die Güte des Himmelsſtriches ziehen ſie dahin. Die Handlung zu Manſure beſtehet in Leinwand, Flachſe, Leder, Wachs, Reiß und Salmiac. Vier Meilen von Manſure oſtwärts ſiehet man die Schutthaufen der Städte Thmuis und Butte. In dieſer findet man auch noch die Capelle der Latone, wo das berühmteſte Egyptiſche Orakel war. Dieſe Capelle war in einem Tempel, welcher gänzlich zerſtöret iſt; ſie iſt

aus einem einzigen Granitſteine gemacht, und ruhet auf einem Fußgeſtelle, das gleichfalls aus einem einzigen Steine beſtehet. Sie hat zwey und dreyßig Schuh in der Höhe, ſechszehen in der Breite und zwölf in der länge. Das Dach welches aus eben dem Steine beſtehet, der wie Diamanten ſpitzig gehauen iſt, hat vier Schuh in der Dicke. Zur rechten und linken dieſer Capelle ſiehet man einige Fußgeſtelle, die demjenigen, worauf ſie ruhet, ähnlich ſind, und um dieſelbe erblickt man etliche Stücke von zwoen andern Capellen. Hieraus läß ſich muthmaßen, daß dieſelbe der Diana und dem Apollo gewidmet geweſen ſind. Von Butte bis nach Manſure findet man viele Schutthaufen von alten Städten und einige zertrümmerte Säulen von ſehr ſchönem ſchwarzen Marmor.

Zwo Meilen weſtwärts von Manſura findet man einen Haufen großer Quaderſteine von Granit und Marmor, und unter denenſelben viele Stücken von Säulen. Dieſer Haufen hat dreyhundert und dreyßig geometriſche Schuhe im Umkreiſe. Hier ſtund vorzeiten ein Tempel der Iſis. Die Araber nennen ihn das ſteinerne Haus wegen der großen Menge Steine, die dort befindlich ſind.

Weil ich zu Manſura und in den umliegenden Gegenden nichts mehr zu ſehen hatte, ſo reiſete ich von da nach Menslet. Ich verrichtete dieſen Weg auf dem Canal, welcher zu Manſura anfängt, und mich eine viertel Meile oberhalb Menslet führete. Dieſer Canal, an welchem zur rechten und linken ein und vierzig Dörfer liegen, theilet ſich

in

in fünf Arme. Vier von denſelben verlieren ſich in den Feldern und der letzte vereiniget ſich mit einem andern Canale, der ſich in einen Teich bei Peluſe ergießet. Menslet liegt eilf Meilen von Manſura; ſeine Einwohner und die von etlichen ſechszig Dörfern die dazu gehören, ſäen nichts als Reiß. Und obgleich die Erndten insgemein gut ſind, ſo werden doch dieſe armen Leute von den Eigenthümern der Dörfer ſo ſehr gedruckt, daß ſie kaum ſo viel übrig behalten, um ein halb Jahr davon zu leben.

Eine Italiäniſche Meile von Menslet oſtwärts fängt der See an, den man bald von Menslet, bald von Tanis, bald Beheira benennet. Er iſt zwey und zwanzig Meilen lang und ſeine gröſte Breite beträgt acht. Zu der Zeit, wenn der Nil anwächſet, tritt er aus und macht gleichſam drey große Ströme, die ſich in das Meer ergießen. Dieſe nennt man die Mündungen von Mendes, Tanis und Peluſe, und dieſe Mündungen trocknen einige Zeit nach der Ueberſchwemmung aus. Dieſer See, welcher der gröſte in ganz Egypten iſt, fängt dichte bey Damiate an, und hört etwas oberhalb Peluſe auf. Er läuft von Oſten nach Weſten und iſt von dem Meer nur durch ein ſandigtes Geſtade abgeſondert, welches eine halbe Meile breit iſt. Es iſt dort eine einträgliche Fiſcherey, welche für vierzigtauſend Piaſtern verpachtet wird.

Das Einſalzen der Fiſche geſchieht auf einer Menge kleiner in dem See befindlichen Inſeln, und die Bottarga* wird

* eingeſalzener Fiſchrogen, ein Gerichte, das zum Trinken reizt.

wird gleichfalls dort gemacht. Der gröſte Theil dieſer geſalzenen Fiſche wird von den Syrern und den Arabern in Libyen abgeholet.

Die Fiſcherey wird auf verſchiedene Art verrichtet; allein die beſonderſte und zugleich die merkwürdigſte iſt diejenige, welche mit dem Vogel geſchieht. Wenn die Fiſcher ein langes Netz, welches in die Krümme gezogen wird, aufgeſtellet haben, ſo laſſen ſie in dem See zween Pelicanen herum ſchwimmen, welche ſie zahm gemacht und denen ſie einen Faden durch die Augenlieder gezogen, womit man ihnen, ſo lange die Fiſcherey währet, die Augen zubindet. Der Fiſcher gebraucht dieſe Vorſicht, damit ſie nicht zu viele auffreſſen mögen. Dieſer Vogel, welcher einen ſcharfen Geruch hat, verfolgt die Fiſche, welche um ihn ſind, und die Leute, die ſich ihm zur Seite befinden, verhindern, daß ſie ſich entfernen, und nöthigen ſie, in das von ihnen geſtellte Netz zu gehen.

Weil die Delphinen, die in dieſem See, inſonderheit bey der Mendeſiſchen Mündung in großer Menge ſind, die Fiſche verfolgen, ſo zwingen ſie dieſelben dadurch, in kleine Teiche, welche voll Schilf ſind, zu gehen. Aus dieſen können ſie nicht mehr entwiſchen, weil die Fiſcher, welche auf ſie lauren, den Ausgang mit Netzen verſperren. Dieſe Jagd des Delphins ſcheinet denen Fiſchern, die davon ihren Nutzen haben, ein Wunderwerk zu ſeyn, und ihre Unwiſſenheit iſt ſo groß, daß ſie die Delphinen für gute Geiſter anſehen, die zu ihrem Dienſte beſtimmt wären.

Nach-

Nachdem ich auf dieſem See vier Tage lang herumgeſtrichen war, begab ich mich nach Damiate. Dieſe Stadt iſt eine von den gröſten und ſchönſten nach Cairo, und einer von den vornehmſten Handelsplätzen in Egypten. Die Griechen, von denen ſich hier vierhundert Familien befinden, treiben faſt alle die Handlung. Den Franzoſen, die dort anlanden, wird jetzo weit beſſer begegnet, als es vormahls geſchahe.

Dieſe Stadt wird auf der Seeſeite von zweyen viereckichten Schlöſſern, die in ſchlechtem Stande ſind, bedeckt. Das eine liegt auf der öſtlichen und das andere auf der weſtlichen Seite des Nils, welche man die Pathmetiſche nennet. Die Griechen ſagen, daß Ludewig der Heilige das auf der öſtlichen Seite habe bauen laſſen. Nachdem ich Damiate und die umliegenden Gegenden beſehen hatte, reiſete ich nach Roſette. Ich war zwanzig Tage unterwegens, welche ich mit Kräuterſammlen zubrachte.

Roſette, welches einige Schrifftſteller unrecht für Metellis gehalten haben, iſt neun Meilen davon entfernt. Dieſer Ort liegt an dem weſtlichen Ufer des Nils, und iſt nach Damiate die beſte Handelsſtadt in Egypten. Ihre vornehmſte Handlung beſtehet in Flachs, baumwollener Leinwand, Reiß, Leder und Wachs. Die Franzoſen haben ſieben Häuſer und einen Vice-Conſul darin. Es liegt daſelbſt gleichwie in allen andern Grenzplätzen eine Beſatzung, die ein Ausſchuß aus den ſieben verſchiedenen Haufen der Truppen dieſes Königreichs iſt.

Eine

Eine halbe Meile von der Stadt liegt ein Schloß, und etwas weiter gegen die See ein anderes, deſſen Mauren, Geſchütze und Beſatzung ſchlecht beſchaffen ſind. Ein wenig unter dieſem andern Schloſſe theilt ſich der Nil in zween Arme, von denen einer nach Oſten und der andere nach Weſten gehet, und machen in ihren Mündungen, welche die Canopiſche heißen, eine ſo genannte Bogas oder Sandbank über welche es höchſt gefährlich zu fahren iſt, wenn das Meer nur ein wenig von dem Nordwinde beweget wird.

Auf dem Wege von Roſette nach Alexandrien findet man einen großen Canal des Nils, über welchen man im Winter mit Fahrzeugen gehet, und der im Sommer trocken iſt. Zwo Meilen von dort ſiehet man Bekiers, welches für das alte Canope gehalten wird. Von Bekiers bis Alexandrien gehet man über Schutthaufen.

Das zwölfte Capitel.

Beſchreibung von Alexandrien. Der See Mareotis. Thurm der Araber.

Alexandrien, welches unter den Ptolomäern und den Römern die Hauptſtadt in Egypten war, und ſo viele prächtige Tempel und Palläſte hatte, liegt ſeit langer Zeit in ſeinem Schutte begraben. Es ſtehen noch einige Mauren und große Thürme davon, die aber unten ſchon ſehr verfallen ſind. Die Baukunſt daran iſt we-

der Griechiſch noch Römiſch, woraus ſich muthmaßen läßt, daß ſie von den Saracenen gebauet worden ſind. Jedoch iſt wegen ihres doppelten Hafens der Handel daſelbſt in einem blühenden Zuſtande. Der alte iſt für die Schiffe der Unterthanen des Groß-Sultans beſtimmt, und der neue ſtehet den Europäern offen. Die insgemein, ſo genannte Säule des Pompejus und ein noch ſtehender Obeliske nebſt einem andern, der umgefallen iſt, machen die einzigen Dinge aus, welche zu Alexandrien die Aufmerkſamkeit der Neugierigen verdienen. Der Theil der Stadt, welche an dem alten Hafen liegt und ſich bis an den neuen erſtreckt, iſt an dem Orte gebauet, wo ehemahls Racotis ſtund. Südwärts von dem neuen Hafen ſiehet man ein Vorgebirge, welches die alten wegen eines dem Neptun daſelbſt gewidmeten Tempels Poſſidium nannten. Marcus Antonius verlängerte dieſes Vorgebürge durch einen ſchönen Damm, an deſſen Ende er ſein Timonium bauete, wovon man noch die prächtigen Ueberbleibſel zur Zeit einer Windſtille ſieht, weil dieſes Gebäude ſo wohl als der größeſte Theil des Damms in den Wellen begraben liegt. Von allen alten Gebäuden zu Alexandrien haben ſich die Ciſternen am beſten erhalten. Dieſe werden alle Jahre mit Waſſer aus dem Nil angefüllet, welches ein Canal, den man Cleopatrens Canal nennt, und der zwo Meilen von Roſette anfängt, dahin führt. Dieß iſt das einzige Waſſer das man zu Alexandrien hat. Wenn der Nil ſehr gefallen iſt, muß ſolches von Roſette geholet werden.

Die Einwohner zu Alexandrien belaufen ſich auf vierzehn bis funfzehn tauſend, die alle ſtarke unterſetzte Leute, und dabey aufrühriſch und im höchſten Grade diebiſch ſind. Außer den **Franzoſen** und **Engländern**, die dort einen anſehnlichen Handel treiben, ſiehet man daſelbſt viele Griechiſche Kaufleute und Juden. Es kommen alle Jahre einige **Venetianiſche** Kauffahrer dahin, welche ſich unter **Franzöſiſchen** Schutz begeben.

Die alten Kirchen des heiligen **Marcus** und der heiligen **Catharine** ſind ſehr herunter gekommen. In dieſer halten die **Griechen**, in jener die **Copten** ihren Gottesdienſt. Die Franciſcaner in dem gelobten Lande haben in dieſer Stadt ein Haus zu Beherbergung der ihrigen und verrichten daſelbſt, ſo wie in andern Oertern in **Egypten** den Gottesdienſt in der Franzöſiſchen Capelle und Pfarre.

Das Land um **Alexandrien** iſt überaus niedrig. Das einzige woran die Seeleute daſſelbe nach dem Thurm der **Araber**, welcher nur zwölf Meilen weſtwärts davon liegt, zu erkennen vermögen, iſt die Säule des **Pompejus**. Daher ſind die Schiffe oft genöthiget nach **Cypern** und zuweilen nach **Syrien** zu gehen, wenn es in dem Lande neblicht Wetter iſt. Um **Alexandrien** und weit davon giebt es weder Holz noch Weide. Das Land iſt mit Sande bedeckt, und es wachſen kaum einige Dattelbäume darin. Man kan ſich mit Recht verwundern, daß **Alexander** zu Erbauung einer ſo großen Stadt einen Ort erwäh-

erwählet habe, wo es den Schiffen ſo ſchwer fällt zu landen, und welcher an Waſſer, Holze und überhaupt an allen zum Leben nothwendigen Dingen einen Mangel hat. Aber man muß ſich noch mehr über die Ptolomäer verwundern, welche ſo große Unkoſten angewandt haben, um dieſe Stadt ſo ungemein zu bevölkern und ihr den größten Ueberfluß an allen Dingen, der auf der Welt möglich war, zu verſchaffen.

Südwärts von Alexandrien iſt der See **Marcotis**, welcher zehen Meilen in der Länge von Oſten nach Weſten, und vier in der Breite hat. Er bekommt ſein Waſſer aus dem **Nil** zu der Zeit der Ueberſchwemmung, und iſt vier bis fünf Monate im Jahre trocken.

Am weſtlichen Ende dieſes Sees ſiehet ſiehet man den Thurm der Araber, welchen die Einwohner das Schloß Abuzir nennen. Es iſt in der That ein viereckigtes Schloß, welches achtzig Schuhe hoch iſt, und ſeine Vordertheile haben jeder zweyhundert und funfzig Schuh in der Breite. Es iſt von ſehr ſchönen gehauenen Steinen gebauet und die Mauren ſind vierzehen Schuhe dick. Eine Viertelmeile von dieſem Schloſſe ſtehet ein Thurm, der unten viereckigt und oben rund iſt; und ſechs Meilen davon iſt ein anderer weſtwärts, auf deſſen Mauren man noch die Ueberbleibſel einer Arabiſchen Inſchrift ſiehet. Alle dieſe Gebäude verfallen ganz und gar.

Nachdem ich ganz Egypten von Süden nach Norden und von Oſten nach Weſten durchgewandert hatte,

reiſe-

reiſete ich nach Cairo zurück, allwo ich den 8ten Merz anlangte. Und weil ich weder in Anſehung der Pflanzen und Materialiſten-Waaren, noch der Salze, Fiſche und Thiere etwas mehr zu ſehen hatte; ſo ſuchte ich eine Kenntniß von der Staatsverfaſſung dieſes Königreichs zu erlangen.

Das dreyzehende Capitel,
Von der Staatsverfaſſung in Egypten.

Egypten ward Jahr 1517 von dem Türkiſchen Käyſer Selim dem Thoman Bey abgenommen, welcher der lezte Sultan aus dem Geſchlechte der Mammelucken war. Der Groß-Sultan läſt es durch einen Baſſa, vier und zwanzig Beys und ſieben Haufen verſchiedener Truppen regieren, ohne deren Gutachten und Einwilligung der Baſſa nichts thun kann. Er tritt ſeine Bedienung im Herbſtmonate an, welches der erſte in dem Coptiſchen Jahre iſt, und der Groß-Sultan ſchickt ihm alle Jahre gegen dieſelbe Zeit einen Befehl zu, kraft deſſen er in ſeinem Amte entweder beſtättigt oder entlaſſen wird. Er wohnt in dem Schloſſe zu Cairo, und hält dreymahl in der Woche, nämlich am Sonntage, Dienſtage und Donnerſtage Divan oder Großen Rath, welchem auch die Beys und die Agas der obgedachten Truppen beywohnen.

Obgleich die Anzahl der Beys auf vier und zwanzig feſt geſetzet iſt; ſo iſt dieſelbe doch niemahls vollſtändig. Der Baſſa, welcher das Recht hat, ſie zu ernennen, macht

ſich

ſich die Beſoldung derjenigen, welche fehlen, zu Nutze. Dieſelbe beträgt täglich fünf hundert Aſpern, welche achtzehen Pfund fünf Sols an Franzöſiſchem Gelde machen; und tauſend, wenn ſie etliche Feldzüge zum beſten des Staats gethan haben. Es koſtet einem, welcher Bey werden will, zwanzig oder fünf und zwanzig Beutel, jeden von fünfhundert Thalern.

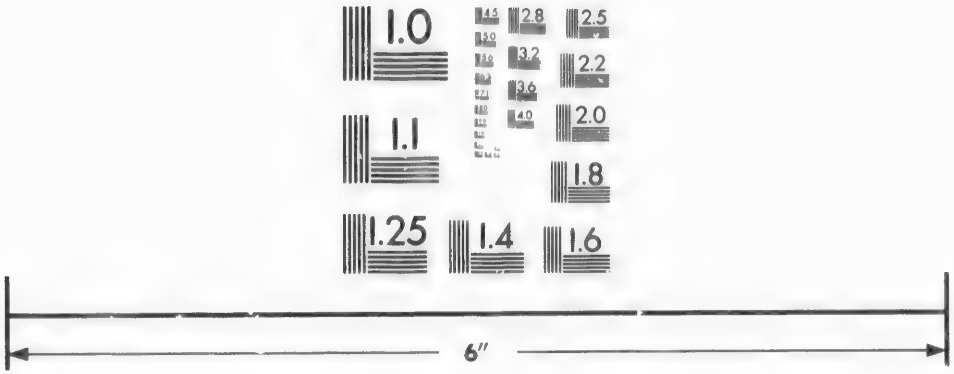
Von den ſieben Haufen Truppen dienen zween zu Fuße, nämlich die Janitſcharen und die Azabs. Die übrigen fünfe ſind Reuterey, und heißen die Jumelis, die Tufekgis, die Cheraksſas, die Mettefarracas und die Chaoux. Die Janitſcharen ſollen zwölf tauſend, die Azabs achttauſend und die Reuterey zwanzigtauſend Mann ſtark ſeyn, alles zuſammen aber eine Macht von vierzigtauſend Mann ausmachen. Allein es fehlet mehr als die Hälfte daran, und die Officiere nehmen die Beſoldung des Abganges zu ſich.

Das Fußvolk liegt zur Beſatzung in dem Schloſſe und der Stadt Cairo; die Mettefarracas halten die übrigen Schlöſſer, als zu Alexandrien, Roſette u. ſ. w. beſetzt. Die Jumelis, Tufekgis und Cheraksſas ſind in dem ganzen Königreiche verleget um bey den Beys und Statthaltern der Provinzen Dienſte zu thun. Die Chaoux werden gebraucht um auf die dem Schatze des Groß-Sultans zufallende ungewiſſe Einkünfte acht zu haben.

Das Königreich wird in Cacheflis oder Provinzen eingetheilet. Die Statthalter werden Cachefs und die

Her-

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
2.5
3.2
2.2
2.0
1.8
1.0

Herren der Dörfer Meltezens genannt. Alle dieſe Cachefs und Meltezens ſind an die Ausſprüche der Regierung zu Cairo gebunden. Ein jeder Meltezen oder Herr eines Dorfes muß vierzig Tage vor ſeinem Tode ſein Gut entweder verkauft oder an einen andern abgetreten haben. Wenn dieſes nicht geſchehen iſt, ſo fällt ſolches dem Groß-Sultan Kraft des Rechts, das er hat der verſtorbenen Güter einzuziehen, anheim.

Man zählet in dem Königreiche ohngefähr dreytauſend Dörfer und zwölftauſend Moſcheen mit Minarets (das ſind Thürme ohne Glocken, von denen das Volk zum Gebete gerufen wird). Es giebt wenig große Städte in dem Lande. Cairo, Roſette, Alexandria, Damiate, Mahalem und Girge ſind die vornehmſten.

Egypten trägt dem Schatze des Groß Sultans zehentauſend Beutel ein, welche funfzehen Millionen franzöſiſcher Pfunde ausmachen, und überdem bekommt er zweymahl hundert und ſechs und neunzig tauſend ſiebenhundert Maaß Getreide, davon zwey drittel in Weizen und das letzte in Gerſte oder Hülſenfrüchten beſtehen. Das Maaß wiegt zwey hundert und funfzig Pfund, zwey und dreyßig Loth auf ein Pfund gerechnet. Von zehn tauſend Beuteln bekommt der Groß-Sultan nur zwölf hundert. Das übrige gehet zu Bezahlung der Soldaten und zu Unterhaltung der Stadt Mecka auf. Außerdem werden ihm noch zwölf hundert Centner Zucker und ſieben hundert Maaß Linſen geliefert.

Außer

Außer dieſen Einkünften, welche von dem angebauten Lande bezahlt werden, hat er noch die Zölle und viele andere Nutzungen, welche der Baſſa für vierzehn hundert und funfzig Beutel verpachtet, und davon er dem Groß-Sultan nur achthundert berechnet. Sonſt aber hat der Baſſa weder Gewalt noch Freyheit in Egypten. Die Beys und die Truppen haben alle Macht in Händen. Unter dieſen befindet ſich allezeit einer, der ſich einen Vorzug über die andern anmaßet und dadurch ihre Eiferſucht gegen ſich erreget. Allein er erhält ſich in dieſem Zuſtande nur ſo lange, als ſeine Feinde nöthig haben um eine mächtigere Partey, als die ſeinige iſt, auf ihre Seite zu ziehen. Die Regierung derjenigen, die ſich zu ſehr erheben wollen, iſt kurz und das Ende traurig. Zur Zeit der innerlichen Kriege bereichert ſich der Baſſa, theils, weil die Uneinigkeit unter den Truppen ihm einen Theil ſeiner Gewalt wieder in die Hände giebt, theils weil ihm ein anſehnlicher Theil von dem Vermögen derjenigen, die in dieſem Kriege umkommen, zufällt, und die zu dem Ende für Feinde des Staats erkläret werden.

Gleichwie die Regierung in Egypten bloß auf den Soldaten beruhet; alſo haben die Cadys oder Richter nicht viel zu thun. Die Entſcheidung aller Rechtshändel gehöret für die Beys oder andere Kriegs-Officiere, welche Befehlshaber in den Städten ſind, und ihr Ausſpruch iſt allezeit für denjenigen, der am beſten bezahlet.

Obgleich Egypten dem Türkiſchen Käyſer unterworfen iſt, ſo kann man doch ſagen, daß es den Mammelucken oder Sklaven zugehöret, von denen der gröſte Theil Georgianer oder Cirkaſſier ſind. Die Türken, welche dieſen Handel treiben, laſſen ſie ihren Glauben abſchweren, ehe ſie dieſelben in dieſes Königreich bringen. Alle Beys und überhaupt alle Kriegsofficiers ſind Renegaten, und es iſt was ſehr ſeltenes einen Türken zu ſehen, der es weit in den Kriegsbedienungen gebracht hat. Sie begeben ſich bey den Renegaten in Dienſte, welche, damit ſie ſich eines Theils der Unkoſten, die zu ihrem Unterhalte erfordert werden, entledigen mögen, ihnen den Sold eines Janitſcharen oder Reuters verſchaffen, und kurz, die ſieben verſchiedenen Haufen der Truppen beſtehen bloß aus der Taiffe oder Leibwache dieſer Renegaten. Es giebt Chayas der Janitſcharen, welche eine Wache von vierhundert Mann außer denen um ſich haben, die ſie in ihrem Dorfe halten. Die Renegaten oder Mammelucken erben die Güter ihrer Herren mit den Kindern zu gleichen Theilen. Man hat angemerkt, daß dieſe leztern, als welche in der Wolluſt erzogen worden, bald nach dem Tode ihres Vaters in das Elend gerathen, und daß ſie genöthiget ſind von ihren eigenen Sklaven ihren Unterhalt zu bitten, ja ihnen gar zu dienen. Man kann wohl ſagen, daß kein Land in der Welt iſt, worin man ſo viele und große Veränderungen in den Familien ſiehet, als in Egypten.

Das

Das vierzehnte Capitel.

Von den Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewächſen in Egypten.

Von den Thieren.

Man ſiehet in Egypten Straußen, Gemſen, wilde Ochſen, Steinböcke, Tyger, Hyänen, Wölfe, Füchſe, wilde Schweine, Haaſen, Chamäleons, Ichneumons oder Pharaons Mäuſe, einige Waſſerpferde und eine unendliche Menge Crocodillen.

Von den Vögeln.

Die Vögel ſind der Ibis oder der Egyptiſche Storch, die Nilgans, das Reißhuhn, der Saqſaq oder Zaunkönig, der Phönicopter, der Ritter oder das Waſſerhuhn mit langen Beinen, der Curly (iſt auch eine Art Waſſerhühner) mit einem aufwärts gekrümmeten Schnabel, der Reiher, der Reiher mit dem Spatel-Schnabel, der Pelican, Enten von verſchiedenen Gattungen, die kleine Schnepfe, der graue Kybitz, die Kriechente, ein anderer zu dem Entengeſchlechte gehöriger Seevogel, in Frankreich la Macreuſe genannt, der Seerabe, der Täucher, der Quatha, eine Art Rebhühner, der Adler, der Sperber, der Weihe, der Geyer.

In der Wüſte des heiligen Antons giebt es Rebhühner, an andern Orten aber wenige oder faſt gar keine. Um Cairo ſind einige Schnepfen; aber nichts iſt gemeiner als die Turteltauben, die hier ſehr zahm ſind. An

Wachteln fehlet es in der gehörigen Jahreszeit auch nicht. Ober-Egypten iſt im Winter voller Störche, die aus den nordlichen Ländern dahin kommen und nur in den kalten Monaten da bleiben.

Von den Fiſchen.

Alle Fiſche in dem Nil haben einen üblen Geſchmack; jedoch giebt es vier Gattungen, die von dem Weinmonate bis zum Hornung noch ſo ziemlich ſchmecken. Dieſe ſind der Phayol, der Lepidotus, der Oxyrrhynchus und der Datoe. Die übrigen ſind der Bayat, der Chilen, der Chailbe, der Ebis, der Bolti, der Sakaca, der Tirſe, der Burry, der Aal und verſchiedene andere kleine Fiſche, die von den großen gefreſſen werden.

Von den Gewächſen.

Die beſondern Gewächſe ſind das Schilf, worauf man ſchreiben kann*, der Caſſienbaum, vier Gattungen von Schlehenſtauden **, der Sicomor oder wilde Feigenbaum, der Lom oder wilde Dattelnbaum, der Napeka ***, der Saſſaf, welcher dem Weidenbaum ähnlich iſt, der Barnuf, der Henne, womit die Weiber ihre Hände roth färben, der Saffeira, die weißen Hermodatteln, der Alfelaje, welcher wie Doſt oder Origan ſchmeckt, die Abelaſis, welche den Erdnüſſen **** ähnlich iſt

* Papyrus.
** Acacia.
*** Ziziphus ſylveſtris.
**** Siſyrinchium.

iſt und einen Geſchmack wie Caſtanien hat; die Melukie, eine Gattung von Mercurialkraut, der Colquas oder Egyptiſche Aronwurz, der Lotus, eine Gattung von Nenufar, der Abdelaovi, der Herch, verſchiedene Arten von Melonen, der Achar, eine Art von gummichter und dornichter Wolfsmilch *, welcher Hülſen wie Schminkbohnen hat; der Caterraribas, eine Gattung von Coloquinten, der Aber, welcher dem Roſmarin ähnlich iſt; der Abbas, eine Art wilder Schlehen, der Si[illegible]ka oder wilder Rettig.

Außer den angeführten Gewächſen giebt es in dieſem Königreiche noch eine Menge Granaten-Pomeranzen-Citronen-Apricoſen-Pfirſchen- Feigen-Aepfel-Birnen-Oliven-Maulbeer-und Dattelbäume, Weinſtöcke, Callaſen, welche die Frucht Ban tragen, Tamariskenholz, Paſteken oder Waſſermelonen, gemeine Melonen; Badingeans und Gurken. Man findet in dem Lande weder Mandel- noch Nußbäume. Die Senesblätter, welche aus Egypten nach Europa gebracht werden, kommen aus Nubien.

Das funfzehnte Capitel.

Von den Mündungen des Nils, den Canälen und Inſeln.

Von den Mündungen des Nils.

Die ſieben Mündungen des Nils, wovon die alten ſo viel Weſens gemacht, und weswegen ſie dieſem Fluſſe

* Tithymalus.

Fluſſe den Namen Septemgeminus und Septemfluus gegeben haben, ſind noch vorhanden, obgleich ihre Canäle nicht ſo voll ſind, als ſie ehemahls waren, und nicht das ganze Jahr hindurch fließen.

Ptolomäus ſetzt zu dieſen ſieben Hauptmündungen noch zwo andre, die er falſche oder unächte nennet. Dieſe ſind Pineptimi und Diolcos.

Plinius ſetzt ihrer viere, ohne ſie zu nennen; eben ſo machen es Diodorus und Strabo, welche bloß ſagen, daß ihrer viele wären.

Die ſieben Hauptmündungen heißen: Peluſiacum, Taniticum, Mendeſium, Pathmeticum, Sebenniticum, Bolbitinum und Canopicum.

Die Peluſiſche Mündung, welches die erſte und öſtlichſte iſt, war der Schlüſſel zu Egypten auf der Seiten von Paläſtina. Man nennet ſie heutiges Tages Thine, welches im Arabiſchen Koth bedeutet. Auf Griechiſch heißet ſie Pelos und Peluſion.

Die Tanitiſche Mündung liegt San oder Tanis gegen über, wovon dieſe Mündung den Namen hat.

Die Mendeſiſche führte ihren Namen von der Stadt Mendes. Die Araber nennen ſie Dibe, und die Provenzalen Pesquiere.

Die Pathmetiſche, welche Herodotus Bucolicum nennet, iſt der Bogas bey Damiate, welcher aus dem Arme dieſes Namens entſtehet.

Die

Die Sebennitiſche iſt zu Brulos; ſie hat ihren Namen von Sebennitus, welches jetzo Sammanul genannt wird.

Die Bolbitiſche iſt der Bogas oder Mündung bey Roſette, welche von dem Arme dieſes Namens formiret wird.

Die Canopiſche iſt zwiſchen Roſette und Bekiers. Jetzo heißt ſie Amadie.

Die falſche Mündung, Diolcos genannt, liegt zwiſchen Brulos und Damiate.

Die andere, Namens Pineptimi, iſt mit Sande verſchlämmet. Sie war zwiſchen Roſette und Brulos.

Von den Canälen.

Der Nil unterſcheidet ſich von andern Flüſſen darin, daß, an ſtatt dieſe beſtändig andere Gewäſſer zu ſich nehmen, er dagegen über neunzig große Canäle außer den kleinern in das Land vertheilet, und dieſes die ganze Länge des Königreichs herunter, d. i. von Aſſuan bis an das mittelländiſche Meer. Es ſind deren ohngefähr vierzig in dem obern und mittlern Egypten, dreyzehen, die nach den öſtlichen, eilf, die nach den weſtlichen Provinzen fließen, und acht und zwanzig in dem Delta. Alle dieſe Canäle behalten ihr Waſſer drey oder vier Monate lang, nämlich ſo lange der Nil hoch iſt. Wenn der Fluß anfängt niedriger zu werden, ſo vertrocknen ſeine Arme allmählig, einige früher, andere ſpäter.

Von den Inſeln.

Man findet ein hundert und funfzig Inſeln in dem Nil, ſo weit er in Egypten fließet, nämlich ein hundert von dem Waſſerfalle bey Aſſuan bis zu der ſüdlichen Spitze des Delta; zwanzig in dem Arme, der nach Damiate, und dreyßig in dem andern, der nach Roſette gehet. Die berühmte Inſel Moeroe, heutiges Tages Sai genannt, liegt in Nubien.

Das ſechszehende Capitel.
Von dem durch Kunſt zubereiteten Salmiac.

Es iſt zu bewundern, daß die meiſten und ſo gar die neueſten Reiſebeſchreiber in ihren Nachrichten von dem Stoffe, woraus der Salmiac gemacht wird, ſo wenig aufrichtig ſind. Es iſt ungegründet, daß das Seeſalz oder die Kameelpiſſe davon einen Theil ausmache. Er wird aus dem Schorſteinruße allein und ohne einigen andern Zuſatz zubereitet. Die Schorſteine, in welchen man nichts als Kühmiſt brennet, geben den beſten Ruß; und aus ſechs und zwanzig Pfund von dieſem werden insgemein ſechs Pfund Salmiac gemacht.

Unter allen chymiſchen Proceſſen iſt dieſer einer der leichteſten, wenn man dem Feuer die gehörigen Grade zu geben weiß. Funfzig und aufs höchſte zwey und funfzig Stunden ſind genug denſelben zu vollenden. Die Gefäße,

worin

worin man den Ruß thut, ſind Recipienten von ſehr dünnem Glaſe, die einen Hals haben, der funfzehen bis ſechszehen Linien lang iſt und im Durchſchnitte einen Zoll beträgt. Sie ſind von verſchiedener Größe; die kleinſten halten zwölf Pfund Ruß und die größeſten funfzig. Sie werden nur bis auf drey Viertel angefüllet, und dieſes geſchieht, um dem Stoffe Luft zu laſſen, wenn derſelbe in den Fluß gebracht iſt.

Der Ofen, auf welchen man dieſe Recipienten ſetzt, beſtehet zuvorderſt aus vier Wänden, welche an ihren Enden ſchnurgleich zuſammen ſtoßen. Die an den Vordertheilen ſind zehen, und die an den Seiten neun Schuhe breit. Die Höhe, die allenthalben gleich iſt, beträgt fünf Schuhe, und die Dicke funfzehen Zolle. In dieſem Vierecke, welches die gedachten vier Wände ausmachen, ſind drey Schwibbogen, die eben ſo lang als dieſes Viereck ſind. Sie ſtehen zehen Zolle von einander, und halten zwölfe in der Dicke; ihre Höhe aber beträgt drey Schuhe und acht Zolle. Die Mündung des Ofens iſt länglicht rund und in der Mitte des einen Vordertheils. Sie hat zween Schuhe, vier Zolle in der Höhe, und ſechszehen Zolle in der Breite.

Man ſtellet die Recipienten zwiſchen die Schwibbogen des Ofens, welche einen Roſt formiren. Vier Recipienten ſind zwiſchen jedem Schwibbogen, welches zuſammen ſechszehen ausmachet. Sie ſtehen ohngefähr einen halben Schuh von einander; man leget um dieſelbe einige Stücke Ziegelſteine und Erde, und läſſet den oberſten Theil

des Gefäßes bis auf vier, den unterſten aber bis auf ſechs Zolle hoch unbedeckt, damit das Feuer allenthalben durchdringen und die Gefäße ſo wohl oben als unten erhitzen könne.

Wenn dieſes alles ſo eingerichtet iſt, macht man anfänglich ein Feuer von Stroh und fähret damit eine Stunde fort. Hernach wirft man Kühmiſt darin, welchem man die Form viereckichter Raſen gegeben hat. Dieſe machen ein Feuer, welches zweymahl ſo hefftig als das erſtere iſt. Man läſt es funfzehen Stunden lang brennen und vermehret es funfzehen andre Stunden hindurch beträchtlich. Hernach wird es allmählig vermindert, wobey jedennoch zu beobachten iſt, daß man es ſo, wie es im Anfange war, erhalten muß. Wenn der in den Gefäßen enthaltene Stoff wohl durchgehitzet iſt, d. i. wenn er ſechs bis ſieben Stunden gekocht hat, ſo gehet ein ſehr dicker und ſehr übel riechender Rauch davon während funfzehen Stunden. Vier Stunden hernach ſiehet man das Salz, welches in weißen Blumen aufſteiget, die ſich inwendig in dem Halſe des Gefäßes ſetzen. Diejenigen, welche dieſen Proceß verrichten, müſſen von Zeit zu Zeit ein kleines ſpitziges Eiſen durch den Hals der Gefäße ſtecken, um den blaulichten Dampf frey herausgehen zu laſſen, der aus dem Gefäße beſtändig aufſteiget und erſt nach geendigtem Proceſſe aufhöret.

Das

Das ſiebenzehende Capitel.

Von der in Egypten gebräuchlichen Art die Hühner, Enten und Gänſe auszubrüten.

Die Gewohnheit Hühner, Enten und Gänſe durch die Kunſt auszubrüten iſt, zufolge den Nachrichten des Diodors aus Sicilien, ſehr alt. Die Egypter allein wuſten, wie er meldet, dieſes Geheimniß, und uns ſind auch heutiges Tages keine andere, als ſie bekannt, bey denen daſſelbe gebräuchlich wär. Die Einwohner eines zwanzig Meilen von Cairo im Delta gelegenen Dorfes, namens Berme, ſind in dem Beſitze dieſes Geheimniſſes; die Eltern lehren es ihre Kinder und verbergen es vor den Fremden. Die Eigenthümer der Oefen, worin man die Hühner ausbrütet, müſſen ſich des Beyſtandes eines oder zweener Einwohner von Berme bedienen, welche ſich ihre Mühe gut bezahlen laſſen.

Die Oefen haben zwey Stockwerke und beſtehen aus acht und zwanzig kleinen Zellen, (einige haben mehrere, andere weniger,) in welche man die Eyer leget. Um dieſe Zellen iſt eine Höhlung, welche ſechs Zolle in der Breite und zween Querfinger in der Dicke hat. In dieſelbe thut man das Feuer, wodurch der Ofen erhitzet wird. Dieſe Höhlungen ſind oben an den unterſten Zellen, ſo daß das darin befindliche Feuer beyde Böden zu erhitzen dienet. Derjenige, welcher die oberſten und unterſten Zellen von einander ſcheidet, iſt von Schilf gemachet, der mit Küh-

miſte

miſte be‘‚gt iſt. Die Wände beſtehen aus Steinen, die am Feuer und nicht an der Sonne, wie Vansleb meldet, gebacken ſind.

Man legt die Eyer in den unterſten Zellen auf eine Matte, ſo daß eines neben dem andern liegt, wobey zu beobachten iſt, daß man in der Mitte einen leeren Platz laſſe. Das Feuer, deſſen man ſich bedienet, wird mit Raſen von Kühmiſte angemacht; man braucht es aber nicht eher, als bis die Raſen halb durch die Glut verzehret ſind. Der Aufſeher der Brut ſteiget alle Tage durch ein Luftloch, welches von den unterſten Zellen zu den oberſten geht, zu dem Orte, wo die Eyer liegen, herunter. Er ſtellt ſich in den in der Mitte gelaſſenen leeren Raum und nimmt die Eyer weg, welche ſenkrecht unter den Höhlungen, worin das Feuer iſt, waren. An deren Stelle legt er die davon entfernt geweſenen und ſuchet allen eben denſelben Grad der Wärme zu verſchaffen.

Den achten Tag ſteigt er von neuem herunter und beſiehet bey dem Lichte alle Eyer, um die unfruchtbaren wegzuwerfen. Wenn er dieſes gethan hat, ſo giebt er ihnen zum letzten Mahle Feuer.

Sechs Tage hernach leget er die Hälfte dieſer Eyer in die oberſten Zeilen, und öffnet oder verſtopfet den Eingang und die Luftlöcher ſolcher Zellen, nachdem das Wetter beſchaffen iſt, d. i. er vermehret oder vermindert die Wärme, indem er dieſen Zellen Luft giebt oder nimmt.

Den ein und zwanzigſten Tag iſt die Ausbrütung vollendet, und man ſiehet alle dieſe Küchlein in den Zellen herum laufen.

E N D E.

Regiſter
der merkwürdigen Sachen.

A.

Abali, eine der vier Hauptſecten der Mahomethaner 379
Aberglaube der Wilden in Acadien. 269 ꝛc.
Abgötterey der alten Peruaner 11
Aboteux, Dämme in Acadien um die Moräſte auszutrocknen 209 ꝛc.
Abuzir Schloß, oder Thurm der Araber, Beſchreibung deſſelben 413
Acadien ſ. Neu-Frankreich
Acheron, die Griechiſchen Poeten haben dieſen Namen einem Canal in Egypten gegeben 388
Ackerbau wird im Spaniſchen America verſäumet 86
Acomas, eine Art Bäume in Peru 16
Adler, ſind in Acadien ſehr gemein 236
Adribe, eine alte Stadt in Egypten 360
Alexandrien, deſſen vormahlige und jetzige Beſchaffenheit, 410 ꝛc. hat ſtarken Handel, 411 ꝛc. liegt in einer niedrigen und ſchlechten Gegend, 411 ꝛc.
Algonquins, eine Nation von den Wilden in Acadien, wird beſchrieben 300
Alvarado Don Pedro gehet mit einem Haufen Spanier zuerſt über die Cordilleras 35
Ambato, ein Handelsort in den Cordilleras, 43
Amru-Eben-Elaas, der eine Stifter von Cairo, 377
Anana, eine treffliche Frucht in Quito, 85
Anteopolis ſ. Rous.
Antinopolis ſ. Chek Abbade.
Apollinopolis ſ. Utfu.
Araber, wo ſie auf die nach Mecka gehende Caravane lauren, 399

Arenal

Arenal, ein Hügel auf den Cordilleras, wo viele Spanier umgekommen ſind, 36
Arica, ein Ort in Peru, hat Häuſer ohne Dächer 26
Armadill ſ. Tatu.
Arſinoe, ehemahlige Stadt, daraus Faioum entſtanden iſt, 382
Askim, ſ. engliſches Kleid der Mönche.
Aſſena, eine Stadt in Egypten, 150 ꝛc.
Atahualpa, König von Peru, 91
Atlantis des Plato, deren Ueberſchwemmung, 127 ꝛc.
Augenkrankheiten ſind gemein in Egypten 328
Auguſtin von Zarate hat unterſucht, warum es in Peru nicht regne 25
Aurra, Pyramiden ꝛc. daſelbſt 390
Ausbrütung der Hühner in Egypten durch die Wärme, 427 ꝛc.
Azabs, eine Art Egyptiſcher Soldaten, 415

B.

Babylon, aus deſſen Steinhaufen iſt Cairo erbauet, 377. wird belagert und erobert 377
Bär, von ſelbigem hat ein Wilder ſchon in der Ferne die Witterung, 241
Bären, wie ſie den Winter zubringen, 241
Balſaholz, 14
Bank, die groſſe bey Terre neuve, wo der Stockfiſch gefangen wird, 184 ꝛc.
Bart, haben die Wilden in Acadien nicht, 281
Baſſa und vier und zwanzig Beys führen in Egypten die Regierung, 414 ꝛc. ꝛc. Dieſe letztern und alle Kriegsofficiere ſind Renegaten 418
Baumenten, eine Art Vögel in Acadien, 235 ꝛc.
Bayeſenne ſ. Chibouetou.
Beaubaſſin, eine Pflanzſtatt in Acadien, 204 ꝛc. ꝛc.
Begräbnißhöhlen in Egypten bey Girge, 333. eine ſchöne bey Harie, 334 ꝛc. noch andere 336 346. 360. 375
Berme, ein Dorf in Egypten, deſſen Einwohner das Geheimniß wiſſen die Eyer durch die Kunſt auszubrüten, 427
Biber, wie ſie geſchoſſen oder gefangen werden, 244

244 ꝛc. ꝛc. deren Eigenſchaften werden beſchrieben 245 ꝛc. ꝛc. ihre künſtlich gemachte Wohnungen, 247 ꝛc. ꝛc. Treue derer, die ſich paaren, gegen einander, 249. wie ſie das fallende Waſſer in den Flüſſen ſtauen, 249 ꝛc. ꝛc. verſehen ſich mit Holz zur Nahrung auf den Winter, 252

Bier machen ſich die Einwohner Acadiens aus Tannenknoſpen 206

Bimsſteine, Felſen davon, 93

Birbe, ein alter Tempel wird beſchrieben, 335 ꝛc.

Biscayer, deren Abkömmlinge ſollen die Esquimos ſeyn 305

Blutgeſchwüre, gefährliche bringt der Herbſt in Egypten mit ſich 328

Bogenſchützen, fertige in Acadien, 304

Bogota, ein Fluß, macht den höchſten Waſſerfall in der Welt 128

Bottarga, eingeſalzener Fiſchrogen 407

Breite, wie Herr Bouguer ſie auf der Reiſe durch die Cordilleras beobachtet 112 ꝛc. ꝛc.

Brodt der Egypter von großer Hirſe 324

Brücken, beſondere in den Cordilleras, 128 ꝛc.

Brunnen, ſ. Joſephsbrunnen. Ein beſonderer in Egypten, 361. Zween andere, welche die Augen Moſes genannt werden 404

Brutöfen in Egypten werden beſchrieben 427

Bulak, eine zu Cairo gehörige Vorſtadt, 379

Butte, eine im Schutt vergrabene Stadt, 405

C.

Cachef heißen die Statthalter in Egypten, 415

Cacheflis, darin wird Egypten eingetheilt, 415

Cairo wird beſchrieben, 376 ꝛc. ꝛc. beſtehet aus drey Städten, 377. Lage und Gröſſe dieſer Hauptſtadt Egyptens, 379. Canal bey dieſer Stadt 380. Gebäude daſelbſt, u. ihre Beſchaffenheit, 380 ꝛc. ꝛc. Große Freude daſelbſt

ſelbſt

ſelbſt bey Eröffnung des Canals 331
Canäle, über neunzig groſſe hat der Nil, darin er ſich ergieſſet 423
Canope, ehemahlige Stadt, jetzo Bekiers 410
Caracas, eine Bey in Peru 8. 80
Cargavirasso, ein Berg in Peru, ſtürzt zum Theil ein, 98
Caribu oder Rennthier in Acadien, Jagd deſſelben 244
Caron, ein Schloß oder Pallaſt in Egypten, wird irrig für das Labyrinth Möris gehalten, 383 rc. rc.
Caymans oder Crocodillen ſind häufig in America, 32
Chapetons, was ſie seyn 140
Charaibi, ein Officier der Janitſcharen in Egypten, und vielleicht der reichſte Mann im ganzen Türkiſchen Gebiete. 397 rc.
Charapoto, eine Colonie in Peru 8
Chiama, eine Bildſäule in Egypten, 347
Chibouetou, ein Hafen auf der Acadiſchen Küſte, 192
Chimboraſſo, ein ſehr hoher Berg in Peru 35
Chirimoya, eine ſchmackhafte Frucht in Quito, 85
Choco, Landſchaft in America, darin regnet es beſtändig 25
Choussalong oder Coraſſon de Barionuevo, ein hoher Berg, Beobachtung der Academiſten auf demſelben 77
Ciſternen, dadurch wird Alexandrien mit Waſſer verſehen 411
Cocunucu, ein verloſchener Volcan in Peru 75
Colibri, ein ſehr kleiner und ſchöner Vogel in Acadien 237 rc.
Colzim, ein Berg in Egypten 365. 369 rc.
Coptiſcher Biſchof zu Faioum 390
Coptiſches Jahr fängt mit dem Herbſtmonate an 414
Coptiſche Prieſter, deren Unwiſſenheit 364
Corallengewächſe, viele am Ufer des rothen Meers 369. imgleichen auf den Inſeln des rothen Meers 404

Cordil-

Cordilleras, Gebirge in America, deren Lage, 24. Ströme, die von ſelbigen in das ſtille Meer fließen, ſind Regenbäche, 31. Beſchwerliche Reiſe über ſelbige, 33 ꝛc. Wie man durch ſelbige kommt, 35. formiren zwo Reihen Gebirge, 38 ꝛc. Seitenabriß davon, 40. 152. ſchöne Gegend innerhalb derſelben 40 ꝛc. Weg über ſelbige, 74. ſind bald niedriger, bald höher, 79. darin giebt es viel Gold, 80
Cotopaxi, ein Volcan in Peru, 61 ꝛc. 155. entzündet ſich, 77. ſeine Beſchaffenheit, 89 ꝛc letzte Entzündung, 94. 107. plötzliche Ergießung 107 ꝛc.
Coya, eine ſchädliche Spinne in Peru, 134 ꝛc.
Creolen, was ſie ſeyn, 140
Crocodillen in Peru 134
Crocodillenſee 383
Crocodilopolis ſ. Arſinoe,

D.

Damiate, Stadt in Egypten, wird beſchrieben, 409
Dampfkliſtier, deſſen Gebrauch bey den Wilden in Acadien 293
Dandera, ein Dorf in Egypten, ehemahls Tentyris, 337
Darien Meerbuſen von 80
Datteln, daraus wird vieler Wein gemacht, 341
Daule, Fluß, bey deſſen Mündung Guajaquil liegt 31
Dauphin, ein Fluß bey Port Royal 200
Degras, ein beſonderes Gebäude in Acadien um den Stockfiſch zu trocknen 192 ꝛc.
Deir Anna, Deir Berdet, Deir Bakite, drey zerſtörte Klöſter in Egypten, 365
Deir Emmelac, ein Kloſter 331
Deir Habubacome, ein Coptiſches Kloſter, 352
Deir Labiat, auch ein ſolches Kloſter, 392. 394
Delphinen verfolgen die anderen Fiſche 408
Delta, ein Theil von Egypten 320

E e Don-

Donner ſehr ſchwacher auf einem hohen Berge, 52. ꝛc.
Donner und Stürme ſpüret man in einer gewiſſen Gegend von Peru gar nicht 26
Dreykirchen, ein Kloſter in Armenien 87
Dura ſ. Hirſe.
Durchlauf, gewöhnliche Krankheit in Egypten zu gewiſſen Zeiten, 329

E.

Egypten, deſſen Lage, 320. Fruchtbarkeit, 320 ꝛc. Ackerbau daſelbſt, 322. Nahrung der Einwohner, 324. Art des Erdreichs, 324. ob es daſelbſt regne, 326 ꝛc. Beſchaffenheit dortiger Luft und Krankheiten, die daſelbſt regieren, 328 ꝛc. wird ganz von Gebirgen eingeſchloſſen, 353. wird von Selah = Eddin erobert, 378. beſtehet aus vier und zwanzig Provinzen, 382. kommt unter die Herrſchaft der Türken, 414. Türkiſche Regierung daſelbſt, 414. ꝛc. Kriegsmacht und Beſatzung in dieſem Königreiche, 415. deſſen Größe und Einkünfte, 416 ꝛc. Gewalt der Türken darin wird durch die Mammelucken eingeſchränket, 418. merkwürdige Thiere und Gewächſe in demſelben, 419 ꝛc.
Egyptiſche Früchte und Eßwaaren ſind unſchmackhaſt 330
Eichhörnchen fliegende in Acadien werden beſchrieben, 239
Elend iſt ſchwer zu fangen 242 ꝛc. bekommt die fallende Sucht und heilet ſich ſelbſt, 243
Engliſches Kleid der Mönche in St. Antons- und St. Pauls = Kloſter in Egypten 368. 371
Enten Königliche oder patos reales genannt, 17
Enten, die auf den Bäumen hecken, ſ. Baumenten.
Erdbeben erſchreckliche in Peru, 97 ꝛc. ob die Zeit derſelben voraus beſtimmet werden kann, ſ. Sterndeuterkunſt.
Erde in Peru beſtehet aus ver=

verſchiedenen Schichten, die ſich durch die Farben unterſcheiden, 88 ꝛc. Urſache davon wird unterſuchet, 88 ꝛc.
Eridy, ein Dorf, berühmte Schlange daſelbſt, 358
Erz iſt wenig um Quito 79
Eſchefaii, eine Mahomethaniſche Secte, 379
Esquimos, ein wildes Volk in America 300.305
Eydechſen große in Peru ſind nicht ſchädlich 19
Eyer nehmen die Acadier den Vögeln 236. ꝛc.

F.

Faioum, Egyptiſche Landſchaft und Hauptſtadt darin, 382 ꝛc. Fruchtbarkeit der Provinz, 387
Farben-Ingredienzen in Peru 43
Fathimiten, regierende Familie in Egypten, 377
Federvieh, ſonderbare Art in Egypten daſſelbe auszubrüten 427
Felle bereiten die Wilden von verſchiedenen Thieren 252
Feuerſpeyende Berge in Peru. Einige Anmerkungen darüber. 107. 108
Feuillee des P. unrichtige Ausmeſſung des Berges Pico 63 *
Fiſche, mancherley Arten derſelben in Egypten, 420
Fiſcherey der Acadier vortheilhafte, 228 ꝛc. einträgliche in Egypten, 407. und beſondere eben daſelbſt mit zween Pelicanen, 408. wird auch durch die Delphinen befördert, 408
Fleckfieber regieren zu gewiſſen Zeiten ſtark in Egypten 328
Fleiſch iſt ſehr wohlfeil in Quito 42 ꝛc.
Fliegenvogel ſ. Colibri.
Flügelwildpret, artige Jagd mit ſelbigem in Acadien, 226
Foſthah wird von Gervar erobert, 376. ꝛc. neu gebauet und Kahera genannt 377 ꝛc.
Früchte die Europäiſchen ſind in Quito nicht von der Güte als in Europa und Urſache davon 85

Fußvolk Türkiſches in Egypten 415

G.

Galinaſſo, eine Art von Raben in Peru 17
Gau, ein großes Dorf in Egypten, Beſchreibung der Alterthümer daſelbſt 357
Gaukler oder Wahrſager der Wilden in Acadien, 269 ꝛc.
Gayac, ein Baum in Peru ſoll ſich leicht verſteinern, 133
Gebel-Ducan, Gebel el Zeil, zween merkwürdige Berge in Egypten 364
Gedda, ein Handelsort am rothen Meere 400
Gehölze, in welcher Höhe ſie auf den Cordilleras aufhören 35
Geometrie ſollen die Egyptier erfunden haben, 323
Germonen, eine Art Seefiſche 164 ꝛc.
Gervar, zweyter Stifter von Cairo, erobert Foſthah 377 ꝛc.
Gewächſe, merkwürdige in Egypten 420 ꝛc.
Gezelt ein boderes, darin man ſich in Peru für den Mücken verwahret 21
Girge, Stadt in Egypten, Begräbnißhöhlen daſelbſt 332 ꝛc.
Gold, findet man an niedrigen Oertern in Peru, 79. und häufig in den weſtlichen Cordilleras, 80 wie es geſuchet werde, 80 ꝛc. wie es gewaſchen werde, 82 ꝛc. deſſen Güte und die Ergiebigkeit einer Grube in Peru 84
Grab des Heil. Pauls, ſoll von Tygern oder zween Löwen gemachet ſeyn 370
Grabmahl eines Prieſters bey Chiboucton, 195
Gräber der alten Peruaner ſind bewundernswürdig, 150. der Könige von Thebe, 346
Guaſaquil, Stadt an einem Meerbuſen in Peru, ſchreibung derſelben, 30 ꝛc. Fluß und Meerbuſen 31 ꝛc.
Guanacas, fürchterlicher Paß in den Cordilleras 74
Guaranda, ein Flecken im Gebirge, wo ſich die

Rei-

Reiſenden ausruhen 34
Gumilla, ein Jeſuit, Verfaſſer der Beſchreibung vom Orenok 136 ꝛc.

H.

Hämmel ſind ſchön in Acadien 225
Hänſelung der Bootsleute wird beſchrieben, 184 ꝛc.
Häuſer, von Töpfen aufgebauete, 341. die zu Puerto Viejo werden beſchrieben 22 ꝛc.
Haneſi, eine von den vier Hauptſecten der Mahomethaner 379
Harie, ein Dorf in Egypten, berühmte Begräbnißhöhlen daſelbſt 334
Heliopolis, ehemahlige Ceremonien in dieſer Egyptiſchen Stadt bey Eröffnung des Canals 331
Hermonthis, Ueberbleibſel des Tempels in dieſer ehemahligen Stadt in Egypten. 350
Hermopolis ſ. Mellavi.
Hirſe, große bauen die Egypter und machen ihr Brodt davon 324
Hitze, Beobachtungen über ſelbige, 69 ꝛc. warum dieſelbe in den heißen Erdſtrichen ſo groß ſey, 22 ꝛc. hebet die Feuchtigkeit in Peru nicht, 23. iſt unerträglich in Egypten 329
Holz, giebt es in Egypten nicht 324
Honda, eine angenehme Stadt und Hafen in Peru 113. 115. 125
Hu, ein Dorf in Egypten, ſtehet auf den Schutthaufen der alten Stadt Oxyrinchus, 337
Huayana Capac, letzter Peruaniſcher Kayſer, 91. 149 ꝛc.
Hund iſt der Wilden in Acadien niedlichſtes Eſſen 265
Hunger, können die Wilden in Acadien lange vertragen 240

J.

Jagd, damit nähren ſich ſehr viele in Acadien, 226 ꝛc. iſt der Wilden Hauptbeſchäfftigung, 240 ꝛc.
Jagd des Bären, 240. des Elends, 242 ꝛc. des Caribu, 244. des Bibers, 244 ꝛc. und verſchiedener anderer Thiere 252

Jahrszeiten giebt es nur zwo in Egypten 329
Ibague, Stadt in Peru, Länge und Breite, worunter ſie lieget 110. 115
Iguana, ein Thier in Peru deſſen Beſchreibung, 19
Incas haben einen berühmten Weg in die Cordilleras gemacht 53
Inſchriften Griechiſche, 342. 352. 357. 370. 373 ꝛc.
Inſeln, anderthalb hundert ſind in dem Nil, 424
Joſephsbrunnen in Egypten 381
Joſephscanal, 386 ꝛc. wird durch Schleuſen mit Waſſer verſehen 388
Iroquois, eine wilde Nation, 283. 300 ꝛc. treiben den Ackerbau; ſind der Franzoſen gefährlichſte Feinde; ziehen aus Quebec viel junges Volk an ſich 301. ꝛc.
Iſis, vormahliger Tempel derſelben in Egypten, 406
Isle de Re und Oleron, Meerenge dazwiſchen 161
Isle dieu 162
Isle gravee oder Menane 196

K.

Kaheva, eine von den drey Städten, daraus Cairo beſtehet 377 ꝛc.
Kälte nimmt zu, je höher man auf die Berge ſteiget, 67. 68. 69. Weitere Betrachtung darüber, 72 ꝛc.
Kameele, die abgeladene läßt man im Sande herum ſpatzieren 399
Kaninchen in Acadien, ſind eigentlich Haſen und ändern im Winter die Farbe und den Geſchmak 220 ꝛc.
Karamboch ſ. Hirſe.
Kieſelſteine, die man verarbeitet 363
Kinderblattern, daran ſterben des Winters viele in Egypten 328
Kloſter der Märtyrer, in Egypten deſſen Beſchreibung 352
Kloſter des heiligen Antons, in Egypten, Merkwürdigkeiten daſelbſt, 365 ꝛc. Mönche in demſelben 367 ꝛc.
Kloſter des heiligen Macarius, in Egypten, deſ-

ſelben

ſelben elender Zuſtand 391. 396
Kloſter des heiligen Pauls, in Egypten, deſſen Merkwürdigkeiten, 269 ꝛc. Mönche daſelbſt 371
Kloſter des heiligen Senodius, in Egypten, wird beſchrieben 360 ꝛc.
Kloſter, ein Coptiſches dem heiligen Johann dem kleinen gewidmetes, in Egypten 375
Kloſter, ein Syriſches, in Egypten, ſchlechter Zuſtand deſſelben 296
Kous, ein Dorf, vormahls eine Stadt in Egypten, 341 ꝛc.
Kühe und Kälber ſchlachten die Acadier nicht, 225

L.

Labyrinthe, drey zerſtörte in Egypten 383
Labyrinth Mendes, 385
Labyrinth Möris, das vermeynte, ſ. Caron.
Laporquera, Flecken in Peru, deſſen Lage 12[illegible]
Latacunga, ein Volcan 91
Latacunga, eine kleine Stadt in Peru, 93 ꝛc.
wird durch ein Erdbeben zerſtöret, 97 ꝛc. 99. 103
Latone, Capelle derſelben in der ehemahligen Stadt Butte, in Egypten 405 ꝛc.
Leberſchnapper, ſ. Seemeeven.
Lima, Stadt in Peru, iſt dreymahl durch Erdbeben verwüſtet 191 ꝛc.
Llamas, ein Thier in Quito 43
Löwen in Peru ſind eigentlich keine 10
Luft, deren Dünne zu Quito verurſacht den Reiſenden [illegible] großſe Beſchwerniß 45 ꝛc. wenn ſie in Egypten ſchädlich ſey, 329 iſt daſelbſt überhaupt ungeſund 330
Lufterſcheinung außerordentliche, 10 ꝛc. 56
Luxor, ein Dorf in Egypten, wo Thebe geſtanden, Alterthümer daſelbſt 343 ꝛc.
Lycopolis, ſ. Siut.

M.

Macas, eine Landſchaft in Peru 106
Madſime, ein Dorf in Egypten,

gypten, Merkwürdigkeiten davon 335
Madrepore 369
Magnetnadel, Beobachtungen von ihrer verſchiedenen Abweichung 115
Mahometaniſche Lehre, deren vier Hauptſecten zu Cairo 379 ꝛc.
Maleki, eine von den vier Hauptſecten der Mahomethaner 379
Mammelucken, deren Gewalt in Egypten, 418 ſind gröſtentheils Georgianer oder Cirkaſſier, 418
Mandeln, bittere gebraucht man das trübe Nilwaſſer klar zu machen 328
Manſelut, Stadt in Egypten, wo viele Leinwand gemacht wird 372
Manſure, Stadt in Egypten und ihre Handlung wird beſchrieben 405
Manta, ehemahlige Hauptſtadt in Peru 11
Mar[illegible]nbäume, hohe Bäume in Peru [illegible]15
Maringoinen, eine Art Mücken in America, [illegible]21
Mariquita, kleine Stadt in Peru, deren Lage 115
Marmor iſt ſehr häufig an den Ufern vieler Flüſſe in Peru 130 ꝛc.
Maron, ein See in Egypten, wird irrig für den See Morris gehalten 383-385
Mayz oder Indianiſches Korn 34-42
Meaux, Herrn von, irriges Urtheil von der Egyptiſchen Luft 328
Mecka wird aus den Egyptiſchen Einkünften des Großſultans unterhalten 415
Medina el Habu, zerſtörte Stadt in Egypten, Beſchreibung der dortigen Alterthümer 347 ꝛc.
Meer ohne Waſſer in Egypten 393 ꝛc.
Meltezens, Herren der Dörfer in Egypten, 416
Memnons Bildſäule in Egypten 346
Menane, ſ. Isle gravee.
Mendon oder Teufel, den die Wilden in Acadien verehreten 272
Menes, wird von einem Croco-

Crocodill über einen See geführet 383
Mercaderas, ein Dorf in Peru, deſſen Lage, 114
Meor ſ. Cairo.
Meſtitzen, Anmerkungen von denſelben, 146 ꝛc.
les Mines, eine Pflanzſtatt in Acadien, 204 ꝛc
Minie, ein Dorf in Egypten 376
Miſſionarien, Römiſch Catholiſche zu Cairo richten nicht viel aus 382
Möris See, in Egypten, Unterſuchung, wo derſelbe gelegen ſey 388
Möroe, eine Inſel in Nubien 424
Mompox, ein Hafen in Peru, deſſen Lage, 114. 116
Mondſinſterniß, Beobachtung derſelben 4 ꝛc.
Moräſte geben die beſten Aecker ab in Acadien, 200 209
Moſchee der Blumen, eine Mahometaniſche Schule zu Cairo 379
Mühlenfluß, in Acadien, deſſen Beſchreibung, 201
Muſtiken ſ. Maringolnen.

N.

Natrum, wo es herkomme, 391 ꝛc. 394 ꝛc. gehöret zu des Groß-Sultans Einkünften und der Diebe wegen wird Wache dabey gehalten 395
Nebel und Wolken ſind nicht unterſchieden, 54 ꝛc.
Nedebe, ein See in Egypten, wo das Natrum im Winter geholet wird 392
Neu-Frankreich, Beſchreibung der Sitten ſeiner Einwohner, 204 ꝛc. dieſe ſind ſehr fruchtbar, 207 ꝛc. ſie fangen an ſich mit gutem Erfolge auf die Fiſcherey zu legen, 211 ꝛc. ſind treue Unterthanen von Frankreich 212 ꝛc. lieben die Jagd, 216. ꝛc. was ihre Nahrung ſey, 218 ꝛc. das Land iſt voll von beſonderen Gewächſen, 306
Neypa, kleine Stadt in Peru, deren Lage, 115
Nichekaminu, nennen die Wilden in Acadien die Sonne, welche ſie als einen Gott verehreten, 272

Nil überſchwemmet das Land, 322 ꝛc. Urſache und andere Umſtände ſolcher Ueberſchwemmung, 324 ꝛc. Deſſen Abnehmen, 326. was von der vorgegebenen Gährung deſſelben zu halten ſey, 327 ꝛc. Mittel deſſen trübes Waſſer klar zu machen, 328. deſſen ſieben Hauptmündungen, 421 ꝛc. ſeine Canäle, 423. Inſeln, die er machet, 424.
Nokta, was es bedeute 325
Nordwind machet, daß der Nil anwächſet, 324 ꝛc. zu welcher Zeit er in Egypten wehe 329

O.

Obelisken, alte in Egypten, 336. 343. 345. zween zu Alexandrien 411
Oberegypten wird von den Arabern beſeſſen, 355
Ochſen werden ſtatt der Maulthiere in den Cordilleras gebrauchet 127
Ocker, rother, grüner, brauner und gelber, wo er gefunden werde 369
Oelberg ſ. Gebel el Zeil.
Oſiva, gefährlicher und ſchneller Fluß in den Cordilleras 33
Orakel, das berühmteſte Egyptiſche, wo es geweſen 405
Orenok, Fluß in America 127
Outaois, ein Volk unter den Wilden in Acadien, 300 ſind der Franzoſen Freunde, 303. eſſen nichts als Fleiſch 304.
Oxyrinchus ſ. Hu.

P.

Palmbäume, vielerley und beſondere Arten derſelben in Peru 15
Palourdes, eine gewiſſe Art von Seevögeln 188 ꝛc.
Pambamarca, ein Berg in Peru, beſondere Lufterſcheinung, welche die Academiſten daſelbſt beobachtet 56 ꝛc.
Papageyen, viele in Peru 17
Paſto, kleine Stadt in Peru, deren Lage 114
Patriarchen, einen haben die Griechen und die Copten in Cairo 382
Pelicanen, zween werden zum fiſchen gebrauchet, 408

Register.

Perlenmutter wird um Sues gefiſchet 403

Peru, darin iſt das Land mit Graben durchſchnitten, 88

Peruaner, deren Sitten, 138 ꝛc. Kleidung, 145

Peruaniſche Küſte, ob ſie jemahls ſtark bewohnt geweſen, 12. Bäume und Gewächſe in dortigen Wäldern 13 ꝛc.

Peſt, wenn ſie in Egypten aufhöret, 125 ꝛc. herrſchet insgemein alle fünf Jahre daſelbſt 330

Pferde ſind den Wilden in Acadien fürchterlich, 276

Pferdezucht in Peru 9

Pichincha, ein Berg in Peru, daran Quito liegt, 46 ꝛc. 59. iſt ſchwer zu erſteigen, 47. 76. 90. Beobachtungen auf demſelben 51 ꝛc

Pico, Berg auf der Inſel Teneriffa, iſt unrichtig von dem P. Feuillee ausgemeſſen 63

Piedras pintadas 117

Pignon, Franzöſiſcher Conſul zu Cairo 396

Pirogen, eine Art Kähne in Peru 9. 141

Pito, eine Art von Aloe in Peru 141

Pla-cotez des Chiens, die elendeſte Nation unter den Wilden in Acadien 305

la Plata, Stadt in Peru, ihre Lage 115 ꝛc.

Platine, eine Gattung Kieß in Peru 83

Popayan, Stadt in Peru, Lage derſelben, 115

Port Royal, in Acadien, Beſchreibung des Ortes, 198 ꝛc. des Hafens daſelbſt 201

Poſſidium, ein bey den Alten berühmtes Vorgebirge unweit Alexandrien 411

Pueblo del Re, ein Dorf in Peru, hölzernes Kreuz daſelbſt, welches halb verſteinert iſt 133

Puerto Viejo, Spaniſche Pflanzſtatt in Peru, deren Beſchreibung 6

Pugnalie, ein zum Theil eingeſtürzter Berg in Peru 98 ꝛc.

Pyramide, die von Joſeph gebauet ſeyn ſoll, nebſt verſchiedenen andern in Egypten, 376. des Menes und Aſichis, 383

Q.

Quito, Provinz im ſüdlichen America, hat kein Gold

Gold, iſt aber fruchtbar, 84 ꝛc. Die Einwohner darin wohnen unter allen Völkern am höchſten, 45. Hauptſtadt in derſelben gleiches Namens, in den Cordilleras, hat nord- und ſüdwärts eine ſchöne Gegend, 36 ꝛc. Beſchreibung der Stadt, 37 ꝛc. Lage derſelben, 46 ꝛc. hat von dem Volcan Pichincha gelitten 76

R.

Rebhühner in Acadien. Beſchreibung derſelben 218 ꝛc.

Regen. In einem Theile von Peru regnet es gar nicht, und in dem andern beſtändig 24. 25
Urſache davon wird unterſucht 25-30.
Ob es wahr ſey, daß es in Egypten nicht regne? 326 ꝛc.

Renegaten beſitzen alle vornehme Kriegsbedienungen in Egypten 418

Rennthier, ſ. Caribu

Reuterey, Türkiſche in Egypten 415

Rindfleiſch, wie man es in Acadien friſch erhält 224

Rohr. Davon werden die Häuſer in Peru gebauet 6 ꝛc.

Roſette. Beſchreibung dieſer Egyptiſchen Stadt 409

Rothe Meer. An deſſen Ufern ſind viele Muſcheln und verſteinerte Pflanzen 369. woher es wahrſcheinlicher Weiſe ſo genannt worden. 404
Ort, wo die Iſraeliten dadurch gegangen ſeyn ſollen 404

Roucou. Die Indianer ſtreichen ſich damit roth an. 141

S.

Sagaino. Oberhaupt der Wilden in Acadien wird beſchrieben 261 ꝛc

Salmiac, vieler wird zu Manſure in Egypten bereitet 406
Beſchreibung der Art und Weiſe denſelben zu bereiten 424 ꝛc.

Salz führen die Winde in Egypten mit ſich 329
Ein beſonders mineraliſches daſelbſt 363
wird in Egypten aus dem See Mendes bereitet 336
Das Salz auf dem See

Secte in Egypten verhärtet ſich, daß man mit den Cameelen darüber gehen kann 392
St. Catharina des Salines ein Dorf in den Cordilleras wo vieles Salz iſt 87
St. Johannesfluß in Acadien. Schanze an demſelben 261 ꝛc.
Säule des Kayſers Alexander Severus in Egypten 373
Des Pompejus in Alexandrien 411
Sauteurs eine wilde Nation in Acadien 304
Schatten. Die Academiſten ſahen auf den hohen Gebirgen in Peru ihren eigenen mit verſchiedenen Cronen auf den Wolken 56 ꝛc. Erklärung dieſer Lufterſcheinung. 57 ꝛc.
Schieferſtein, deſſen Verwandſchaft mit dem Marmor 132
Schiffe auf dem rothen Meere, die auf beſondre Art regieret werden 401
Schiffjunge wird gepeitſchet um guten Wind zu erhalten 157
Schite eine Art von Steinen in Peru 132
Schlangen, gefährliche in Peru 19
innerhalb der Cordilleras ſind keine 41
Eine die man wieder lebendig machen kann 137
Eine wunderbare zu Eridy in Egypten, die für den Teufel gehalten wird 358
Schminke wird von den Wilden in Acadien ſtark gebraucht 289
Schnee. Deſſen obere und untere Grenze 59 ꝛc. Horizontallinie deſſelben 63. Deſſen Dicke in den Cordilleras 79
Schuhe der Wilden in Acadien werden beſchrieben 230
Schwefel, wird von dem unterirrdiſchen Feuer in Egypten ſublimiret 364
Schweine, darauf halten die Acadier viel 222
Schwitzöfen der Wilden in Acadien 289
Scorpionen in Peru ſind nicht ſo giftig als an andern Orten 20
Secte, ein See woraus das Natrum im Sommer geholet wird 392
See des Königs Mendes, ſ. Maron
Seemeven, eine Art derſelben und Merkwürdigkeiten davon 187 ꝛc.
Seewölfe, wie die Acadier ſolche fangen 216 ꝛc.
Sela-Eddin erobert Egypten 378
Sialbäume 362. 365
Siut, ein Flecken in Egypten, ehemahls Lycopolis 372
Smaragd, ein großer ward ehemahls in Peru göttlich verehrt 11
Sonnen, zwo zeigten ſich am Horizont in Peru
Urſache davon wird unterſucht 10

Son-

Sonnentempel zu Cuſco deſſen Ueberbleibſel 148
Spinne eine ſehr ſchädliche in Peru und Verſuche damit 134
Stein in Egypten, der zur Fruchtbarkeit der Weiber helfen ſoll 357
Steinöl in Egypten 364
Sterndeuterkunſt, dadurch will man in Peru die Zeit der Erdbeben vorher beſtimmen 99
Weitläuftiges Urtheil davon 99. 100 ꝛc.
Sues, Stadt am rothen Meere, Beſchreibung derſelben 400 ꝛc.
Syenne. S. Aſſena.

T.

Tama eine Bildſäule in Egypten 347
Tamalameque, Stadt in Peru. Lage derſelben 116
Tambos alte Indianiſche Gebäude, künſtliche Arbeit daran 148 ꝛc.
Taſchenſpielerkünſte der Wilden, in Acadien 296
Tatacua, eine Schlange wird beſchrieben 137
Tatu ein Thier in Peru wird beſchrieben 20
Taur ein Stab der Mönche in St. Antonskloſter in Egypten 367
Tentyris, vormahlige große Stadt in Egypten 337. 341
Terpentin eine beſondere Art deſſelben in Acadien, womit die dortigen Wilden ihre Wunden heilen 289
Thebais, Landſchaft in Egypten, Beſchreibung derſelben 354 ꝛc.
Thebe S. Luxor.
Theyde S. Pico.
Thiere, vierfüßige in Egypten 419
Thurm der Araber S. Abuzir.
Timonium ein ehemahliges Gebäude des M. Antonius in Egypten 411
Toback rauchen die Wilden in Acadien ſehr ſtark 282
Tobacksberg, S. Gebel el Ducan.
Trappen, Zugvögel in Acadien 228
Tucan, ein beſonderer Vogel in Peru 17
Türkiſche Staats- und Kriegs-Verfaſſung in Egypten 414
Tyger thun großen Schaden in Peru 18
es ſind keine in den Cordilleras 41
Tygerkloſter in Egypten. ſ. Kloſter des heil. Pauls.

U. V.

Ueberſchwemmung, plötzliche aus dem Berge Cotopaxi in Peru, 94 ꝛc. eine andere, 98
Verſteinerte Fahrzeuge, die man ſich in Egypten zu finden einbildet 392 ꝛc.
Verſteinerte Schafe in Egypten, ſind gewiſſe Felſenſpitzen 388
Verſteinerte Schnecken und Pflanzen in Egypten 369
Verwundungen, Art der Wilden in Acadien ſolche zu heilen 289
Vicunnas, Peruaniſche Schaafe 43

Villa Vieja, Stadt in Peru, deren Lage 115
Villebon, Ritter von, Oberbefehlshaber in Acadien, ſtirbt 265
Ungeziefer in Peru ſind gröſſer als die Europäiſche, 20
Vögel, deren verſchiedene Arten in Acadien, 234 mancherley Arten derſelben in Egypten, 419
Vögelinſel in Acadien 236
Urſu, ein Dorf in Egypten 353

W.

Waſſer in einem Graben in Egypten, deſſen vermeynte beſondere Kraft 372
Waſſer, wie ſich die Egypter damit verſehen, 329
Waſſerfall in Peru, der gröſſeſte in der ganzen Welt, 128
Waſſerleitung, berühmte zu Cairo 381
Weinhandel, hat die Stadt Lima allein 41
Wetterglas des Herrn von Reaumur, wie hoch es auf der Küſte von Peru geſtiegen, 22. wie hoch innerhalb der Cordilleras, 41. verſchiedene andere Beobachtungen mit demſelben, 43. 45. 48. 77. 80.
Wilden in Acadien werden beſchrieben, 240. Nahrung und Unterhalt derſelben, 240. ihre Heirathen, 253 Erziehung ihrer Kinder, 257. ihre Befehlshaber ſ. Sagaino. Viele Schmauſereyen derſelben, und wie ſie ſich dabey verhalten, 258 266 ihre Kriege, 268 ihr Aberglaube, 269. wie ſie vordem ihre Todten beerdiget haben, 272. ſind gaſtfrey, 274. zugleich ſo furchtſam, als unerſchrocken 275 beſonders ſittſam ein merkwürdiges Exempel davon, 277. ſind zuweilen frech u. unverſchämt, 278. Kleidung derſelben 279. und beſonderer Kopfputz, 281 machen ſich allerhand Zeichen in der Haut, 282 ihre Mahlerey und Art ſich einander zuzuſchreiben, 283 ihre Zeitrechnung, 284 ſingen überaus lieblich, 284 tanzen deſto ungeſchickter, 285. wiſſen an den Fußſtapfen eines Menſchen, von welcher Nation er ſey, 287. haben einen ſtarken Geruch, 241. 287. werden ſehr alt, 288. ihre Heilungskunſt, 289. deren verſchiedene Nationen, 299.
Wind, deſſen Beſchaffenheit in Egypten, 329
Winter, deſſen Dauer in Egypten, 329
Witterung zu Quito 44
Wolken und Nebel ſind nicht unterſchieden ſ. Nebel
Wolkenhimel, eingebildeter anmuthiger Aufenthalt übrr demſelben 67

Y.

Ypiales, Ort in Peru, deſſen Lage 114

Z.

Zähne der Wilden ſind ſehr weiß 281
Ziegeninſel, bey Portroyal 201
Zucker, einen beſondern ziehet man in Acadien aus den wilden Feigenbäumen, 233

E N D E.

Anweiſung an den Buchbinder.

Die Karte von den Triangeln der Mittagslinie wird zu der erſten Seite, und der Seiten-Abriß der Cordilleras zu der 152ſten Seite gebunden.

Druckfehler.

Seite	Zeile	wird geleſen
6	9	welchen
8	24	Brodtes
26	25. 26	ſehen kan
36	21	ſie daſelbſt
76	6	kann
80	11	in dem unterſten Theile der öſtlichen und
297	21	den ſie
362	21. 22	Gebirgen eing'faſſet iſt und van den Arabern Macanaebibe genannt wird.

zu
ras

und

r a-
irb.